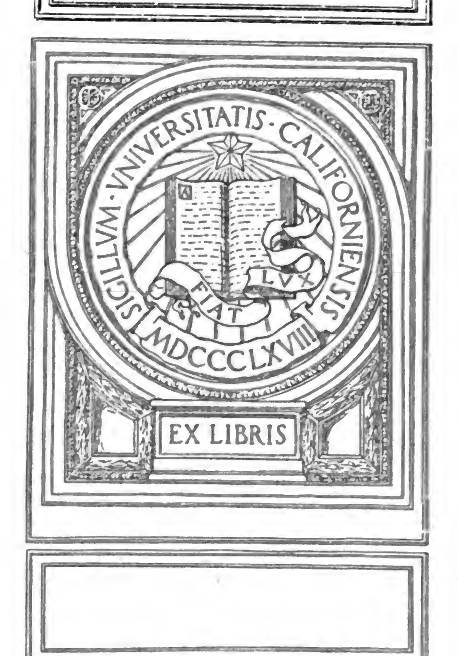
Goethe und Schiller

Heinrich Voss, Johann Wolfgang von Goethe, ...


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Goethe und Schiller

in persönlichem Verkehre.

Nach brieflichen Mitteilungen

von

Heinrich Voß.

Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben

von

Georg Berlit,
Gymnasial-Oberlehrer.



Stuttgart 1895.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Fräulein Hedwig Hildebrand

in Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Die hier in einem Neudruck dargebotenen Briefe von Heinrich Voß, dem Sohn des berühmten Homerübersetzers und Dichters der „Luise", sind zwar in ihrem Werte für die Kenntnis des Lebens und der Art unsrer beiden größten Dichter von deren Biographen längst geschätzt, auch verwertet worden, aber selbst unter Verehrern Goethes und Schillers wohl nicht so bekannt, wie sie verdienten. Und doch, wer sich einmal an diesen herzerquickenden Briefen erfreut hat, in dem ist gewiß auch schon der Wunsch rege geworden [1]), daß

[1]) Die im Buchhandel vergriffenen „Mittheilungen über Göthe und Schiller" — sie bilden die 1. Hälfte des II. Bandes der „Briefe von Heinrich Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg 1834" — wieder ans Licht zu ziehen und um neue Freunde für die gemütvollen Aufzeichnungen zu werben, lag längst in des Unterzeichneten Absicht. Als er endlich an die Ausführung eines alten Lieblingsgedankens schritt, schien ihm unerläßlich, auch die im Archiv für Litteraturgeschichte Bd. 4 (1875) und Bd. 11 (1882) veröffentlichten Briefe den „Mittheilungen" hinzuzufügen. Von einem Abdrucke der in „Goethes Gesprächen von W. v. Biedermann" mitgeteilten Stücke aus andern Briefen, besonders denen an Abeken, deren Originale die Königliche Bibliothek in Dresden verwahrt, ist nicht nur aus äußeren Gründen abgesehen worden,

die warmherzigen Berichte und Schilderungen des liebenswürdigen Briefschreibers, durch die unsre beiden Großen uns menschlich so nahe gebracht werden, einen größeren Leserkreis gewinnen möchten. Denn obwohl Bruchstücke aus den „Mittheilungen" [2]), selbst in der

---

sondern auch deshalb, weil deren Herausgabe schon von andrer Seite vorbereitet war. Die erste Bekanntschaft mit dem Voßschen Büchlein (im Jahre 1874) dankt der Unterzeichnete seinem unvergeßlichen Lehrer Rudolf Hildebrand (gest. 28. Oktober 1894), der von den „Mittheilungen" stets mit Wärme und Anerkennung für den Verfasser sprach.

[2]) Diese (106 S.) erschienen zusammen mit den „Briefen an Christian Truchseß" (108 S.) als II. Bd. der erwähnten Sammlung, deren I. Bd. den „Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Heidelberg 1833", der III. (1838) auf S. 1—38 ein Lebensbild Heinrichs „nach Mittheilungen seiner Mutter" enthält. Neben den Briefen Heinrichs sind diese Aufzeichnungen der Mutter, die durch die „Briefe von Johann Heinrich Voß u. s. w., herausgegeben von Abraham Voß" (3 Bde. Heidelberg 1829—1833) in einzelnem ergänzt werden, sowie die Biographie des Vaters von W. Herbst Johann Heinrich Voß (2 Bde. in 3 Tln. Leipzig 1872—1876) die Hauptquellen für die Lebensgeschichte Heinrichs und haben auch der nachfolgenden anspruchslosen Skizze die Grundlage geboten. Ernestine Voß veranlaßte die Sammlung seiner Briefe und die Veröffentlichung von Auszügen daraus, um den Charakter des vielfach verkannten Sohnes (Briefe von Heinrich Voß III, 28) „denen, die ihn liebten, anschaulich zu machen und denen, die ihn nicht kannten, als Vorbild und Stärkung im Streben vorzuhalten". So äußert sie sich in den schönen — die herrliche, echt deutsche Frau, Gattin und Mutter so trefflich charakterisierenden — Briefen an Heinrichs Freund B. R. Abeken, die Friedrich Polle 1882 und 1883 (in den Programmen des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden) herausgegeben und mit liebevollen Erläuterungen begleitet hat. Heinrichs Wunsch, seine Briefe nicht drucken zu lassen, dessen die Mutter (bei Polle 17, 4) gedenkt, erklärt sich doch haupt-

Form ihrer ersten Veröffentlichung, schon zu allgemeinerer Kenntnis gelangt sind [3]), so wirken die unschätzbaren Berichte mit ihrem ganzen Reize doch nur in dem Zusammenhange, aus dem sie meist herausgerissen werden. Erst so erzeugen sie den vollen Eindruck der Treue und Wahrhaftigkeit, den ein persönlicher Verkehr allein den Worten unsres Gewährsmanns verleihen konnte [4]). Aber auch der Jüngling, der so begeistert, treuherzig und bescheiden von seinen Helden erzählt und uns in ein reines Gemüt blicken läßt, hat etwas Anziehendes und verdient wohl, daß man von seinem eigenen Leben erfahre, auch wenn es keine ungewöhnlichen Schicksale aufweist.

Mit der Begeisterung und dem Eifer der Jugend, die in den großen Dichtern so gern auch die großen Menschen verehrt und zu ihnen als Vorbildern des eigenen Lebens aufblickt, gab sich Heinrich Voß in kindlicher Verehrung den beiden Männern hin und nahm

---

sächlich wohl aus der Rücksicht auf Lebende und die Zartheit vieler in den vertraulichen Briefen besprochener Verhältnisse. Vgl. S. VIII Anm. 5 und (L. Urlichs) Charlotte v. Schiller 1, 356. 357.

[3]) Nun auch durch „Goethes Gespräche" von W. Freiherrn v. Biedermann. 9 Bde. Leipzig 1889—1891.

[4]) Der bereits von Palleske hervorgehobene Widerspruch in den Angaben auf S. 45 und S. 69 der „Mittheilungen" ist, wenn nicht auf die in den Erläuterungen (zu 8, 1) versuchte Weise, kaum zu beseitigen. Bedenkt man aber, wie umsichtig Abraham Voß sonst bei der Herausgabe der Briefe verfahren hat (man vergleiche die Abweichungen im Texte der „Mittheilungen" von dem Niemeyerschen, doch wohl dem unveränderten der Handschrift), dem man nicht zutrauen kann, daß er einen derartigen Widerspruch übersehen haben würde, so scheint kaum ein andrer Ausweg als jene Auslegung der Worte (S. 211 ff.), wie gezwungen sie auch sein mag, übrig zu bleiben.

mit reinem Sinn auf, was ein fast täglicher Verkehr ihm auch von ihren häuslichen Verhältnissen zu gewahren vergönnte. Durch ihr Vertrauen geehrt, durch ihre Liebe beglückt, verkehrte er mit beiden Herrlichen wie ein geliebter Sohn und jüngerer Bruder, und indem er mit und für Goethe arbeitete und als bevorzugter Gesellschafter an traulichen Winterabenden durch mehr als zwei Jahre sich an Wissen und Weisheit wachsen fühlte, ließ er sich von ihm leiten, wie von einem geistigen Vater. Und wer hätte uns unter den jüngeren Freunden Schillers nicht nur von dem „liebenswürdigen" Menschen, sondern auch von dem heldenhaften Kämpfer ein ergreifenderes und erhebenderes Bild hinterlassen, als Heinrich Voß, der in der verehrungsvollen Hingebung und dem Verstehenlernen der beiden wo nicht den einzigen, doch den Hauptgewinn seines Weimarer Lebens erblickte!

An seinem Glück auch gleichgesinnte Freunde teilnehmen zu lassen, war ihm Bedürfnis, und so gab er in vertraulichen Berichten[5]) seiner unbegrenzten Verehrung einen bisweilen etwas überschwenglichen, doch stets wahrhaftigen Ausdruck und ward eben durch diese Briefe „ein gemütvoller Zeuge von der Art und dem Wesen seiner großen Gönner". Im schlichten Hausrock, wie sie ihm sich zeigten, so treten Goethe und Schiller

---

[5]) Als solche betrachtete er sie, wie aus der Besorgnis hervorgeht, der er in einem Briefe an Abeken Ausdruck gibt (Gespräche Nr. 1475), es könnten Urteile von Goethe durch ihn in Umlauf kommen; „wäre das, so verziehe es mir Goethe nimmer". Vgl. Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 496 und Goethe, Tag- und Jahreshefte 1803 (W. 27, 102 Nr. 404).

in diesen unmittelbaren Ergüssen eines überquellenden Jünglingsherzens vor uns. Aber selbst in dieser wie gegenwärtigen Nähe, in der wir die hehren Gestalten vor uns schauen, verblaßt der echte Glanz, mit dem die Verehrung ihr Bild umwebt, nicht zu eitlem Scheine, vielmehr wächst unsre Bewunderung, wenn wir sehen, wie diese Einzigen, wennschon auch sie dem sterblichen Teile ihren Zoll entrichtet haben, in der „gemeinen" Wirklichkeit der Hoheit ihres Genius nicht untreu werden.

Wie uns diese Briefe in das äußerlich so einfache, innerlich reiche und reine Dasein unsrer Größten blicken lassen, deren Freundschaft uns „ein nie gesehenes Vorbild und ein Ruhm des deutschen Namens ist", so zeigen sie uns auch, wie in den beiden für unser Vorstellen Untrennbaren in der That „das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebt ist".. Diese schlichten Aufzeichnungen dürften wohl geeignet sein, vor allem die Jugend, die für unsre köstlichsten Güter und deren Geber noch empfänglich und dankbar ist, zu erwärmen [6]). Möchten die „Funken" Goetheschen Geistes, die auch in diesen Briefen leuchten, in ihr „ausglimmen"! Möchte sie aus den Zeugnissen, die in der Erzählung von Schillers Leidenstagen uns aufbewahrt sind, einen Hauch jener sittlichen Größe verspüren, als deren lauterste Verkörperung uns doch

[6]) Aus diesem Gesichtspunkt wollen die „Erläuterungen", die darum eine gewisse Ausführlichkeit nicht verschmähen durften, beurteilt sein. In der Einleitung, die den Lebensgang des Briefschreibers erzählt, ist das Wort sehr oft W. Herbst und Ernestine Voß überlassen worden.

Schiller mehr denn irgend einer unsrer Dichter gelten darf. Scheint ja auch für unsre Tage gesagt zu sein, was Heinrich Voß am 5. April 1808 an Charlotte v. Schiller schreibt: „In unseren Zeiten, wo die heilige Kunst durch so viel Unwürdiges entweiht wird, thut es not, die ehrwürdigen Toten aus dem Grabe zu erwecken. Ist unser Feuer erloschen, so müssen wir uns, um nicht zu Tode zu frieren, an fremdem Feuer erwärmen."

Es ist ein Hauptstück im Glaubensbekenntnis und ein innerstes Anliegen unsrer besten Volksgenossen, daß „wir die lebendige Persönlichkeit dieser beiden vor uns sehen und durch diesen edelsten Verkehr unser Leben bereichern müssen" [7]). Diese heilige Ueberzeugung zu festigen und mitverbreiten zu helfen, dazu möchte an seinem bescheidenen Teil auch der Herausgeber dieses Büchleins beitragen.

Leipzig, den 13. März 1895.

Georg Berlit.

---

[7]) H. v. Stein, Goethe und Schiller S. 125 (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 3090). Vgl. auch die herzliche Aeußerung Goethes an Schillers Sohn Karl von dem Segen, den sein Vater über das Vaterland gebracht hat (Goethe-Jahrb. 1, 277).

Heinrich Voß.

Geboren den 29. Oktober 1779, gestorben den 20. Oktober 1822.

Am 25. Oktober 1778 hielt Johann Heinrich Voß [1]) in dem damals „weltabgeschiedenen" Otterndorf im Lande Hadeln (etwa zwei Meilen von Kuxhaven, auf dem linken Ufer der Elbe gelegen) mit Weib und Kind seinen Einzug als Rektor der dortigen Lateinschule — noch nicht der gefeierte Verdeutscher des Homer und be-

[1]) Schon 1782 vertrieb ihn das Marschfieber, das im Jahre zuvor das ganze Haus heimgesucht hatte, aus der neuen Heimat, und er vertauschte die bleiernen Nebel von Otterndorf mit dem „fruchtwallenden" Seethal von Eutin, der Hauptstation seines Lebens; hier wirkte er zwanzig Jahre als Rektor. Da er die letzten Jahre kränkelte, bewilligte der ihm wohlgeneigte edle Fürstbischof den erbetenen Abschied und eine „anständige" Pension von 600 Thalern, damit er in einem milderen Klima seine Gesundheit herstellen und seiner gelehrten Arbeit leben könne. So siedelte er im September 1802 nach Jena über, wo seine ältesten Söhne Heinrich und Wilhelm seit Michaelis 1801 studierten. Aber zum großen Verdrusse Goethes folgte er bereits im Sommer 1805 einem Rufe des Kurfürsten, späteren Großherzogs von Baden nach Heidelberg, wo er hochbetagt am 29. März 1826 starb (geb. 20. Februar 1751 in Sommersdorf unweit Wahren in Mecklenburg).

wunderte Dichter der Luise[2]). Das ersehnte Schulamt, dessen Einkünfte sich ohne die Wohnung auf 350 Thaler beliefen, gestattete nur eine bescheidene Lebenshaltung; aber ein einfacher, zufriedener Sinn und die hingebende Liebe einer der edelsten Frauen, die für die geistigen Bestrebungen des mit wahrer Ehrfurcht geliebten Mannes Verständnis hatte, schufen in äußerlich beschränkten Verhältnissen ein echt deutsches Hausleben und ein in langer Ehe nie erschüttertes Familienglück. Noch an seinem letzten Geburtstage begrüßte der Fünfundsiebzigjährige die zärtlich geliebte Gattin[3]) mit dem rührenden Geständnis: „Du bist mir jetzt noch eine Braut“, und voll Stolz durfte die Siebzigjährige in dem Brief an Goethe vom 20. April 1826[4]), worin sie dem alten Freunde den Tod des geliebten Mannes berichtet, rühmen, daß sie „zweiundfünfzig Jahre die Freundin seines Herzens, neunundvierzig Jahre seine treue Lebensgefährtin gewesen sei, vor der er keinen Gedanken seines Herzens geheim hielt“. Schönere Idyllen als Voß geschrieben hat, sagt Scherer, sind die einfachen Berichte seiner

---

[2]) Auch des schönen Sylvesterliedes „Des Jahres letzte Stunde“, das durch die Komposition von J. A. P. Schulz berühmt geworden ist, sowie der Musteridylle „Der siebzigste Geburtstag“, einer Perle unserer Litteratur, darf hier wohl gedacht werden.

[3]) Geb. den 31. Januar 1756 in Meldorf in Ditmarschen, gest. den 10. Mai 1834 in Heidelberg. Ernestine V. war die Schwester von Heinrich Christian Boie (s. Vorbemerkung zu Brief 1) und Tochter eines würdigen Geistlichen von aufrichtiger Frömmigkeit, von dem Voß die Hauptzüge für den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau entlehnte (Weinhold, H. Chr. Boie, S. 4).

[4]) Goethe-Jahrbuch 5, 95. Vgl. Briefe von J. H. Voß 3, 2, 205.

Ernestine[5]) aus den Zeiten des ersten Schulamtes, aus dem ärmlichen jungen Haushalt, in dem es abends nur ein Licht gab, weshalb neben das Arbeitspult des Mannes ein Tisch und auf den Tisch ein Stühlchen gestellt werden mußte, damit die Frau mit der Näharbeit sehen konnte.

In der heimlichen Wärme dieses Hausfriedens und im Sonnenschein ungetrübten Eheglückes gedieh auch die Seele des zarten Knaben, der als das zweite Kind einer noch durch jüngeren Nachwuchs gesegneten Ehe am 29. Oktober 1779 geboren ward. Nach dem frühen Tode des älteren Bruders Friedrich Leopold genoß Johann Heinrich Voß, dessen häufiges Kränkeln schon damals die Eltern mit Sorge erfüllte, all die Rechte und sorgliche Liebe des Erstgeborenen. Stetigkeit und Ausdauer in allem, was er trieb, ein bescheidener Sinn und gefälliges Wesen im Verkehre mit andern gewannen ihm schon als Kind die Zuneigung seiner Umgebung. Von der lebhaften Phantasie des begabten Knaben hat der Vater in seiner „Luise“ ein Beispiel aufbewahrt. Die Eltern, so erzählt die Mutter, nahmen das Kind einmal nach einem Gewitter mit in den Garten. Als

[5]) S. Briefe von Joh. Heinr. Voß u. s. w., herausgegeben von Abraham Voß, 3 Bde., Heidelberg 1829—33, wozu die Briefe Ernestines, die Polle herausgegeben hat, hinzutreten. — Ein treffendes Bild dieser vorzüglichen Frau entwirft auch Herbst in der Biographie von Johann Heinrich Voß (I, 129 f.). „Mir ist nie eine solche vollendete Natur gegenwärtig geworden,“ schreibt Cl. Brentano (den 18. März 1806) an A. v. Arnim (R. Steig, A. v. Arnim, Stuttgart 1894, S. 167). An eine ergötzliche Anekdote ihres praktischen Sinnes als Hausfrau, die Hermann Allmers in seinem Marschenbuche (S. 270 f.) erzählt, erinnert F. Polle a. a. O. S. 5.

sich ein schöner Regenbogen zeigte, umschlang plötzlich der kleine Heinrich den Vater, der ihn auf dem Arme trug, heftig und rief: „Vater, Vater! es regnet Blumen vom Himmel; die streut der liebe Gott für die Kinder;" und nun riß er sich mit gleicher Heftigkeit los, um die Sammlung der Blumen zu beginnen. „Ich war," schreibt er selber einmal, „etwa fünf Jahre alt und hatte aufgeschnappt, daß mein Vater ein Dichter wäre. Nun ließ ich mir beschreiben, was ein Dichter sei, und da kriegte ich Erstaunenswertes zu hören, unter andern, daß ein Dichter Federkiele aus Engelsflügeln hätte. Wie oft hab' ich die Schreibfedern meines Vaters mit Staunen betrachtet; aber nie wagt' ich sie anzurühren"[6]).

Bald nach Heinrichs Geburt, von dessen „großen blauen Augen" die beglückte Mutter den Freunden entzückt berichtet, war die Großmutter aus Mecklenburg ins Haus gekommen, die nach langem Feierabend in Eutin im achtzigsten Lebensjahre starb. Dem Enkel, der sie oft zur Vertrauten machte, fügte sich ihr Bild unauslöschlich in den Erinnerungsrahmen des Weihnachtsfestes. „Ich weiß noch," erzählte er später (an Jean Paul, den 25. Dezember 1817), „mit welcher Ehrfurcht ich des Christkinds gedachte, das ich mir als einen violetten kleinen Engel mit rotgoldenen Flügeln vorstellte, aber seinen Namen wagte ich nicht auszusprechen; bloß gegen meine Großmutter konnt' ich's, die mir noch ehrwürdiger erschien. Mehrere Tage vor dem heiligen Abend war ich still in mich gekehrt, aber nie ungeduldig. Rückte aber die heilige Stunde heran,

---

[6]) Briefe an Jean Paul S. 31.

da wuchs die Ungeduld fast bis zum Zerspringen des Herzens. O wie viele Jahrhunderte vergingen, bis endlich die Glocke erschallte. Dann rannten wir Kinder, und ha! wie ward uns, als wir in den hellerleuchteten Saal traten, und jeder vor seinen Platz. Einmal stand ich vor Entzücken und konnte nicht jubeln und nicht weinen. Meine Großmutter stand hinter mir, und rief immer auf Plattdeutsch: ‚So freu di doch, du dumme Jung!‘ und ich schämte mich, daß ich mich nicht freuen konnte, und ahnte zugleich, daß mir durch den Vorwurf Unrecht geschähe.“ Ein andermal gedenkt er eines Ausspruchs der guten Alten, deren schlichte Treuherzigkeit sich darin abspiegelt. Der zwölfjährige Heinrich will ihr den Glauben an das persönliche Dasein des Teufels wegdisputieren, da sagt sie nach einigem Nachdenken: „Ja, mein Jung, he is doch da; he wiset sik aber nich mehr, wil de Lüd' em sind to klok worden; wenn se mal wedder dumm sind, da is he uk wedder da.“

Joh. Heinr. Voß war für seine Kinder „mehr ein Gegenstand ferner Verehrung, er lebte nicht in ihrem Kreise; die eigentliche Erzieherin, Pflegerin und Bildnerin war Mutter Ernestine.“ So war sie es denn auch, die dem Knaben schon in seinem dritten Lebensjahre die Buchstaben auf Komödienzetteln zeigen mußte, auf welche Weise er spielend in kurzer Zeit lesen lernte; ebenso lernte er spielend lateinische und französische Vokabeln, kleine Verse, die ihm vorgesagt wurden, bald mit derselben Leichtigkeit ganze Lieder. Im sechsten Jahre nahm ihn der Vater täglich einige Stunden mit in seine Klasse, um durch zweckmäßige Beschäftigung die Regsamkeit seines Geistes zu erhalten. So wuchs

Heinrich „in des Vaters Lehre hinein und sog in diesen Stunden die Liebe zu den Alten, den Griechen zumal ein, zugleich aber auch die schier blinde und selbstlose Ehrfurcht vor der Wissenschaft und Dichtung des Vaters.“ Wie der rege Geist des Sechsjährigen leicht die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen erfaßte, so eignete er sich später auch die englische Sprache rasch an, in deren Studium ihn der väterliche Freund Friedrich Leopold v. Stolberg einführte. Diesem war der Knabe mit einer schwärmerischen Liebe ergeben und er blieb ihm auch treu, als der Vater in bitterer Fehde den abgefallenen Freund öffentlich bekämpfte. Auch die deutschen Dichter gewann er früh lieb und dichtete selbst. Mit besonderer Liebe umfaßte er Homer, und in seinem fünfzehnten Jahre lernte er durch Stolberg schon Shakespeare kennen, dessen „Sturm“ er in der Weihnachtszeit las, so daß ihm „seit jener Zeit Shakespeare, Weihnachten und Stolberg in der Phantasie ununterscheidbar verschmolzen“. Doch auch in mancherlei Handfertigkeiten zeigte er sich geschickt, so daß in späteren Jahren der unvermählt gebliebene Heidelberger Professor als selbstloser, dienstbereiter Haussohn der geliebten Mutter nicht nur in der Abendstunde aus den Werken Shakespeares, Cervantes', Jean Pauls, Walter Scotts und anderer Dichtergrößen vorlas, sondern auch im Garten, ja in der Hühner- und Puterpflege bereitwillig half und an der Hobelbank selbstgeflochtene Käfige arbeitete [7]). Schon als Jüng-

---

[7]) Herbst a. a. O. II, 2, 104. In seinem fünfzehnten Jahre überraschte er die Mutter am Geburtstag mit einem Spinnrad,

ling wurde Heinrich von den Eltern mehr wie ein verständiger, mit Vertrauen behandelter Freund, denn als Kind angesehen; dennoch ist der Dreißig- und Vierzigjährige bei der Anschmiegsamkeit seiner weichen Natur, auch wohl unter dem lähmenden Einflusse eines kränkelnden Körpers, zu voller männlicher Selbständigkeit auch später nicht gelangt [8]).

Im Jahre 1794 begleitete er den Vater auf einer Reise nach Halberstadt, wo er den greisen Dichtervater, den Kanonikus und Domherrn H. W. L. Gleim, der bereits im Jahre 1787 in einem Kodicill zu seinem Testament neben den Söhnen Herders, Wielands u. a. auch die des „Rektor Voß zu Eutin" mit Universitätsstipendien zu je 150 Thlr. Gold bedacht hatte [9]), kennen lernte. Von da ging es nach Weimar, wo er Wieland, Herder und Goethe sah. Da schon damals seine Bestimmung für die Philologie zu Tage trat, die seiner Ansicht nach auch dem künftigen Theologen unentbehrlich sei, studierte er von Ostern 1799 an in Halle neben der Theologie mit Eifer Philologie unter dem Begründer der philologischen Studien, dem berühmten F. A. Wolf, der zu dem bescheidenen und

---

das er selbst verfertigt hatte; auch auf Papparbeiten und Buchbinderei verstand er sich (Briefe III, 10). Vgl. (L. Urlichs) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 3, 225. Als J. H. Voß sich in Jena ein Haus kaufte, besorgte er das Tapezieren, damals noch eine Art Luxus, mit den Söhnen selbst. Namentlich Heinrich zeigte sich so geschickt in dieser Kunst, daß ihm Goethe, der ihn einst mitten in der Arbeit fand, scherzend zurief, er wolle ihn zum Hoftapezier in Weimar ernennen (Herbst II, 2, 13. 101).

[8]) Herbst II, 1, 104. Vgl. aber unten Anm. 65.

[9]) Herbst II, 2, 266.

fleißigen Studenten eine große Zuneigung faßte. Die Freunde bewunderten gewiß schon damals an Heinrich, wie es einmal Abeken aussprach, seinen „heißen, alles bezwingenden und innig beglückenden Fleiß", durch den er später einzuholen bedacht sein mußte, was ihm an ganzen Jahren durch ein hartnäckiges Leiden geraubt werden sollte. Innige Freundschaft schloß er in Halle mit gleichstrebenden und geistesverwandten Jünglingen, wie Karl Solger, Christian Niemeyer, E. v. Houwald [10]), dem Osnabrücker R. Abeken u. a., zu denen in Jena Eutiner Landsleute, wie Börm und F. A. Ukert, der 1841 als Bibliothekar in Gotha starb, in späterer Zeit der edle fränkische Ritter Christian Truchseß und Jean Paul traten. Sein weiches Gemüt schmachtete nach Herzensfreundschaft; doch, wie er selber sagte, „zogen nur wenige Menschen auf Erden ihn an; aber wer ihn anzog, der zog auch mit der Kraft des Magnetismus, und er folgte ihm als treues Eisen sein Leben hindurch." Einem der genannten Freunde danken wir aus jener Zeit eine Reihe von Erinnerungen an Heinrich Voß [11]). „Gründlichkeit im Wissen," rühmt jener, „Kraft, Deutlichkeit und Bestimmtheit im Denken und im Ausdrucke, dabei eine kindliche Anspruchlosigkeit, Gutmütigkeit, Heiterkeit, Aufrichtigkeit, Natürlichkeit, gewannen dem wackeren Voß damals die Freunde, die allein ihm wert waren. Die faden Paradegesellschaften und das verkünstelte und gezierte Treiben derselben waren nicht

---

[10]) Ueber Heinrichs Beziehungen zu ihm s. Briefwechsel mit Jean Paul S. 129 f.

[11]) S. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. 3. Reihe 2. Bd. IX. H. S. 76—112. 1830.

für den schlichten Natursohn." Dabei erwähnt derselbe — Christian Niemeyer ist der ungenannte Verfasser [12]) — einer seltsamen Eigenheit des Freundes, dessen große Reizbarkeit schon in seinen Kindesjahren die Mutter mit Sorge erfüllt hatte, daß er in Augenblicken stark erregter und überspannter Phantasie, besonders zur Zeit der Dämmerung und Dunkelheit, zuweilen Visionen hatte. Eine einst in vorgerückter Abendstunde mit Eifer geführte Unterhaltung über die Berechtigung des Wunderbaren in Schillers Jungfrau von Orleans, die Heinrich aufs lebhafteste bestritt, führte den Gegner auf den Einwurf, daß man unter gewissen Umständen in eine Stimmung versetzt werden könne, wo wir auch an ein Wunder in der Gegenwart und vor unsern Augen glaubten, und er erzählte ein Ereignis aus seiner eigenen Erfahrung. Beide saßen allein am knisternden Kaminfeuer, das Licht auf dem Leuchter war heruntergebrannt; es war Mitternacht. Mit einemmal riß Voß, der Wunderbekämpfer, die ohnedem großen Augen weit auf, die Haare sträubten sich sichtlich empor, sein Antlitz wurde wild auf eine grausenvolle Art, starr blickte er nach der Kammerthür und rief: „Was für Gesichter drängen sich da hervor? Welche Fratzen schneiden sie mir! Hu, sieh nur, wie jener da die Zähne fletscht!" So ging es eine Weile fort. Mir selbst, erzählt Niemeyer, schauerte die Haut, und ich hatte genug zu thun, ihn endlich wieder zu beruhigen. In einem Briefe kam später Voß auf diesen Abend zurück und erzählte dem Freunde, wie er

[12]) Polle a. a. O. S, 4 [3].

schon als kleiner Bube von gräßlichen Bildern heimgesucht worden sei, und klagt, daß ihn nicht eine lieblichere Phantasie auf Blumen ins Thal der Seligen führe; an jenem Abend hätte er seine alte Aufwärterin herbeicitiert und sich durch ein langes Gespräch über die beste Art eine Bratwurst zu schmoren wieder ins rechte Gleis hinübergeleiert. Mit dieser durch Nachtarbeiten gesteigerten, nervösen Reizbarkeit hing wohl auch eine gelegentlich hervorbrechende Heftigkeit zusammen, die sich in der Sprache und im Gebaren als leidenschaftliche Abneigung oder Sympathie selbst den Freunden gegenüber äußerte. Aber sein Geist war auch von Funken schöpferischen Dichterfeuers belebt, so daß die Phantasie in dem „altverständigen“ Philologen bisweilen ein recht lustiges Spiel trieb. So teilt Niemeyer eine phantastische Geschichte als des Freundes Erfindung mit, die uns seine späteren romantischen Anwandlungen wohl begreiflich machen [13]).

Eine Reise in den Weihnachtsferien 1800, auf der er in Jena mit Griesbachs bekannt wurde und in Weimar bei Goethe und Schiller freundliche Aufnahme fand, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Das war es wohl zumeist, was ihn bestimmte, Michaelis 1801 Halle zu verlassen und in Jena, wohin ein Jahr darauf auch die Eltern übersiedelten, seine Studien zu beenden. Schwerlich wird ihn, wie seinen philosophischer angelegten Freund Solger, Schelling,

---

[13]) Vgl. seine Schwärmerei für Fouqués „Undine“ und „Zauberring“ (an Truchseß, den 6. Sept. und 13. Dez. 1812); s. dazu Herbst II, 2, 104.

dessen Anziehungskraft auf die Jugend groß war, nach der berühmten Universität gezogen haben. „Ein Philosoph," lautet sein offenes Bekenntnis, „werde ich nicht, obgleich ich Schelling, den ich für einen edlen Mann halte[14]), höre. Mir fehlt der spekulative Geist." Den Gewinn, den ihm die Philosophie bringe, sah er darin, daß er sein Studium überhaupt philosophischer betrieb; und darum empfahl er das wahre Studium der Philosophie jedem: „Studium der Philosophie ist regelmäßige Ausbildung der von Natur angewiesenen Kräfte und richtige Würdigung derselben. Wenn ich Philosophie studiere, so werde ich darum kein Philosoph par excellence, wozu mich die Natur nicht bestimmt hat, sondern ich lerne dadurch nur die Dinge so richtig betrachten, wie es der Natur meines Geistes gemäß ist." Ein gesundes Gegengewicht zu dieser „ätherischen Nahrung" bildete die „gediegene Kost" der philologischen und historischen Studien. Auch in Jena sammelte sich um ihn ein Kreis von Jünglingen, die in dem bescheidenen, an Kenntnissen ihnen überlegenen Genossen stillschweigend ihr geistiges Oberhaupt anerkannten, wie der ihm beigelegte Name „der alte Ehrwürdige" beweist[15]). Dieser Name begleitete ihn auch nach Weimar,

---

[14]) Auch später (an Hellwag, den 6. Juni 1803) tritt er warm für Schellings Charakter ein, als dieser Jena eben verlassen hatte. „Vielleicht mag es gut sein, daß in Jena einmal aufgehört wird zu philosophieren. Esoterische Kenntnisse gehören nicht vor den Haufen, und vielleicht war Schelling viel zu absprechend. Aber einen der ersten Köpfe haben wir gewiß verloren."

[15]) Brief Vossens an Börm bei v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 1479. Die Chiffre D. A. E. in vielen Rezensionen der

doch meinte Goethe gegen Riemer, er komme Vossen so recht eigentlich nicht zu; denn bei aller Ehrenhaftigkeit trage er einen nicht geringen Schalk im Hintergrunde[16]). In der griechischen Gesellschaft (es waren ihrer sieben, meist Eutiner) lasen sie Aeschylus und Sophokles, darnach verblieben sie „bei einem traulichen Thee" in wissenschaftlichem Gespräch, aber auch heiterem, oft ausgelassenem Scherz bis in die Mitternacht beisammen.

So erzählt Niemeyer von einer übermütigen Scene, in die er, der damals bereits ein ernstes Schulamt bekleidete, bei einem Besuche in Jena von Voß hineingezogen ward, da er alte Freunde dort wiedersehen sollte. Um eine lange Tafel, mit dampfenden Punschbowlen und blanken Klingen geschmückt, erblickt er eine stattliche Schar fröhlicher Musensöhne, die ihm als Senior das Schwert überreichen, damit er präsidiere. Unter frohen Gesängen und Gesprächen wird die Nacht durchjubelt. Voß, der bei dieser feierlichen Gelegenheit einen braunbunten Schlafrock trug, in dem, wie er sagte, sein Vater die „Luise" gedichtet habe, wurde zwar nicht selbst von den begeisterten Bacchanten als ein zweiter Orpheus zerrissen, wohl aber der poetische Schlafrock, weil von dem Schemen des Sängers jeder eine Reliquie mit sich nehmen wollte. Er ließ es geduldig geschehen und stand zuletzt in einigen Fetzen des übriggebliebenen

---

Jenaer Litt.-Zeitung und der Heidelberger Jahrbücher weist auf ihn. S. auch die „Erläuterungen" (zu 7, 2). Heinrich selber meinte später scherzend, er habe den Beinamen erhalten, weil er „vom Schicksal zum alten Junggesellen erkoren sei" (Polle 1, 26).

[16]) S. die in einem Briefe an Abeken erzählte lustige Geschichte bei v. Biedermann, Gespräche 8 S. 279.

Unterfutters recht wohlbehaglich da. „Gegen Morgen wurde die Luft so laut, daß sich ein Vöglein hören ließ, die Scharwache sei im Anmarsch. Um mit dieser nicht in Berührung zu kommen, machte ich mich, schließt Niemeyer, in der Stille davon und habe, da die Reise in aller Frühe weitergehen mußte, seitdem den guten Voß — nie wieder gesehen.“

Von dem tiefen Eindruck, den Schiller auf ihn machte, unterrichtet uns ein Brief, den er wohl vor dem eben erzählten Vorgang an Niemeyer nach Halle schrieb. Weimar, wohin mancher Ausflug unternommen ward, hatte ihm „etwas Ehrfurchtsvolles, Heiliges“ durch die beiden Männer, die für ihn bald die Doppelsonne werden sollten, um die sich sein Dasein bewegte. „Schiller! Dieser herzliche einfache Mann, der alles liebt, was sich mit einem ihm wohlgefälligen Sinn zu ihm wendet. Und der Mann sollte kalt sein, wie mir ein Schöps sagte, und steif obendrein . . . Denke Dir einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, solange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Thätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O! der Mann ist freundlich und gut, wie wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheiratet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegenstände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Teilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen, wie Schiller.

Er weiß es und ist mir deshalb gut geworden. Es sei so selten, hat er sich geäußert, daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen. Ich darf nun zu ihm kommen, so oft ich will. Und das werde ich, wie Du leicht denken kannst, auch nicht unterlassen. Sein Gespräch ist ungemein belehrend und gibt oft in wenigen Worten vielen Stoff zum Nachdenken. Diesen Mann als Schriftsteller zu sehen und seine Miene und Gestalt mit allen seinen Werken in Verbindung zu denken, ist groß und schön; aber größer und schöner ist, diesen Mann im Kreise seiner Familie zu sehen." Wie sehr Voß schon damals im Banne der beiden Geistesgewaltigen stand, spricht sich besonders in dem Urteil aus, das er über den ihm „wegen seiner Unnatur" unsympathischen Fr. Schlegel fällte. Auch Schiller, meint er, ist erst gesund geworden, als er zur Natur zurückkehrte. „Und wem verdankt er das anders als Goethen und seinen durch Goethe erweckten besseren Einsichten? Geht nicht Schillers ganzes Bestreben dahin, zur Natur zurückzukehren, damit er durch sie und an ihr unsterblich werde, wie Homer, Sophokles u. s. w.? Und that Goethe je etwas anderes, als an der Hand der Natur wandeln? . . . Vereinigten sich nicht in seinem Geiste alle schönen Gestalten, die die Natur in Jahrtausenden zerstreuet hervorbringt, in einem Momente zu einem schönen Ganzen? . . . Was in seinem Geiste sich spiegelte, wird noch nach Jahrtausenden in dem Geiste gleichbegabter Männer sich spiegeln; was ihn entzückte oder betrübte, wird noch in kommenden Jahrtausenden die Menschen entzücken oder betrüben u. s. w."

Jener oben geschilderte Abend [17]), der letzte, den er mit Niemeyer verbrachte, lebte als ein heiteres Bild in Heinrichs Erinnerung fort [18]), aber im Grunde war es eine trübe Zeit für ihn, an die er nicht gern dachte, wie „man an den Tod und alles, was dem Tode ähnlich ist, nicht mit Freuden denkt.“ Was seine Stimmung so niederdrückt, ist die Krankheit, die schon in Halle über seine heitere Natur trübe Schatten breitete. Nur durch feste Willenskraft, schreibt Ernestine, wußte der zärtliche Sohn diese Gespenster zu verscheuchen. Kurz bevor er nach Weimar kam, auf einer Reise in die holsteinische Heimat, packte ihn die Krankheit so heftig, daß er als ein Halbtoter zu den geängstigten Eltern nach Jena zurückkehrte. Auch damals, als er des Freundes Besorgnisse, daß er durch seine rastlose Thätigkeit seinen Körper vor der Zeit aufreiben werde, durch den Hinweis zerstreut, daß er in den letzten sechs Monaten „wenig gethan“ habe, lagen böse Tage hinter ihm. Aber er ließ sich nicht niederwerfen, auch als schlimmere Zeiten kamen; es verläßt ihn die Hoffnung nicht, noch ein Greis zu werden, und nichts weniger als hypochondrisch klingt es, wenn er später dem Freunde Truchseß [19]) versichert: „Sollte ich morgen früh mich dem garstigen Knochenmann in die Arme werfen, noch heute abend wollte ich den Becher der Freude

---

[17]) Als sie „mit dem intellektuellen Pagenstecher zechten und mit dem kräftigen Solger“. P. (geb. 1776, gest. 1859) war später Pastor im Osnabrückischen und Dilettant in der Malerei. S. Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 137 (an Solger, den 30. Juli 1807).

[18]) S. die Fußnote auf S. 59 der „Mittheilungen“.

[19]) Briefe S. 8, den 12. Oktober 1810.

austrinken." Ueber der Freude am Zusammensein mit den Freunden vergißt er die böse Krankheit und ist entschlossen, der Freude zu huldigen, bis ihm der Genius des Todes naht und die Fackel löscht[20]). Aber bisweilen befiel den im Grunde seines Wesens heiteren Jüngling infolge seiner Kränklichkeit doch tiefe Schwermut.

Gegen Ende seiner Studienzeit predigte Heinrich wiederholt und nicht ohne Beifall in der Universitätskirche, aber mehr und mehr überzeugte er sich doch, daß die Natur ihn zur Philologie bestimmt habe. Da nach Beendigung seiner Studien durch die plötzliche Krankheit die Hoffnung der Eltern vereitelt wurde, ihn nach Berlin in eine Hofmeisterstelle beim Grafen Reuß-Köstritz zu bringen, auch das erledigte Rektorat in Eutin, um das sich der Vater für Heinrich beworben hatte, einem andern zufiel, sahen es alle als ein hohes Glück an, als ihn Goethe durch eine Anstellung in Weimar, die er, zugleich um den Vater ans Weimarer Land zu fesseln, aufs lebhafteste betrieben hatte, reichlich entschädigte[21]). Heinrich kam, wie er nach seinem

[20]) Ebenda S. 13, den 4. Mai 1811.

[21]) Herbst II, 2, 20. Briefe III, 17 ff. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Goethe und J. H. Voß waren bei dessen Besuche in Weimar, im Juni 1794, geknüpft worden. Ueber den Gewinn, den sich Goethe persönlich aus dem Verkehre mit dem gelehrten Kenner des Griechentums und gewiegten Verskünstler, sowie für das Weimarer Land, auch den Ruhm der von ihrer Höhe mehr und mehr sinkenden Universität Jena versprach, s. Herbst II, 1, 164 ff., 2, 18 ff. Nach K. A. Böttigers Abgang nach Dresden im Frühjahr 1804 gedachte ihn Goethe zum Direktor des Weimarer Gymnasiums und, als Voß dies ausgeschlagen hatte, gar zum Leiter des höheren Schulwesens im Lande zu machen (Briefe von J. H. Voß 3, 2, 32).

ersten Besuche in Weimar einem Eutiner Freunde, Hellwag, am 13. März schrieb, nun in sein eigentliches Element. „Ich Thor, der ich mir so gutmütig einbildete, ich hätte zu einem Prediger Neigung, da mir die Entsagung auf diesen Stand so leicht geworden ist! Nicht der Predigerstand war es, der mich anzog, sondern die Ruhe, die ich mir damit verknüpft dachte, welche ich gar herrlich für das Studium der Philologie anzuwenden glaubte. Ein Schulmann zu werden, dazu hat mich eigentlich die Natur bestimmt, und Gott sei gedankt, daß ich meine Bestimmung doch noch gefunden."[22]) Er ging unter den glücklichsten Vorbedeutungen nach Weimar, da er nach Goethes Versicherung, trotz seiner Jugend, doch nicht eine Stimme gegen sich gehabt hatte.

In Sturm und Schnee waren Voß und seine Ernestine im Vorfrühling 1804 hinüber nach Weimar gefahren, um alles für die Uebersiedelung des Sohnes zu ordnen: in seiner Wohnung richteten sie auch sich ein eigenes Zimmer ein mit Schreibpult und Nähtisch. Im Februar und Ende März hatte Goethe den künftigen Gymnasialprofessor auf mehrere Tage zu sich ins Haus eingeladen, wo sich der Schützling des großen Dichters so ungeniert bewegte, daß er sogar auf seinem Zimmer abends Tabak rauchen durfte, was bei Goethes starker Abneigung gegen das Rauchen viel bedeuten wollte. „Jeden Abend," erzählt er später[23]), „war ich mehrere Stunden bei Goethe auf seinem Studier-

[22]) Vgl. hierzu „Erläuterungen" zu 3, 1 und 25, 1.

[23]) Briefe an Truchseß S. 54, den 4. Juni 1814.

zimmer; er lag in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen, und der Minister hing mit dem Staatsrocke im Kleiderschrank.... Damals war mir Goethe so gewogen, daß ich zu jeder Zeit Zutritt bei ihm hatte."

Mit beklommenem Herzen war er hingereist, um sich zu „produzieren"; jeden andern Examinator, bekennt er dem schon erwähnten Hellwag, hätte er lieber gewünscht, als „den Goethe mit diesem furchtbar majestätischen Blick". Aber wie ward er anders gestimmt, als er zu ihm ins Zimmer trat, und nun einen lieben, freundlichen Mann fand, der ihn freundschaftlich umarmte und küßte, und so besorgt war um seine Gesundheit, die er zum erstenmal seit jener letzten Krankheit einem so strengen Winter- und Windtage ausgesetzt hatte. Goethe gefiel die offene gerade Natur Vossens, den er vor drei Jahren „etwas überspannt" (Brief an Jacobi, 23. November 1801) gefunden hatte, und er hielt ihn zehn Tage bei sich, die der Günstling des Dichterfürsten zu den froheſten und herrlichsten zählte, was er auf dieser Welt genossen. Nach dem zweiten Besuche, der Ende März stattfand, schrieb er begeistert: „Dieser einzige, herrliche Mann hat so väterlich an mir gehandelt, daß ich's nicht hinlänglich rühmen kann; er hat mir manches Kindesrecht verstattet und lebenslänglich den freien Zutritt zu seinem Herzen vergönnt. Es thut unbeschreiblich wohl, einen solchen Freund und Führer in der Fremde zu haben, auf den man, wie auf die Wahrheit und Redlichkeit selbst bauen kann.... Mehr Güte und freundliches Wesen, mehr Teilnahme und Freundesgesinnung vereinigt außer ihm kein Sterb-

licher in sich.“ So genoß er nun des schon lange im stillen ersehnten Glückes, sich unter dem Schutz dieser beiden Genien zu wissen, deren freundliches Lächeln ihn zu allem vermocht hätte. Oft wanderte er Sonnabends nach Jena hinüber; einmal auch überraschte ihn der Vater in seiner Schule und nahm in Erinnerung alter Zeiten den Faden des Unterrichts auf[24]). Höchstes Ziel war ihm die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen; ein Kind seiner Zeit wollte er „Mensch werden“ in dem hohen Sinne, den unsere Großen zu verbreiten als eine ihrer edelsten Aufgaben betrachteten. In der Nähe Schillers und Goethes weiß er sich in der Schule des Guten und Schönen. Das Bewußtsein, daß er „seiner Schule ehrenhaft vorzustehen“ mit Erfolg sich bemühe, gab ihm Selbstvertrauen und innere Sicherheit und ließ ihn die Huld und väterliche Freundschaft der beiden großen Männer bescheiden, aber ohne das drückende Gefühl der eigenen Kleinheit, als „eine Gunst ansehen, deren er sich immer würdiger zu machen habe“. Von dem ermutigenden Eintritt in sein Schulamt und der freimütigen Art, wie er mit seinen Schülern verkehrte, deren ganze Zuneigung und Liebe er sich ebenso wie die Achtung seiner Amtsgenossen und Vorgesetzten erwarb, geben uns unter andern die Briefe an Solger Kunde[25]). Er war Lehrer des Griechischen in den drei oberen Klassen, sah aber eine seiner Hauptaufgaben auch darin, den Sinn für Goethes, Klopstocks und Shakespeares Werke zu bilden, die er vorlas

---

[24]) Herbst II, 2, 21.

[25]) Nr. 27 und 27b (nebst Erläut.).

oder vorlesen ließ. So trieb er praktisch Aesthetik, indem er auch Rhythmik, Metrik und Deklamation in jene Behandlung der Dichter hineinzog. Eben hierdurch aber förderte er auch seine Bildung zum poetischen Uebersetzer, worin er seinen eigentlichen Beruf sah[26]). Die Verdeutschung des Aeschylus, die sein Lebenswerk werden sollte, nahm er damals in Angriff[27]). Neben diesem gab ihm Shakespeare, der ihm „an die Seele gewachsen war“ [28]), in seinen Mußestunden ein reines Glück.

---

[26]) Briefe III, 19.

[27]) „Mein Wunsch ist,“ schreibt er an Solger (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 139), „daß die Uebersetzung mich überlebe.“ Denselben Gedanken führt er mit hoher Begeisterung und zugleich liebenswürdiger Offenheit und Bescheidenheit in Briefen an Truchseß aus (s. Vorwort zur Uebersetzung des Aeschylus S. XIII). Vgl. auch den Brief an Goethe vom 26. Dezember 1809 im Goethe-Jahrb. 5, 78. Siebzehn Jahre arbeitete er daran, ohne das Werk zu vollenden. Erst nach seinem Tode erschien es: „Aeschylos Tragödien, deutsch von H. Voß, zum Theil vollendet von J. H. Voß. Mit dem Bilde von Heinrich Voß. Heidelberg 1826.“ Vgl. auch Goethe-Jahrb. 5, 53. 56. 84. 91. Eine poetische Rezension der Uebersetzung in Rückerts Ges. Gedichten Bd. 5 S. 180 (Ausg. 1838). — Ueber einen seiner Uebersetzergrundsätze (vgl. Charlotte v. Schiller &c. 3, 222) schreibt er an Solger, der damals am Sophokles arbeitete (Arch. 11, 102): „Hast Du die Sprache ganz in Deiner Gewalt? ich meine, ob Dir der Reichtum unserer Sprache so im Gedächtnisse liegt, daß Du unter vielem Guten das Beste und Einzigste des gehörigen Ausdrucks zu finden weißt? Bei mir ist es nicht der Fall und helfe ich mir dadurch, daß ich Luthers Bibel und Opitz und Flemming lese.“ Heinrich half dem Vater bei dem mühsamen Geschäft, für das von ihm geplante deutsche Wörterbuch seit Luther die Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts auszuziehen (Herbst II, 2, 43).

[28]) Archiv 11, 139. Vgl. Goethe-Jahrb. 5, 81 (87); Char-

„Zum Dichter," schreibt er (25. April 1810) in richtiger Selbsterkenntnis an Goethe, „hat mich die Natur nicht geschaffen; als ordentlicher Uebersetzer denke ich meinen anständigen Platz zu behaupten. Aber von jener Klasse von Uebersetzern, die, ohne sich um den inwohnenden Geist zu bekümmern, nur das Aeußerliche der Erscheinung nachbilden, werde ich mich immer fern zu halten suchen." Hier hören wir mehr den Jünger Goethes als den Zögling des Vaters reden. Auf Schillers Veranlassung bearbeitete er den Othello, der bald nach dessen Tod aufgeführt wurde; im Jahre 1806 erschien sein „König Lear", und für beide ward ihm eine „artige und schmeichelhafte" Anerkennung A. W. Schlegels zu teil[29]. Aber „das herzliche Bravo" des „alten guten Vater Goethe", dessen Wünsche

---

lotte v. Schiller 3, 222 ff. „Shakespeare kann ich immer lesen und immer mit gleicher Freude" schreibt er an Jean Paul (S. 38).

[29]) Arch. 11, 136. — Darauf bezieht sich auch ein Brief Schlegels, der in der Vierteljahrsschrift für Litt.-Gesch. 3, 550 abgedruckt ist (vom 2. Oktober 1807). Die Rezension eines Freundes (in der Jenaer Litt.-Zeit.), die „gar zu unparteiisch" ausgefallen war, erwähnt Voß gegen Goethe (den 14. März 1807). Schlegels Shakespeare-Uebersetzung nennt er 1810 „unerreichbar" (s. Goethe, Goethe-Jahrb. 5, 80 ff.), und doch war er wenige Jahre später (1814) so verblendet, zu der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Abraham (1807) begonnenen Uebersetzung — anfänglich nur der von Schlegel unübersetzt gelassenen Dramen — auch den Vater als Mitarbeiter zu verführen, der obendrein gerade die Stücke übernahm, die Schlegel übersetzt hatte. S. Herbst II, 2, 166 ff. Sehr zuversichtlich spricht Heinrich von seiner Arbeit 1820 an Goethe (Goethe-Jahrb. 5, 86) und stets begeistert über den Dichter in den Briefen an Jean Paul, worin wir manch trefflichem Worte über Shakespeares Größe begegnen, z. B. über Hamlet S. 59 und sonst.

alle er bei seiner Uebersetzung des Othello erfüllt hatte, galt ihm mehr als das höfliche Lob des Konkurrenten[30]). Goethes und Schillers Beifall spornten ihn zu eifriger wissenschaftlicher Arbeit an neben seiner Berufsthätigkeit. Um ihn recht oft in seiner Gesellschaft haben zu können, hatte Goethe ihn ganz in seiner Nähe einquartiert. An den traulichen Winterabenden lasen und rezensierten sie zusammen, wie ja Heinrich schon während seines letzten Besuches in Weimar Goethes Rezension von seines Vaters lyrischen Gedichten so recht eigentlich hatte entstehen sehen und nach Goethes Andeutungen mitschreiben helfen[31]). Daß sich zwischen seinem spröden Vater, der sich im Weimarer Lande nicht behaglich fühlte[32]), und den beiden Dichterfreunden ein freundliches Verhältnis bildete, das auf Seiten der Frauen zu einer herzlichen dauernden Freundschaft gedieh, war besonders Heinrich zu danken[33]). Auch bewegte sich Goethe in Jena frischer und freier als in Weimar; dort war er der häuslichen und amtlichen Fesseln ledig und lebte auf in der Berührung mit der Hochschule und der schönen Natur. So erschien er denn oft und gern, uneingeladen, „ganz aus seinem steifen Beruf heraus," wie Ernestine an Goethes Nichte Luise Nicolovius schreibt, „in seinen langen Mantel gehüllt,

---

[30]) Gespräche Nr. 1482. 1484.

[31]) S. Erläuterungen zu Nr. 2.

[32]) S. Erläuterungen zu Nr. 31.

[33]) Herbst II, 2, 145. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 3, 189—200; 1, 325 u. ö. Im Jahre 1810 besuchte Schillers Witwe die Freunde Voß in Heidelberg; ihre Söhne verkehrten während ihrer Studienzeit daselbst wie im Elternhaus.

mit der Zauberlaterne in der Hand," im behaglichen Heim des Voßschen Ehepaares. „Goethes Umgang," schreibt jene an einen Jugendfreund, „ist ein wahrer Zuwachs unserer Glückseligkeit. Man gewinnt ihn lieber, je mehr man ihn sieht" [34]).

Blieb auch der gewaltige Tragiker Schiller dem Verständnis des beschränkten Idyllendichters immer fremd, so gewann doch der Mensch, zumal „im Widerschein der Liebe ihres Sohnes". Das schlichte Menschentum Schillers, der sich so einfach und natürlich gab, zog unwiderstehlich an, und „der Genius der Voßschen Häuslichkeit fand freudigen und hellen Widerhall in dem glücklichen und beglückenden Gatten und Familienvater" [35]). Die Gabe vollends, ein strebendes, jugendliches Gemüt an sich zu ziehen, aufzumuntern, anzuregen mit einer wahrhaft „himmlischen Güte" war außer Goethe wohl nur Schillern in gleichem Grade eigen.

Zwei Jahre blieb Heinrich Voß am Weimarer Gymnasium; im Herbst 1806 folgte er seinen Eltern nach Heidelberg, ein Schritt, zu dem ihn nicht etwa Unzufriedenheit mit seinem Amte oder die vorläufige Auflösung des Gymnasiums nach der Schlacht bei

---

[34]) Bei Herbst II, 2, 22. Vgl. Ernestine Voß, „Ueber Vossens Verhältnis zu Schiller und Goethe", in den Briefen von J. H. Voß III, 2, 43 ff. Ihr erging es mit Goethe, wie Lotte Schiller (Brief an Fritz v. Stein, den 1. Oktober 1798).

[35]) Joh. H. Voß und Ernestine erschienen zum erstenmal zu Gast im Schillerschen Hause am 30. Oktober 1802; der liebenswürdige Wirt empfing seine Jenaer Gäste — Griesbach begleitete V. — an der Hausthür „mit jener schwäbischen Gemütlichkeit, die dem großen Manne so wohl stand und ihm rasch die Herzen gewann". Herbst II, 2, 16 und Ernestine a. a. O. S. 50.

Jena bewog, sondern die zärtliche Liebe und Sehnsucht der Eltern sowie das dieselben beunruhigende Gefühl seiner schwankenden Gesundheit. In seinem Lehrerberuf fühlte er sich glücklich, denn er wußte sich ihm völlig gewachsen. „Es gibt," schrieb er schon im Oktober 1804 an seinen Oheim Boie, „niedrigere Stufen [als das akademische Lehramt]; eine ganz auszufüllen, ist auch schon löblich. Ich gedeihe hier; auf jedem Tag, den ich hier genieße, ruht der Segen Gottes. Ich wachse an innerem und äußerem Leben, ich nehme an Kenntnissen zu; ich wirke Gutes in einem kleinen Kreis, dem ich gewachsen bin, und bilde mir ein, ebensoviel hier wert zu sein, als ein Mann von mehren Kräften in einem größeren Kreise." Und wer hörte nicht aus den Worten: „brav und gut werden und thun, wozu mich Gott geschaffen hat" die innere Gesundheit und sittliche Tüchtigkeit seiner wackern Eltern? Weimar war für ihn „eine heilige Stätte", und als er diesem Paradies entrückt ist, da kann er, in wehmütiger Erinnerung an die goldenen Tage, in seinen Briefen nicht genug rühmen, was ihm die beiden Großen gewesen sind, die „so human mit Jüngeren umgingen und ihre Ueberlegenheit sie gar nicht fühlen ließen". In Goethe sah er mehr den Vater, der liebenswürdige Schiller war ihm wie ein älterer verehrter Bruder. Mit Rührung erinnerte sich die Mutter der herzlichen Worte Schillers über Heinrich, die stets mit dem Lobe schlossen: „Sie sind eine glückliche Mutter!" Und Schillers Witwe bezeugt dem abgeschiedenen jüngern Freunde, daß er „in den schmerzlichsten Stunden ihres Lebens mit ihr geweint und der freundliche Tröster ihrer Kinder" gewesen

sei. Heinrich weiß es dem Schicksal Dank, das es ihm „unter solchen Vorbildern" leicht gemacht habe, gut zu sein und immer vollkommner zu werden.

Als Goethe und Schiller im Frühjahr 1805 von schwerer Krankheit, in der Heinrich beiden ein treuer Pfleger war, genesen sind, schreibt dieser an den Herausgeber der Jenaischen Litteraturzeitung, Hofrat Eichstädt[36]); „Goethe und Schiller, die Herrlichen, sind nun genesen. Ich habe viel Kummer und Herzeleid um beide gehabt, denn ohne diese wäre mir ja Weimar nichts geworden. Ich habe gezittert bei dem Gedanken, sie verlieren zu müssen, wie ich vor acht Jahren um meinen teuren Vater zitterte, als der zu Tode lag. Es ist doch eine unnennbare Wonne, einen Vater und väterliche Freunde, die man kindlich und fast schwärmerisch liebt, wiedergeschenkt erhalten. Ich kann diese Freude manchmal nicht zu Ende fühlen." Bei solch einem innigen Verhältnisse begreift es sich, daß die Versuchung, die im Sommer 1804 bei der glänzenden Berufung des Vaters nach Würzburg auch an den Sohn herantrat, nicht verfing: dieser wußte, was er in Weimar am Umgange mit den beiden Größten besaß; auch mißtraute er der Hochschule und seinen Kräften, für die er die Schule als das wahre Element ansah. Darum trat er allen Gerüchten von seinem Weggang mit Entschiedenheit entgegen[37]): „Ich bleibe in Weimar. Mich haben keine 1800 Gulden gelockt, meine behagliche Existenz hier aufzugeben. Ich will Mensch

[36]) Goethe-Jahrb. 6, 114.

[37]) An Solger, den 10. Oktober 1804 (Nr. 28).

werden, kein unsterblich großer Mann; und zum Menschen werde ich fürs erste nur in Weimar. . . . Mit Goethe gelebt haben zu dürfen und das nicht gethan zu haben, das wäre nach meiner Denkweise ein Leichtsinn, der mir unendliche Reue für die Zukunft bereiten würde.“ Heinrichs Ablehnung wirkte anfangs auf die Eltern schmerzlich, indessen fanden sie seinen Entschluß bald gerechtfertigt. Zur großen Befriedigung Goethes zerschlug sich der Würzburger Plan, aber im folgenden Jahre hatten die Bemühungen des badischen Kurfürsten, in J. H. Voß seinem Lande eine Zierde der Wissenschaft zu gewinnen, einen besseren Erfolg. Bald nach Schillers Tode verließ er Jena und löste sich damit eigentlich innerlich auch von Goethe, der freilich gerechten Grund hatte, sich verletzt zu fühlen, da er bei dem freundschaftlichen Verhältnis zu Voß sowie seiner persönlichen Bedeutung von jenem wichtigen Entschluß hätte vorher durch ihn selber unterrichtet werden müssen. Aus des Sohnes Briefen erfahren wir von einer leidenschaftlichen Scene, in der Goethe jenem gegenüber seinem Groll über den Schritt des Vaters Luft machte[38]). Doch ließ er den Sohn es nicht entgelten, sondern behandelte ihn nach wie vor mit Vertrauen und Liebe. Im Sommer 1805 zieht er ihn als Gehilfen bei der Umarbeitung von Hermann und Dorothea heran, die er hauptsächlich um der metrischen Vollkommenheit willen vornahm[39]). Unter

[38]) S. Erläuterungen zu Nr. 30. Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe, 7. Oktober 1827.

[39]) Gespräche Nr. 1485. II u. 1486. H. Schreyer im Goethe-Jahrb. 10, 198. Brief an Hellwag vom 26. August 1805 (Progr.

den hinkenden Hexametern wurde auch der Siebenfüßler (Gesang II. 186) aufgespürt, dem, wie der junge Korrektor meldet, „auf der Stelle ein Bein unterschlagen" ward[40]). Ueberraschend selbständig, offenbar gegenüber den Wünschen der Eltern, erscheint er in einem Briefe vom 31. Juli 1805 an Goethe: „Soviel Gutes meine Eltern von Heidelberg schreiben, soviel Gutes schreibe ich ihnen von Weimar. Dies thue ich mit Fleiß, damit meine Eltern niemals vergessen, daß für jedes Menschen Bedürfnis ein apartes Paradies existiert. Und ich habe noch eben nichts Schlimmeres verbrochen, daß ich mich gleichgültig aus dem meinigen heraustreiben ließe"[41]). Da stellte sich mit erneuter Heftigkeit das hartnäckige

von Eutin 1864, S. 8): „Mehreren seiner jüngeren Freunde hat er [bei der Ausgabe seiner Werke] Arbeiten aufgegeben, mir z. B. die Durchsicht des hexametrischen Vers- und Periodenbaues in seinen antiken Gedichten, und ich bin vorerst an Hermann und Dorothea gegangen, wo ich meine Probe ablege, wie weit ich meinem Vater den Hexameterbau nach den strengsten Regeln abgelernt habe." Goethe-Jahrb. 5, 48. Ueber den Hexameter Goethes auch im Verhältnis zu dem Klopstocks und Vossens handelt V. Hehn im Goethe-Jahrb. 6, 179 ff. S. auch Erläuterungen zu 1, 12 a. E.

[40]) Bekannt ist Goethes Entscheidung, daß „die siebenfüßige Bestie als Wahrzeichen stehen bleiben möge". Riemer, Mitteilungen über Goethe II, 586. Vgl. Goethe W. 2, 74.

[41]) Goethe-Jahrb. 5, 49. Vgl. die Ausführungen in dem Brief an Boie Mitt. 22—24. 28 ff., andrerseits aber auch Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 107. An Paulus (s. „Erläuterungen" zu 4, 3) schreibt J. H. Voß den 3. Mai 1804: „Meinen ältesten Sohn hat man, ohne mein Zuthun, in Weimar mit so zuvorkommender Güte berufen, daß es undankbar wäre, dem mit jugendlicher Schamröte erhaltenen Ruf gleich nach der Annahme wieder zu entsagen" (Briefe III, 2, 190).

Lippenübel ein, das ihn auf mehrere Monate nötigte, seine amtliche Thätigkeit zu unterbrechen und in Jena in dem befreundeten Griesbachschen Hause Genesung zu suchen. Aus diesem Grunde zerschlug sich Goethes Zusage, daß er Direktor des Weimarer Gymnasiums werden sollte. Der Sehnsucht nach dem traulichen Elternhaus war er nicht mehr Herr, als er nach einem Besuch in Heidelberg im August 1806 keine anhaltende Genesung gefunden hatte. Dem Freunde Solger preist er die paradiesische Umgebung von Heidelberg, wo sich die Eltern seit lange wieder recht glücklich fühlten: „die ganze Umgebung hebt einen, man wird fortgerissen und zum Ziele gleichsam hingetrieben, statt daß man anderswo sich erst kümmerlich ein Element bilden muß, in dem man leben und wirken will.“ Er träumt sich in den beglückenden Gedanken, in Heidelberg „das Medium zwischen seinem Vater und den Studenten“ zu werden. Das Herz wird ihm warm, und die Sehnsucht regt sich stärker nach den geliebten Eltern. Deutlicher aber wohl wird der tiefere Grund seiner Sehnsucht aus den Klagen an Solger[42]), die auf ein kühleres Verhalten Goethes gegen den jungen Freund hinzuweisen scheinen. Er hat ihn das Jahr nur wenig genossen, und „die wenigen Male,“ schreibt er, „daß ich ihn sah, empfing ich Worte und mitleidige Blicke über meinen Zustand; ich kann ihm nicht vorlesen, ich kann keine Hexameter mit ihm machen, ich muß stumm bei ihm sitzen und darf nur stammeln, statt zu reden, darum gehe ich jetzt seltener hin, als im vorigen

[42]) Brief vom 8. Oktober 1806 (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 130).

Winter.“ Es war wohl mehr als krankhaft gesteigerte Empfindlichkeit[43]), was solche Klagen laut werden ließ, vielmehr eine ganz richtige Beobachtung, die jene Worte verraten, in denen er Goethen selbst (26. Dezember 1809) gesteht, daß an ihn zu schreiben, ihn „das leise Gefühl“ abgehalten habe, „daß nur der Heitere und Gesunde dem Priester der Natur und der Gottheit nahen dürfe“. Am 7. Oktober ward Voß, der „um Aeußeres wenig bekümmert“, eben mit der Rezension von Schlegels Elegie „Rom“ beschäftigt war[44]), von der Schlacht bei Jena überrascht; die Schrecken der französischen Einquartierung hat er gründlich mit durchgekostet. Das Gymnasium ward geschlossen; „er selbst hatte verloren, was ein einzelner verlieren kann, so daß er elterlicher Unterstützung bedurfte. Auch hatte sich sein Lippenübel

---

[43]) Doch erzählt Ernestine, freilich in späterer Darstellung (Briefe von J. H. Voß III, 2, 66), daß Goethe bei Heinrichs schwerem Lippenübel ihm die herzlichste Teilnahme gezeigt habe, die sich so weit ausdehnte, daß er gern mit beitrug, ihn aufzuheitern und vor ängstlicher Sorge zu bewahren. Schwerlich aber hat der rücksichtsvolle Sohn den Eltern gerade hier sein Herz ausgeschüttet.

[44]) Als ihm „die Schwingen“ später (Oktober 1811) „etwas gewachsen“ sind, urteilt er über die Elegie, daß sie in seinen Augen bloß und allein technischen Wert habe, wie alle Gedichte Schlegels; das meiste von ihm sei gemacht, das wenigste habe sich selbst gemacht (Charlotte v. Schiller 3, 256). Das befangene Urteil erinnert fast an das von Riemer (Briefe von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und Brocardica, Leipzig 1846, S. 296) überlieferte Wort Goethes: „Es wird bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις, wo die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache sind, eine gemachte Poesie“ (November 1806).

wieder verschlimmert, welches ihn in der trostlosen Zeit um so schwermütiger stimmte." Auf Veranlassung der Eltern nahm er seinen Abschied (3. November), um seine Gesundheit herzustellen und abzuwarten, ob sich für ihn in Heidelberg ein Unterkommen finden werde. Als er von Goethe ging, traten diesem die Thränen in die Augen[45]). Von Charlotte von Schiller, der er so viel gewesen war in den schwersten Stunden ihres Lebens, nahm er keinen Abschied. Am letzten Tage ging er am Hause vorbei und warf einen traurigen Blick auf die Zimmer, in denen er so frohe, in der Erinnerung heilig fortlebende Stunden genossen hatte, und gerade in dem Augenblick ward es ihm unmöglich, noch einmal über die Schwelle zu gehen, in dem Gefühle, sie nie wieder betreten zu dürfen[46]). Liebreich wie ein Bruder und mild wie ein Vater war ihm der Heimgegangene begegnet, und nun war ihm an schöne Zeiten, die einst waren, nur die Erinnerung verblieben, „das heilige Vorrecht der Menschen". Goethen, dessen „alte herrliche" Mutter ihm in Frankfurt „die zärtlichste Aufnahme" bereitete, dankt er aus dem Elternhause in bewegten Worten: „Mir ward ein Vaterland auf fremdem Boden durch die Liebe vieler Herzlichgesinnten." Seitdem ist er bis zu seinem Tode „der unzertrennliche und unentbehrliche Lebensgefährte seiner einsamen Eltern"[47]). Er teilte nicht nur seines Vaters wissenschaftliche Interessen, sondern stand mit vollster Ueber=

---

[45]) Vgl. Goethe=Jahrb. 5, 50. 76.

[46]) Brief aus Heidelberg an Charlotte, Dezember 1806.

[47]) Herbst II, 2, 103.

zeugung auch, wie die Briefe an Truchseß und Jean Paul zeigen, auf seiner Seite in dem von dem streitbaren Kämpen bisweilen mit berserkerhafter Leidenschaft geführten Kampf gegen die Kryptokatholiken, die dreist genug waren, die Reformation einen zweiten Sündenfall zu nennen. Er ist von unbegrenzter Ehrfurcht für den Vater erfüllt, in dem nach seinen Worten nie ein unheiliger Gedanke, nie ein unlauteres Gefühl auch nur einen Augenblick gewohnt habe. Seine Stimmung, schreibt er einmal[48]) in jenen stürmischen Tagen (1819), ist ein religiöser Genuß für mich; wie auch Ernestine in dem zähen und schroffen Verfechter eines konsequenten Rationalismus den „Apostel der Wahrheit" gegen die kirchlichen Finsterlinge die höchsten Güter, die Rechte der Vernunft und die Geistesfreiheit verteidigen sah.

Im Februar 1807 wurde Heinrich in Heidelberg außerordentlicher Professor und zugleich neben Creuzer als zweiter Lehrer am philologischen Seminar angestellt und im Jahre 1809 ordentlicher Professor für Geschichte und Philosophie. Die ihm angebotene Professur der Eloquenz lehnte er höflich ab[49]); es sei seine Sache nicht, jährlich zwei Programme zu schreiben und „des Fürsten Lob in lateinischen Floskeln zu ertönen." Ueberhaupt gehörte er als Professor „mehr dem Schreibtisch als der Welt" an[50]). Doch machten ihm die

[48]) Briefe an Konrektor Wolff in Flensburg bei Herbst II, 2, 189. Vgl. aus späterer Zeit Aeußerungen Ernestines bei Polle 1, 3²; 2, 7; 3, 1; 6, 6; 12, 4.

[49]) An Truchseß, S. 15 und 17 (4. und 19. Mai 1811).

[50]) A. a. O. S. 21.

Vorlesungen Freude, mehr noch als das Schulleben[51]), hätte er sie nur nicht wegen Krankheit so oft unterbrechen müssen[52]). Der meist briefliche Verkehr mit den Freunden, aus dem er Trost und Freude schöpft, erhellt ihm die düstern Stunden eines oft recht einsamen und durch Krankheit freudlosen Daseins. Schöne Tage, die er auf der Bettenburg bei seinem Freund Truchseß oder in Baireuth bei dem schwärmerisch geliebten Jean Paul verlebt, sind ihm „wie ein Traum, der auch nach dem Erwachen noch erquickt"[53]). Doch „nichts kann einen Ersatz geben für den wahren Verlust", klagt er in derselben Zeit, „der einzige besteht in der treuen Erinnerung"; Besuche, die ihn in die zauberreichen Tage der Jugend versetzen, machen ihn „trunken vor Freude". Mit Goethe stand er, scheint es, die nächsten Jahre über noch in Briefwechsel[54]). Ostern 1808 kam August von Goethe nach Heidelberg und trat in einen freundlichen Verkehr mit seinem alten Lehrer[55]). Durch

---

[51]) An Abeken (vom 30. Juli 1807). Doch sehnt er sich manchmal nach der Weimarer Schule zurück (Goethe-Jahrb. 5, 70).

[52]) Im Jahre 1807 fast ein Jahr lang (Goethe-Jahrb. 5, 67; vgl. 70).

[53]) An Truchseß, S. 21 (27. April 1812); im April 1814 vier fröhliche Wochen auf der Bettenburg, ebenda S. 50.

[54]) An Solger, 30. Juli 1807 (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 134). S. seine Briefe an Goethe im Goethe-Jahrb. 5, 49 ff.

[55]) Noch vor Antritt seines Amtes war Voß Augusts „Stubengenosse" und vertrat den Hofmeister, der während der Festtage verreist war. S. Mitt. S. 7; an Truchseß S. 54; Goethe-Jahrb. 7, 329. Goethe schreibt an Voß (17. März 1807): „August neigt sich schon sehr dahin [in den heidelbergischen Kreis], um wieder wie vormals der Nachbar seines geliebten Lehrers zu sein."

die erbitterten litterarischen Fehden des „Heidelberger Cyklopen", des „haberechtischen Griesgrams" [56]) aber fühlte sich Goethe verletzt und zeigte sich bei der Begegnung mit ihm in Jena, als er 1811 seinen Sohn Abraham in Rudolstadt besucht hatte, steif [57]), wenn auch freundlich. Als sich Goethe im Oktober 1814 vierzehn Tage in Heidelberg aufhielt, wie Heinrich an Truchseß schrieb, „bei den Brüdern Boisserée, eigentlich wohl bei ihren Gemälden", galt sein erster Besuch doch den alten Jenaer Freunden, und er kam „so freundlich und zutraulich wie in den ersten Jenaer Zeiten" [58]). Indem Voß so plötzlich das Weimarer Land verließ, hatte das Verhältnis zwischen ihnen, „das einst so verheißungsvoll begonnen und so glücklich wieder angeknüpft" worden war, einen Stoß erlitten und erreichte nie wieder die alte Wärme [59]). Das weiche Gemüt Heinrichs mußte es schmerzlich berühren, daß Goethe Heidelberg verließ, ohne von seinen Eltern Abschied zu nehmen. Aber die von ihm — und später so oft von des großen Dichters Gegnern — erhobene Anklage (an Truchseß, den 4. Juni 1814), Goethe sei von Egoismus nicht frei zu sprechen, bezieht sich doch nur

---

[56]) Goethe an Knebel (11. November 1809); an W. v. Humboldt (8. Februar 1813).

[57]) Herbst II, 2, 142. Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 134 Anm. Goethe-Jahrb. 12, 286. Vgl. Riemer, Mitteilungen über Goethe 2, 667 Anm. — Ueber Goethes Verhältnis zu Voß läßt Ernestine sich vernehmen in den Briefen von J. H. Voß 3, 2, 43 ff. und in dem Briefe an Abraham (Vierteljahrsschr. f. Litt.-Gesch. 3, 554 f.).

[58]) An Truchseß, den 30. Oktober 1814.

[59]) Herbst II, 2, 141. Gespräche Nr. 1470 (Dezember 1803).

auf Goethes Verstimmung über des Vaters plötzlichen Weggang von Jena und ist wohl nur das Echo des väterlichen Unmuts. Die innere Entfremdung zwischen jenem und dem Weimarer Freunde hatte tieferen Grund und erklärt sich aus der Verschiedenheit ihrer ganzen Geistesrichtung und der Wandlung, die den entwickelungsfähigen Goethe[60]) eben damals Voßschen Disharmonien ausweichen ließ. Was die verständige, feinfühlige Ernestine nach der Lektüre des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller ganz richtig empfand und gegen ihren Sohn Abraham aussprach (den 25. Januar 1830), daß Goethe Voß den Aelteren später gemieden habe, „weil er in ihm nicht fand, was seine Natur bedurfte, einen, der in seinen Ideen mit ihm lebte", das mag zutreffen, nur war von dieser Art Egoismus Voß weit weniger frei, der seine Eigenart mit einer Schroffheit geltend machte, die Goethes innerstem Wesen durchaus widersprach. „Erst nach Vossens Tod fand Goethe, der einst ‚das Edelste in ihm mit so warmer Liebe aufgefaßt hatte'[61]), in unbefangener geschichtlicher Würdigung das rechte Wort zur Anerkennung seiner Verdienste"[62]).

Heinrichs letzte Lebensjahre sind für das Verständnis der mitgeteilten Briefe ohne Bedeutung. Die

---

[60]) S. Burdach, Goethe-Jahrb. 11, 14 ff. Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller S. 89. 104. 140. Herbst II, 166 ff. und II, 2, 18 ff.

[61]) Ernestine in dem ergreifenden Brief an Goethe (Goethe-Jahrb. 5, 96).

[62]) Herbst II, 2, 266. Vgl. Eckermanns Gespräche Okt. 1827. S. auch Goethe, Tag- und Jahreshefte 1802 (W. 27, 83).

entschiedene „Vorliebe für das Behagliche und Beschränkte“, die ihm neben „der Begeisterung für das Ideale“ eigen war [63]), nahm mit der Kränklichkeit zu, die ihm ein Einsiedlerleben mehr und mehr zur Pflicht machte. Feinde des Vaters und Neider, scheint es, behafteten den Ruf des Sohnes, der ein stilles, zurückgezogenes Leben führte, mit gehässiger Nachrede. Aber wäre der Vorwurf begründet, daß Heinrichs Kraft durch übermäßigen Weingenuß gebrochen worden sei, schwerlich würde die Mutter so unbefangen gegen einen Freund des Hauses darüber geredet haben [64]). Am 20. Oktober 1822 schloß Heinrich sanft und ohne Kampf die Augen. Die Eltern, deren Herz an ihm wohl mehr als an einem ihrer Kinder gehangen hatte, beklagten in dem ihnen Entrissenen den guten Sohn, treuen Bruder,

---

[63]) 1806 (?) schreibt er an Niemeyer (Zeitgenossen a. a. O. S. 109): „Du hast wohl recht, mir convenire das Stille, Häusliche, Friedliche. Drum liebe ich auch mein Holstein ... Drum liebe ich meinen Schiller so, drum habe ich die Luise meines Vaters so gern.“

[64]) Schon Palleske deutet, wie es scheint (Leben Schillers 2, 476, 2. Aufl.), auf eine solche Schwäche in Heinrichs Charakter hin. Herbst spricht sich offen dahin aus (II, 2, 195), weiß aber seine Anschuldigung doch durch weiter nichts zu begründen, als das an sich höchst bedenkliche Zeugnis von Heinrichs Heidelberger Kollegen Creuzer (Brief an C. A. Böttiger, 26. Januar 1823 bei Herbst II, 2, 290), der hier wohl nur rapportiert, was der Klatsch seines Freundekreises ihm zugetragen hatte. Eine Erklärung des Geredes legt ein Brief Abrahams an Abeken (bei Polle 17, 3 Anm.) nahe, der zugleich jenen Makel vom Bruder wegnimmt. Auch Niemeyer (Zeitgenossen a. a. O. S. 78) vermutet, daß „der Eifer für die Wissenschaften die schwache Hülle, worin der kräftige, rastlose Geist wohnte, zerstörte“.

liebenswürdigen Menschen, Freund und Lehrer. Durch seinen Tod war ihnen eine Wunde geschlagen, die nie ganz heilte. Der Vater setzte ihm noch ein Denkmal, indem er seine Aeschylusübersetzung vollendete. Ein schöneres Denkmal hat er selbst sich gesetzt in seinen Briefen, die uns zeigen, daß er selber war, wie er seiner Freunde einen geschildert hat: offen, redlich, bieder, freundlich, kindlich und edel. Wer ihm Mangel an Männlichkeit, an Selbständigkeit vorwirft [65]), darf nicht vergessen, welchen Autoritäten er sein Ich unterordnete. Aus Heinrichs Nachlaß (Briefe III, 100 f.) wird unter seinen Aphorismen, überschrieben Ernstes und Heiteres, ein Bruchstück — etwa eines Briefes des Onkels Boie? — mitgeteilt, das fast wie eine Rechtfertigung erscheinen kann: „Du Glücklicher! — denken kann ich mir, mit welcher Freude du um G.... weilst, und wie dies Gestirn dein ganzes Leben auf das Herrlichste erleuchten muß. Was so erhaben und göttlich ist, an dieses sich kindlich und ganz anschließen, ist nicht Schwäche, sondern auch Selbständigkeit; denn eben die kindliche (nicht knechtische) Art deiner Hingebung ist mir Bürge, daß du dein eigentliches Selbst nicht zum Opfer bringen wirst. Wer kann sagen, daß er zu einer so glücklichen Stunde in das Meer dieses Lebens ausfuhr, und von einem so beständigen Winde getrieben wurde, um durch-

[65]) S. Herbst (II, 2, 104 f. 194 f.), der gegen Heinrich doch wohl nicht ganz gerecht ist (s. Polle 6, 9; 2, 1; 3). — Das ansprechende Bildnis des Einundzwanzigjährigen (vor dem Briefwechsel mit Jean Paul und vor der Aeschylusübersetzung) zeigt in den guten Augen Treue, Heiterkeit und Herzensgüte, ein kindliches Angesicht, das hell und ruhig in die Welt schaut.

aus nicht des Kompasses oder des Nordsterns zu bedürfen? Wohl dem, der seinen Führer bald und willig erkennt und sich dadurch würdig macht, geführt zu werden und dereinst wieder zu führen. Was redet man doch von der Schädlichkeit der Autoritäten? Man achtet diese jetzt nicht genug. Ewig hat es Vorbilder und Nachfolger geben müssen, und wie hat das Ei um so viel klüger denn die Henne sein wollen, als jetzt? Wo gibt es denn noch rechten Enthusiasmus für einen großen Genius? — Nie sah und sprach ich G....; also weiß ich auch nicht, wie seine Nähe wirkt. Du sagtest, dich erhebt sie, während sie andere zu Boden schlägt. Vielleicht sind das eben die, welche die größte und erhabenste Idee, das Schicksal in der griechischen Tragödie, so niederschlägt, daß sie gar nicht davon sich erholen können. Solche sind es werth, gelähmt zu werden und nur so viel Kraft zu behalten, um ihr Dasein weiter zu schleppen."

Heinrich Voß gehörte zu den enthusiastischen Naturen, denen die Ehrfurcht vor dem Großen und Heiligen, wie es ihm in Goethe, Schiller und dem Vater so unmittelbar nahe trat, eine Lebenskraft ist. Wenn er von seinen Freunden sprach, war er „durch und durch warm und suchte selbst das Mangelhafte im Gegenstande seiner Neigung sich zu verhehlen oder zu beschönigen"[66]). „Wie viele Kräfte," schreibt Jean

[66]) Briefe III, 22. Doch war er aufrichtig gegen sie und hielt mit seiner Meinung nicht zurück, wenn es die Sache forderte (vgl. Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 103 f. 114 f. 131). Als Jean Paul, den er nach dem Urteil der Mutter „vergötterte", sich ganz im allgemeinen über Goethes „moralisch-anbrüchige Charaktere" und

Paul an die trauernde Mutter, „Ihr Heinrich auch hatte, eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmächtig, die Johanneskraft der Liebe“ [67]).

Ueber den Neudruck der Briefe sei kurz folgendes bemerkt:

Die Briefe Heinrichs an Boie, Griesbach und Niemeyer sind auch in der Schreibweise so abgedruckt, wie die „Mittheilungen“ sie bieten. Wichtigere, von deren Herausgeber Abraham Voß offenbar wohl bedachte Auslassungen (z. B. auf S. 42, 43, 54) oder Zusätze und Berichtigungen augenscheinlicher Irrtümer Heinrichs (S. 34, 53?) sind in Fußnoten namhaft gemacht. Niemeyer veröffentlichte die an ihn gerichteten Briefe mit andern in der Zeitschrift „Zeitgenossen“ (s. oben Anm. 11). Die an Boie erschienen (ohne die an ihrem Ort bezeichneten Abschnitte auf S. 10, 17, 29) im Jahre 1829 in der von Paulus herausgegebenen Zeitschrift „Sophronizon“ (XI. 5, S. 1—28), worin sich auch der von uns den „Mittheilungen“ angefügte Brief 6* sowie der an Griesbach Nr. 10 gedruckt findet. Eine kritische Betrachtung der Briefe, zu der sie ja vielfach reizen, lag dem nächsten Zwecke dieser Ausgabe fern. Die mit

sein „heidnisch-sinnliches Heroum“ im Tone von Herders Tischreden expektoriert hat (22. März 1822 an Heinrich), widerspricht er ihm wenigstens für die Wanderjahre, die er „sittlich und rein“ nennt, bestimmt und entschieden, während er die Lehrjahre und Wahlverwandtschaften — deren einsichtsvolle Rezensionen seiner Freunde Solger und Abeken Goethen so wohlthuend berührt hatten — zwar nicht preisgibt, doch ihre Verteidigung auch nicht fordert (3. Juli 1822 an Jean Paul).

[67]) S. auch Förster, Jean Pauls Leben (1865) S. 276.

Goethe vertrauten Leser werden hie und da in Wendungen und Ausdrücken des jungen Freundes Spuren von Goethes Stil und Anklänge an seine Denkweise gewahren. Der aus G. Kestners Briefsammlung stammende Brief an W. Iden, der sich bereits im Jahre 1835 im vierten Jahrgang der hannöverschen Zeitschrift „Die Posaune" herausgegeben von Georg Harrys unter der Ueberschrift „Eine Reliquie von Schiller u. s. w." gedruckt fand, aber den Biographen entgangen war, ist hier nach dem Archiv für Litteraturgeschichte Bd. 4, S. 244—251 mitgeteilt. Die von Karoline Solger im Jahre 1882 unter Friedrich Polles philologischem Beirate in derselben Zeitschrift (Bd. 11, 94—141) herausgegebenen Briefe an ihren Vater Karl Solger, die inhaltreichste und wertvollste Ergänzung zu den damals bekannten Briefen, sind nur insoweit hier (d. h. mit einigen durch Striche angedeuteten Kürzungen) abgedruckt, als sie Mitteilungen über Goethe und Schiller enthalten. Da, wo die Abschrift von Solgers Gattin durch Abeken[68]) offenbar berichtigt wird, sind diese Abweichungen bemerkt, nur kleinere Verschiedenheiten unberücksichtigt gelassen. In den Erläuterungen haben hie und da umfangreichere Stellen aus Briefen Heinrichs an Abeken und Börm, soweit jene dem Herausgeber in v. Biedermanns oft genannter Sammlung bequem erreichbar waren, gelegentlich auch, wie in der vorstehenden Lebensskizze, Briefe an Truchseß[69]) und

[68]) d. h. einen Auszug, der zum Teil nur die Worte, zum Teil den Sinn in verkürzter Form wiedergibt (s. Archiv S. 94).

[69]) S. über ihn „Erläuterungen" zu 32, 1.

den Eutiner Freund Hellwag[70]) einen Platz gefunden. Dasselbe gilt von den Briefen Heinrichs an Schillers Witwe, die in dem schönen Buche (von L. Urlichs) Charlotte von Schiller und ihre Freunde[71]) (Stuttgart 1860—1865, Bd. 3, S. 200 ff.) mitgeteilt sind.

---

[70]) Veröffentlicht von Ch. Pansch im Programm des Eutiner Gymnasiums 1864.

[71]) Das köstliche Buch ist in seinem höheren Werte wohl nirgends schöner gewürdigt worden, als in den schlichten Versen, die Rudolf Hildebrand seiner ältesten Tochter in das Buch als Widmung einschrieb. Als ein Schmuck unsres Büchleins darf das kleine Gedicht wohl hier einen Platz finden. Es lautet:

Das ist ein Spiegel für deutsche Frauen,
Darinnen mit Stolz und mit Freude zu schauen,
Wie sie an der Geisterwelt mitbauen,
Den Männern helfen in Kampfbeschwerden,
Daß die schönsten Träume zur Wahrheit werden —
Die rechten Engel schon hier auf Erden.
Ja, was wir vor allen Völkern haben,
Das Beste, woran sich die Besten laben,
Das sind zur Hälfte wohl Eure Gaben.

Ordnung der Briefe nach den Empfängern.

Die in [ ] stehenden Zahlen weisen auf die Seiten der unserm Neudruck zu Grunde liegenden Drucke (s. S. 38 f.) hin.

Zeitliche Anordnung der Briefe.

1804 Nr. 1. 26. 2. 3. 27. 27b. 9. 4. 5. 28. 6.
1805 „ 29. 7. 6*. 10. 30. 31.
1806 „ 11. 7b. 12. 8. 13—16.
1807 „ 17—21.
1808 „ 22—24.
1816 „ 25.
1817 „ 32.

Briefe.

1—6*. An Heinrich Christian Boie.

Heinrich Christian Boie, der Bruder von Ernestine Voß, wurde 1744 zu Meldorf in Holstein geboren und starb dort auch, als dänischer Etatsrat, den 3. März 1806. Als Dichter war B. ohne schöpferische Kraft und eigentümliche Begabung, aber wichtig für die damalige litterarische Bewegung als Mittler zwischen den Parteien. In seinem „Musenalmanach" (1769 ff.) und als Mitbegründer der Zeitschrift „Deutsches Museum" schuf er für die damalige geistige Bewegung wichtige Anstalten. Die Stellung, die er einnahm, bezeichnet er selbst in einem Briefe an Nicolai (1776) mit den Worten: „Selbst was darin [in der Litteratur] zu sein, dazu hab ich itzt den Gedanken verloren. Ich freue mich über alles, was gut ist und Hoffnung gibt gut zu werden, suche meinen Geschmack immer allgemein zu erhalten, und bin von keiner Parthei." Wie er einer Reihe tüchtiger junger Dichter ein sicherer Ratgeber ward, so zog er J. H. Voß aus seiner mecklenburgischen Verlassenheit ans Licht und bereitete ihm 1772 in Göttingen die Stätte: er that für seinen Schützling mehr als ein Vater. In dem unter dem Namen „der Bund" bekannten Dichterkreise war er „der älteste, reiffste und maßvollste" (K. Weinhold, H. Chr. Boie, Halle 1868, S. 138 f.). Wie auch die folgenden Briefe des Neffen erkennen lassen, war Boie mehr „eine auf das Verständige, Praktische, Nützliche gerichtete Natur".

Als Herausgeber des Musenalmanachs kam Boie in brieflichen Verkehr mit Goethe, dessen Freund Merck durch eine Sendung

Goethescher Gedichte im Januar 1773 die unmittelbare Verbindung zwischen beiden herstellte. Boie half bei der Vertreibung des „Götz von Berlichingen", den der junge Dichter auf eigene Kosten hatte herstellen lassen. In das Museum (Septemberheft 1777) spendete Goethe sein herrliches Gedicht „Seefahrt" aus dem Jahre 1776 (s. Der junge Goethe 3, 145). Als Boie 1783 durch die hannöverschen Freunde, denen von Kestners die Handschrift anvertraut worden war, die „Iphigenie" in der ersten Fassung gelesen hatte, äußerte er sich entzückt über die edle Einfalt der Dichtung. Mit derselben Freude begrüßte er die poetischen Früchte von Goethes italienischer Reise. Die alte Verbindung erneuerte sich, als sich Goethe 1796 durch Schiller (s. Jonas, Schillers Briefe Bd. 5 S. 116) an Boie mit der Bitte wandte, ihm sein Exemplar der englischen Uebersetzung des Cellini, das er von Hufeland durch Eschenburg erhalten hatte, zu überlassen (s. W. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 219 f.). Aber später trat bei Boie eine Verstimmung gegen Goethe ein, und als Heinrich Voß nach seinem Besuche in Weimar und Jena in den Weihnachtsferien 1800 dem Onkel einen begeisterten Bericht erstattet, beantwortet dieser seinen Brief nur kühl und läßt auch als Grund den Argwohn durchblicken, daß Goethe die neue Dichterschule — die Romantiker Schlegel — schütze und fördere: er fürchtete, jener muntere die genialische Excentricität zu sehr auf, und dadurch taumelten die schwindelnden jungen Köpfe länger fort.

Als aber nach J. H. Vossens Ansiedelung in Jena die Nachrichten von Goethes ernstem Bemühen um des spröden Schwagers Freundschaft (1803) nach Meldorf gelangten, da verspricht er sich von dieser Verbindung für die Litteratur Großes. Nun ist er auch für die begeisterten Schilderungen des großen Dichters, die Heinrich Voß an ihn schickt, empfänglicher. Ja, er denkt im Sommer 1804 an eine Reise nach Weimar und Jena und äußert gegen den Neffen, wie wichtig ihm auch dessen Mitteilung von Goethes ihm bewahrter Freundschaft sei. Er selber sah Goethe nicht wieder, wohl aber fand sein ältester Sohn, der nach des Vaters Tode 1806 zu seinem Vetter Heinrich kam, in Goethes Hause die herzlichste Aufnahme als der Sohn eines Jugendfreundes (nach Weinholds angeführtem Buche S. 186—192).

1.

Jena, 25. Februar 1804.

Sie mögen wohl recht erwartungsvoll sein, liebster Onkel, auf den Fortgang unserer jetzigen Verhandlungen, nach dem letzten Briefe meiner Mutter. Sie sollen auch mit aller Umständlichkeit befriedigt werden.

Ich bin neun Tage in Weimar gewesen, habe mich allenthalben, wo es nöthig war, producirt, und habe Beifall gefunden. Noch während meiner Anwesenheit in W. ist ein Brief an meinen Vater abgegangen, wodurch ich zum Professor des weimarischen Gymnasiums bei angemessenem Gehalte ernannt bin. Alles ist angenommen, und wir sehen nur einem umständlichen Berichte vom dortigen Schulwesen entgegen; worauf ich dann, wahrscheinlich [2] vier Wochen nach Ostern, meine neue Stelle antrete. Da ich gehöriges Selbstvertrauen in meine Kräfte besitze, da ich in ganz Weimar kaum Eine Stimme gegen mich habe, und Alle mir mit freundlicher Liebe entgegenkommen — so sehe ich ohne Scheu in die Zukunft, und denke nur an alle Vortheile zu meiner eigenen weitern Ausbildung, die sich mir darbieten. Was die Nähe meiner Eltern mir sein wird [1]), und der Umgang mit Männern wie Göthe und Schiller, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich fühle zu sehr, daß ich noch Aufmunterung bedarf, um immer weiter zu schreiten; und welche Lage könnte für mich günstiger sein, meine Ausbildung, zum Menschen und Gelehrten, zu fördern?

---

[1]) Hierauf im S. (d. i. „Sophronizon" oben S. 38) die Worte: „die nun in Jena bleiben werden".

Nun von meiner Reise. Daß ich ein wenig schwul in Weimar einfuhr, kann ich nicht läugnen; wol wenige stellen sich mit ganz keker Stirn der Prüfung so scharfsinniger [1]) Männer, wie Göthe, entgegen. Ich war aber gleich ganz guter Dinge, als ich, nach einem sehr herzlichen Empfange, mich einige Minuten auf Göthe's warmem und behaglichem Zimmer von der kalten und stürmischen Reise erholt hatte. Wir kamen unvermerkt in das erste Gespräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tische gerufen wurden. Des [3] Nachmittags ist Göthe selten zu sprechen, er bleibt bis zum Abendessen in seinem Zimmer und arbeitet. Aber jeden der folgenden Tage wurde ich um 10 oder 11 zu ihm gerufen, und blieb dann bei ihm, je nachdem er Zeit hatte, ein oder zwei Stunden; manchmal fuhr ich auch mit ihm vor dem Mittagsessen spazieren. So kann ich wol sagen, daß ich einen Theil des Tages [2]) ernsthaft, den andern lustig zugebracht habe. Des Nachmittags machte ich Besuche, oder ging ins Schauspiel [3]); des Morgens arbeitete ich oder las, wenn mir Göthe etwas interessantes mittheilte, oder überdachte seine geistvollen und lehrreichen Gespräche.

Wie habe ich Göthe jetzt lieb gewonnen, gegen den ich lange schon die unbedingteste Achtung hegte! Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht schwer, so viel Zu-

[1]) Im S. „scharfsichtiger".

[2]) Hierauf im S.: „bis um drei Uhr, wenn wir vom Essen aufstanden".

[3]) Danach im S.: „einmal war ich auch auf der Maskerade".

trauen zu ihm zu fassen, und den Muth in seiner Gegenwart zu behaupten; was er so gerne an jungen Leuten wahrzunehmen scheint. Wir haben viel über mythologische und geographische Gegenstände gesprochen. Göthe interessirt sich so sehr dafür, daß er mich schon am zweiten Tage bat, die mythologischen Briefe meines Vaters kommen zu lassen, die er denn auch noch während meiner An[4]wesenheit ganz durchgelesen hat. Ein Gespräch von ihm, an einem der ersten Abende, auf Veranlassung einer von mir übersetzten horazischen Epistel (I, 6), die ich vorlesen mußte, vergesse ich nicht, so lange ich lebe. Er sprach über den platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel," sagte er[1]), „den die ewigen Naturgesetze in großen oder kleinen Massen nicht in Staunen setzen, und so seiner Seele einen Aufschwung geben, ihnen nachzuforschen und auf den innersten Grund zu dringen. Aber — der wahre Weise und der wahre Mensch höret auf mit dem Nicht-Bewundern." Und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Dies war der Inhalt eines langen Gesprächs, das er mit der größten Klarheit, Begeisterung und Ruhe durchführte. Ich weiß nicht, ob er uns (mich und Riemer, den Hofmeister seines Sohnes) hat in Verwunderung setzen wollen, und glaube es nicht; aber daß er's that, ist sicher. Wir saßen als Stumme gegen einander gekehrt, als Göthe uns verlassen hatte. Ich konnte noch lange nicht zu Bette gehen, weil mein Blut in große Wallung gerathen war; aber es war mir auch

[1]) Im S. noch die Worte: „und ein rechter Klotz".

sehr wohlthätig, jenes Gespräch noch im Stillen für mich zu überdenken.

[5] Äußerst merkwürdig und angenehm ist es, Göthe in seinen Sonntagsgesellschaften als Präceptor im Vorlesen und Deklamiren zu sehen. Da sitzt die ganze Gesellschaft um einen langen Tisch (Göthe in der Mitte) und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beide Mal, als ich zugegen war, aus der Luise gelesen wurde. An Göthe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme ward kleinlaut, er weinte, und gab das Buch seinem Nachbarn. „Eine heilige Stelle," rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: „den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete". Aus dem Pathos, mit welchem er diese Worte vortrug, hätte ich schon seine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Göthe unbekannt gewesen wäre. So sah ich Göthe schon am ersten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Madame Stael-Holstein geht Montag aus Weimar. Drollig ist's, Göthe über sie reden zu hören. „Ich treibe sie in die Enge," sagt er, „wenn sie räsonnirt. Erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener (und dies zeigte er mit dem Finger [6] auf der Serviette). Dann will sie entfliehen, und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt sich einen effort, schwingt sich in die Höhe, und macht's wie der Flußgott Achelous: Sie entflieht in einer fremden Gestalt." Sie hat die Luise gelesen, und eben so stark dabei geweint, als bei Kotze-

bue's Bayard und den Hussiten. Die Tabakspfeife war ihr anstößig. Der Herzog erinnerte sie an die Schweine im Homer. Auch die, sagt sie, dürfen nicht in honette Gesellschaft kommen. Göthe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's homme de Champ zu Gemüthe führen, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt. Dann wird sie verduzt, und — entflieht in einer fremden Gestalt.

Die Hussiten (lacrimosa poëmata Pupî) habe ich zweimal gesehen. Das ist ein verzweifeltes Stück. Es wirkt wie die abführenden Bücher in Klimms Unterwelt. Das ganze Auditorium, ich meine das weimarische Publikum, schluchzte. Fragen Sie nicht, ob ich geweint habe; ich werde beschämt dastehen. Kotzebue jagt einem die Rührung ein, wie mancher Dichter oder Erzähler die Furcht, durch unvorbereitete Erscheinung. So pflegt man über einen Harlequin zu lachen, wenn er ganz unvermuthet einen derben Schwank zum Vorschein bringt. Bald [7] soll der Herodes vor [1]) Bethlehem gegeben werden, aber erst, wann die Hussiten die starken Unkosten der Hussitenpanzer und Sterbekleider abverdient haben.

2.

Jena, 9. April 1804.

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei dem Herrlichen, und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeister seines August. Wenn ich Ihnen den Inbegriff dieser 10 Tage andeuten will, so muß ich sagen:

---

[1]) In den Mitt. und im S. „von".

ich bin sehr heiter und froh gewesen. Meine Hauptangelegenheit ist zu einem schönen Ende gefördert, und ich habe Göthe diesmal noch mehr genossen, als das vorigemal. Seine Aufnahme war so herzlich; und was er mir in dieser Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beschreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich gesorgt; er sinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Ich bin auch jetzt schon ganz eingewohnt daselbst; ich habe mir schätzenswerthe Bekanntschaften erworben, und habe die Versicherung von Göthe und Schiller, daß mir ihr Haus jeder Zeit mit herzlicher Liebe offen stehen soll. Lieber Onkel, ich bin recht glücklich!

Denken Sie, ich bin Doctor philosophiae geworden, und Gott weiß was sonst noch. Das Ding [8] kommt mir recht lustig vor; ich kann mich noch nicht in meinen neuen Rang finden, und mag wol recht wie der holbergische Bauerjunge aussehen, als ihn der philosophische Herr Leerkopf in einen Pfalzgrafen umkleidete. Wir saßen zu Mittage, und hatten eben das Letzte verzehrt, als Göthe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch so hungrig aussähe". Ich entschuldigte mich, aber es half nichts; der kleine August mußte hinausgehen, und kam gleich darauf mit einer großen Schüssel wieder, die er mir auf den Kopf setzte mit dem abgedrungenen Versprechen, daß ich davon essen m ü ß t e. Ich versprach es, und die Schüssel stand vor mir mit dem Doktordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünscht; darauf stellte sich bei Göthe die gute Laune ein, und er fing an zu scherzen. „Bis morgen Abend sei Er Herr Doktor," sagte er, „dann

wollen wir seine Gesundheit trinken, und ihm den Titel wieder abnehmen, damit er wieder der gute Voß sei." Nun bestellte er zu meiner Doktorfeier eine Flasche von seinem besten Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (fast zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park spazieren, und da war Göthe ganz allerliebst munter. Es ist kein Gegenstand, der seiner [9] Aufmerksamkeit entgeht; in Alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er grade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixirt, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wol gar stille, und stemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische grade entgegen zu sitzen, und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne (Göthe sagt selbst einmal was ähnliches in seinem Götz). Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viele Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist, und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sopha sitzt. Ja da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Er-

holung von [10] oft schweren Arbeiten, oder was es ist. Dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Göthe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will er eine Gesellschaft junger Leute um sich versammeln, von solchen, die Lust haben vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden. Ich weiß schon aus Erfahrung, wie mit Liebe er so was unternimmt und betreibt. Die Früchte dieser Conversationen sollen denn auch zugleich auf die Literaturzeitung verbreitet werden, und wahrlich das ist ein glücklicher Gedanke. Denn Göthe, der zum eigentlichen Recensenten nicht geschaffen ist, gibt doch oft im Gespräche die herrlichsten und treffendsten Urtheile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen. Und welche Übung wird es für uns sein, Winke und umhergestreute Ideen der Art aus Göthe's Geiste auffassen zu lernen, und in Aufsätze oder Recensionen sie zu fixiren! Weiß man doch das erst am deutlichsten und klarsten, was man selbst andern mitzutheilen genöthigt wird! —

Was sagen Sie zu seiner Recension von meines [11] Vaters Gedichten? Welch ein schöner Gedanke, des Dichters *poetisches* Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieser Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen —. Ich habe diese

Recension recht von Grund aus entstehen sehn. Gewöhnlich des Abends von 8—10 las ich Göthen die Gedichte vor. Als ich das Herbstlied anfangen wollte: „Die Bäume stehn der Frucht entladen", nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: das will ich selber lesen. Er las es, und gleich darauf: „Trost am Grabe". Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung aussprechen, womit er sie las. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände, und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Versteht sich, daß Göthe nachher revidirte, um den Stil mit dem seinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war [1]).

Sonnabend hatten wir den Macbeth; er ward meisterhaft gegeben, obgleich in seiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen, [12] schön von Wuchs, und recht artig gekleidet, die eine sogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Göthe, das Schreckliche dieser Wesen mehr in die Wirkung, als in die Gestalt zu setzen; und sie thaten so auch bei weitem größere Wirkung, so wie der Teufel in schöner Gestalt gräßlicher ist (für mich wenigstens), als in der teuflischen. Die Todtenstille unter den Zuschauern war mir manchmal eben so schrecklich, als das Stück selbst. Dann war es, als stünde das ganze Geisterreich geöffnet. Göthe war den Abend außerordentlich fröhlich (wir saßen noch um halb 12 auf), daß die Vorstellung so geglückt sei;

---

[1]) Dieser Abschnitt — von den Worten an „Was sagen Sie" — fehlt im S.

auch Schiller, mit dem ich nach der Vorstellung noch einen Augenblick nach Hause ging.

Es scheint mir, als ob ich in Weimar recht gerne gelitten bin. Wenn ich doch jetzt nur alle Forderungen erfüllte, die man an mich größtentheils stillschweigend gethan hat! Nur so kann ich ein glücklicher Mensch sein, aber dann auch ein sehr glücklicher! Göthe's Zutrauen und seine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichste, was mir in Weimar begegnen könnte; aber so lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein „lieber Sohn" bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat. Nicht wahr, [13] liebster Onkel, auch Sie trauen mir zu, daß ich meines Vaters nicht unwürdig erscheinen werde?

3.

Weimar, 11. Mai 1804.

Ihr Brief, mein liebster Onkel, war der erste, der mich in meiner neuen Heimath begrüßte. Ihnen soll auch der erste von hier aus geschrieben werden. Ich sitze gerade so recht behaglich an meinem Schreibepulte. Um mich her meine Bücher nach alter Gewohnheit geordnet; mein Zimmer nach Bequemlichkeit eingerichtet, so eben von der aufsteigenden Morgensonne beschienen; um mich Ruhe und Heitre, und im Herzen fröhliche Zufriedenheit. So mag ich gerne an meinen lieben Onkel denken, und so auch am liebsten vor ihm erscheinen.

Was mich denn so fröhlich macht? Alles, alles, die Aussicht auf meine bevorstehende Lage, die Liebe der redlichsten Männer, das Zutrauen einer ganzen

Stadt zu einem noch unbekannten Fremdlinge, der Wunsch meiner Schüler, von denen ich schon viele kenne, mich lange als ihren Lehrer zu behalten. Dies alles steht, wenn ich meinen Abendspaziergang mache, klar und deutlich vor meiner Seele, und zwingt mich beinahe zu denken und meinen Freunden zu sagen: „es ist doch herrlich auf der lieben Gotteswelt“. [14] Wohl hatte mein Vater recht, als er mich mit den segnenden Worten entließ: „ich stoße dich nicht aus dem Paradiese, ich stoße dich ins Paradies hinein“.

Von meiner Schule verspreche ich mir sehr viel. Ich habe nicht gefunden, was man mir sagte: die Schüler seien indolent, ungezogen u. s. w. Begegnet man ihnen nur, wie man soll, so fügen sie sich. Ich fand bei zweien, die mich gestern Abend besuchten, Eifer und Herzenswärme. Ich sprach mit ihnen über den Philoktet, den sie eben gelesen hatten, und belebte ihnen ein wenig den eingesogenen todten Buchstaben; ich sah die Wirkung davon an ihrem aufgeheiterten Gesichte. Dann nahm ich den Sophokles, und las und erklärte ihnen einen Chor. Ungezogen? Wer kann das sein, wenn er den Sophokles lieb hat?

Göthe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich ist, hier noch zu steigen. Er ist durchaus redlich und treu, wem er sich hingegeben; ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit gestattet, deren ich mich mit Bescheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr schätze, ist das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Göthe [15] hat die Kunst inne,

Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag [1]) war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir saßen im Gartensaale vor der offenen Thür. Da war er so recht behaglich gestimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was seinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er sprach, trug das Gepräge davon. Er sprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenstand so eindringend und schön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht fest an ihn schmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher besann, habe ich seine Hand ergriffen, und sie recht herzlich gedrückt. Göthe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir spricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu sein; ich habe ihn gar nicht erst darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverhohlen mittheilen; kurz ich habe eine feste Stütze an ihm, [16] die mich nie straucheln lassen wird. Ich kann Ihnen versichern, daß ich morgens beim Aufstehen, wenn ich zur Tasse Kaffee eine Pfeife rauche, fast immer an Göthe oder an meine Eltern denke, und dann erst recht gestärkt an die Arbeit gehe.

Was Göthe's Gespräche so lehrreich und inter-

---

1) Im S.: „Sonntag von fünf Uhr Nachmittags bis zehn".

essant macht, welchen Gegenstand er auch berührt, ist das allgemeine, was allem auch dem speciellsten seiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in dessen nicht exegetischen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegese profitirte, als bei Nösselt in zwei Jahren. Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für klassische Literatur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist, und kaum den Sophokles im Original lesen kann. Es geht mir in seiner Gegenwart so, wie er im Faust gleichnißweise vom Webstuhle sagt:

Die Schifflein hin und wieder schießen,
Die Fäden in einander fließen,
Wo einer tausend in Regung bringt u. s. w. —

Wenn ich aber sagte, daß G.'s Gesprächen so viel allgemeines zu Grunde läge, so ist das nicht so zu verstehen, als ob er abstraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen spräche — ich meine nur das [17] Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet. Ich möchte Göthen den popularsten Philosophen nennen, der uns auch bei den geringfügigsten Gegenständen wahre Weisheit in die Seele redet [1]).

Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines contemplativen Naturforschers, im edleren Sinne des Worts. Kein Mensch ärgert ihn, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein — — nicht. Er denkt, so hat ihn einmal

[1]) Dieser Abschnitt — von den Worten an „Was Goethes Gespräche u. s. w." — fehlt im S.

der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken soll, so hat diese Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege steht, da wird er bei Seite geschafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerstand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuschaffen. Ich habe ihn zornig gesehen über Eseleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung. — Nie sind Göthe's Forderungen an die einzelnen Menschen unbillig, sie richten sich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leisten kann, das [18] fordert er ganz und ungetheilt. So ehrt und schätzt er jedes Talent, jede noch so kleine mechanische Fertigkeit. Aber kein Charakterloser fand Gnade vor seinen Augen. Die Losung, „es ist doch ein guter Mensch“, ist ihm unausstehlich. Und wehe dem, der seine Erwartungen und sein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillstehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinsucht statt des reellen Werthes zu täuschen anfängt. Anfangs ist er noch milde, und sucht schonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, so wird er zornig, und wendet sein Antlitz auf ewig.

4.

Weimar, 22. August 1804.

Zuerst will ich Ihnen etwas von Würzburg erzählen. Sie wissen wohl, daß Schelling und Paulus sich viele Mühe gegeben haben, meinen Vater nach

Würzburg zu ziehen. Ein Ruf, der zugleich mich mit anging, ward schon vor langer Zeit ausgeschlagen. Vor drei Wochen ist wieder ein neuer gekommen, und Paulus war wieder der Wortführer. Ich hätte nie geglaubt, daß dieser Brief Wirkung auf meinen Vater machen würde, da er an seinem Orte so behaglich sitzt, und da ich für den Anfang in Weimar ein so köstliches Loos gefunden habe. Aber der Brief brachte ihn ganz in Feuer. [19] Sie wissen ja, wie durchaus er jeden Gedanken durchdenkt, wie mit ganzer Seele er dabei ist, wenn er sich für etwas interessirt. Die Liebe der Würzburger für ihn mußte sein Herz rühren, die äußeren Vortheile, die dabei waren, verdienten auch Aufmerksamkeit. Auch auf mich machte er Plane — eigentlich zu meinem Schrecken; denn ich kann mich von Weimar jetzt nicht losreißen. Die vortheilhaften Seiten waren allerdings bei diesem Plane lockend, aber nachher wurden auch die Nachtheile von Würzburg erwogen, und da wurde denn das erste Feuer ein wenig gedämpft. Kurz es ist nichts zurückgeblieben, als Dankbarkeit gegen die Würzburger, die es gut gemeint haben. — Ich bin nun sehr begierig, wie der Ort meinen Eltern gefallen, und ob man meinem Vater wieder von neuem zusetzen wird. Ich fürchte eigentlich die Scylla, die diesmal den Odysseus selbst verschlingen will, und wünsche, daß sie passirt sein möge.

Ich führe nun ein unaussprechlich glückliches Leben. Ich bin täglich bei Göthe und Schiller, oft bei ersterem halbe Tage ohne Unterbrechung. Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Ver-

hältnisse ist er einer meiner ersten [20] Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Wie war Göthe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen so gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen solchen Antheil an mir nahm! Dem Mann verdanke ich ja fast eben so viel, als meinen Eltern; er hat mir ja Muth und Selbstvertrauen in die Seele geflößt, und weiß mir durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich lese jetzt Griechisch mit ihm. Neulich lasen wir zusammen 3 Stunden nach der Reihe, und Göthe ist jetzt außerordentlich warm für diese Sprache, besonders für den Sophokles. Sobald die ersten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literarischen Club, wo Göthe der Meister ist. Göthe sagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es ist eine Schande, bei so etwas nicht tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer gestiegen, als erkaltet." — Wenn wir jungen Leute um Göthe sind, so gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zum Freunde spricht, — eine Humanität, die seine Jünger nur um so fester an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger sein sollen.

Schiller war eine Zeit lang unwohl; aber seit [21] vorgestern erholt er sich sichtbar. Gestern besuchte ich ihn, und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter. Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders, wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in seiner Miene, ich

möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von seiner Herzensgüte könnte ich Ihnen tausend Beweise geben. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl thun kann; er sagt ja in einem Gedichte: Alle Menschen sollen leben — und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls; Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen. Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern an den durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.

5.

Weimar, 10. Oktober 1804.

Ihren Brief muß ich gleich beantworten, ob ich gleich sehr von Arbeiten umdrängt bin. Sie müssen [22] aus meinem Munde hören, wie ich die Sache wegen Würzburg ansehe, und ich fühle sehr das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen. Sie schreiben: die Vernunft geböte zu folgen, und ich würde gewiß einwilligen. Wohl! dann thäte ich's; ich würde mich mit schwerem Herzen aus meiner Umgebung herausreißen, und aus den Trümmern meines jetzigen Glückes ein neues hervorblühen sehen. Ich weiß wohl, daß Neigung für einen Ort und für gewisse Menschen, wie ich beides hier habe, nicht zum Hierbleiben zwingen dürfen; aber ich habe andere Gründe, die mir hier zu bleiben zur Pflicht machen.

Lieber Onkel, es gilt hier nicht, eine Schullehrerstelle mit einer andern zu tauschen, sondern ein Schulamt mit einem akademischen. Zu einem akademischen Amte, dessen Forderungen ich aus dem Grunde kenne, habe ich niemals Neigung gefühlt, und sie wird nach meiner mir von der Natur gegebenen Denk- und Empfindungsweise vielleicht nie in mir erwachen. Zweitens, ich bin nicht stark genug, einem solchen Posten vorzustehen. Ich würde von mir fordern, was ich von jedem akademischen Lehrer fordere, wenn er seinem Posten würdig vorstehen soll. Ich habe den innern Beruf nicht, der äußere Ruf darf in mir kein Gelüste erregen, wenn ich's redlich mit mir meine.

[23] Daß ich einer der besten Schulmänner werden kann, das weiß ich, und trage keine Scheu, es Ihnen mit ein wenig Stolz im Herzen zu sagen. Ob ich ein tüchtiger akademischer Lehrer werden kann, weiß ich nicht. Ich halte es für möglich; wenigstens will ich es nicht läugnen. Aber ehe ich positive Gewißheit dazu habe, ehe es mein Herz mir verkündet hat, ehe begebe ich mich nicht in die höhere Sphäre. Was man von mir verlangt, könnte ich allenfalls unter dem Schutze meines Vaters leisten. Aber daß ich akademischer Philolog vom ersten Range, wenigstens einer wäre, der weit über dem mittelmäßigen steht, die Überzeugung habe ich nicht. Nachher umzukehren, und zum Schulwesen mich wieder hinzuwenden, das wäre Schande, und würde mich zu tief durch das Gefühl des Unvermögens drücken.

Wenn ich nicht zum akademischen Leben geboren bin, so bekümmert mich das nicht; es giebt niedrigere Stufen, und eine von denselben ganz auszufüllen, ist

auch schon löblich. Wenn ich aber wirklich zum Schullehrer geboren bin, und ich bin es, so wahr ich mich kenne, so wäre es unverzeihlich, wenn ich mich diesem Stande entreißen, und mich zu einem andern erheben wollte.

Göthe und Schiller pflichten meinem Urtheile [24] vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide sahen, während sie mir Rath gaben, väterlich auf mein Bestes. Göthe sagte am Ende: „Ich wollte Sie gerne, auch gegen meine Neigung, ziehen lassen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rathe ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen, und hier zu bleiben." So sprach dieser Mann; und Schiller, zu dem ich einmal sagte, ich fühlte mich stark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete: „Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig, hier zu bleiben. Denn sobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er Schuld an Ihrem jetzigen Loose wäre. Diese Verantwortung, die doch möglich ist, müssen Sie ihm ersparen." So sprach der herzige Schiller; und mein Onkel sollte anders gesinnt sein? Nein! Sie halten es gewiß nicht für Wahn, für falsche Bescheidenheit, wenn ich in dem Tone über meine Fähigkeiten, über meine Neigung rede.

Sie sagen, eine höhere Hand sei im Spiele. Gewiß, ich erkenne sie und segne sie. Sie winkt meinen Eltern, weil ihnen die Herzensstimme sagt, daß [25] sie folgen sollen. Mir schweigt diese Stimme. Nur wenn das Herz einwilligt, erkenne ich ein Schicksal. Auch mir

winkt das Schicksal — in Weimar zu bleiben. Und da antwortet mir die ernstlich gefragte Herzensstimme, daß ich bleiben soll. Ich bin sehr freudig bei meinem Entschlusse, und werde ihn nie bereuen. „So dich dein Herz nicht verdammt, so bist du gewiß auf dem Rechten.“

Und wie sollte ich auch je Reue empfinden können? Bin ich denn hier am unrechten Orte? Ich gedeihe ja hier. Auf jedem Tage, den ich hier genieße, ruht der Segen Gottes. Ich wachse an innerem und äußerem Leben, ich nehme an Kenntnissen zu, ich wirke Gutes in meinem kleinen Kreise, dem ich gewachsen bin, und bilde mir ein, eben so viel hier werth zu sein, als ein Mann von mehreren Kräften in einem größeren Kreise.

Lieber Onkel, Sie haben ja auch in Hinsicht auf mich nur Einen Hauptwunsch: daß ich brav und gut werde, und thue, wozu mich Gott erschaffen hat. Nun das verspreche ich Ihnen zu werden. Wenn ich's nun geworden bin, und täglich immer mehr werde, ist es Ihnen denn nicht auch gleich, an welchem Orte, auf welchem Wege ich's geworden bin?

[26] Weimar ist in vieler Hinsicht eine heilige Stätte für mich. Aber nicht allein, weil Göthe und Schiller hier ist, und manches andere Schöne, sondern weil ich hier mit Ruhe und Sorglosigkeit im Herzen gedeihe. Nur diese Verfassung des Gemüths setzt mich in Stand, das Gute hier zu genießen. Diese Verfassung des Herzens, die zum Entfalten unserer Kräfte nothwendig ist, die will ich bewahren. Über die Mittel dazu muß ich nach meiner besten Einsicht entscheiden.

Thöricht wäre es, zu sagen: Ich will immer hier bleiben; denn wer lenkt die unsichere Zukunft? Wenn ich vielleicht mit dem Laufe der Jahre inneren Beruf für einen höheren Posten bekomme, dann werde ich mich nicht hartnäckig sträuben, und in das Schicksal willigen, wohin es mich auch rufen mag.

6.

Weimar, 1. December 1804.

Wie habe ich mich gefreut, daß Sie, dessen Urtheil mir so viel gilt, meine Entscheidung, nicht nach Würzburg zu gehen, gut geheißen haben! Sie sind wol noch in Ungewißheit, wie die ganze Sache ablaufen wird. So hören Sie denn. Auch mein Vater geht nicht hin — zu meiner ganz außerordentlichen Freude. Wir bleiben nun in Thüringen [27] als eine schöne Familie zusammen. Ob von Würzburg aus was neues geschehen ist, meinen Vater zu fangen, weiß ich nicht, aber es komme, was da will, mein Vater „will dem schlüpfrigen Eise nicht wieder trauen“; wie er sich neulich gegen den Herzog von Oldenburg schriftlich ausdrückte. Was mich anbelangt, so könnte ich jetzt meine Sache herrlich durch die Folgen vertheidigen [1]). Welche Lage hätte ich in Weimar, wenn ich jetzt hier bleiben müßte. Dann würde mir jeder Weimaraner im Herzen vorwerfen, ich ergriffe jetzt Weimar nur als einen Nothpfahl, weil ich kein ander Auskommen hätte. Aber es steht, Gott sei Dank, anders mit mir; ich habe bleiben wollen, und mag nun die Lockung nach Würzburg

[1]) Im S. „rechtfertigen“.

fortdauern oder nicht, mein Hierbleiben wird mir doch von jedermann, selbst von der herzoglichen Familie, als Patriotismus ausgelegt; und es sei Ihnen im Vertrauen gesagt, ich habe mir dadurch aller Weimaraner herzlichste Liebe gewonnen. — Aber Folgen dürfen keine Handlungsweise zur guten oder zur schlechten machen. Durfte ich vom Anfange an, moralisch betrachtet, ein Amt annehmen, wo mein Herz mir nicht das Zeugniß geben wollte, ich sei ihm gewachsen? Sah ich's nicht von Anfang an, daß ich in dieser Sache durchaus nicht [28] auf eigenen Füßen stand? War ich etwas anderes, als der Appendix meines Vaters, der nur mit ihm steigen konnte, und nothwendig mit ihm fallen mußte, wenn sich etwa die Sache anders wandte, als mein Vater anfangs dachte? Es ist gefährlich, und hat manchen Menschen ins Unglück gebracht, der sich in zu hohe Sphären einließ. Deren Beispiel soll mich auch in Zukunft witzigen. Ich will nur da stehen und fußen, wo ich einzig auf mir beruhe, und selbst Schöpfer meines Glückes werden kann.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mir zu große Bescheidenheit vorwerfen. Ich bin wahrlich nicht fähig für einen akademischen Posten, weil ich nicht leisten kann, was Ich von einem solchen Lehrer fordere. Möchten auch immerhin mir andere, selbst mein Vater, das Zeugniß der Reife geben, ich würde nie darin einstimmen können, und eben deswegen werde ich sobald noch nicht den Beruf zu einem akademischen Lehrer in mir fühlen. Aber das macht mich nicht unglücklich. Auch die Mittelsphäre ist unverächtlich, und da will ich wahrlich nicht als der letzte nachhinken. Da ich mir

hier täglich und stündlich das Zeugniß der Reife geben kann, so habe ich eben dadurch jene behagliche Ruhe des Gemüths, die zu [29] jedem Geschäfte Segen und Gedeihn giebt. Gott segne mein geliebtes Weimar [1]).

Ich bin nun sehr fleißig; denn ich will einmal ein capitaler Grieche werden. Sophokles hab' ich den Sommer dreimal gelesen; jetzt lese ich den Herodot, und Neujahr fange ich den Thucydides an. Beständig habe ich die Feder in der Hand und excerpire. Mein Freund Riemer, ein würdiger Schüler Wolfs, ist mein Gefährte auf der hellenischen Reise. Wir ergänzen uns einander. Ich bin ihm an Alterthumskenntniß überlegen, er mir an grammatischen Kenntnissen. Wir sagen uns oft, daß wir ein glückliches Loos haben, ex officio thun zu müssen, was zu unterlassen das unmögliche sein würde.

Die Ankunft der Großfürstin hat mich zum Poeten gemacht; ich habe fünf Carmina dichten müssen. Eins, welches ich ihr im Namen des Gymnasiums überreichte, will ich Ihnen beilegen. Das schönste Produkt, welches diese Gelegenheit hervorgerufen, ist der dialogische Prolog von Schiller. Bei den Worten:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
Wo Du beglückst, bist Du im Vaterlande

bemächtigte sich die edelste Rührung der Herzen aller [30] Anwesenden, und nie ist wol einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die liebenswürdige

[1]) Im S. folgen hier noch die Worte, mit denen dieser Brief dort schließt: „Mir ist es ein heiliger Ort, weil ich fühle, wie ich als gereifter Mann einmal bekennen werde, daß ich ihm meine Ausbildung verdankt habe.“ Im S. fehlt: „Ich bin u. s. w.“

Erbprinzessin hat geweint vor Wehmuth und Freude. Ein so edles Geschöpf hat die Erde nicht außer ihr.

Zur Vermählung der Erbprinzessin von Weimar.

Seliger Tag, du erschienst! Der andachtvollen Gesinnung
  Heißerfleheten Wunsch, Seliger, hast du gewährt!
Fern aus Ruthenia führst du mit Heil den erhabenen Jüngling,
  Wo er des edelsten Stamms blühende Braut sich erkor.
Festlicher Jubel erschallt von Millionen des Nordens,
  Welche zu Karl August fröhlich entsenden die Braut.
Dreimal festlicher Jubel erschallt antwortend aus Weimar,
  Segnend die Flur, die hinfort Sie mit dem Gatten bewohnt.
Segnend das mächtige Kaisergebiet, wo in stolzen Palästen
  Sie anmuthig erwuchs, und Alexander gebeut;
Welcher gelobt am Altar Katharina's, Sprossen der Heimath,
  Sprossen von Deutschlands Geist, nahe dem Pol zu erziehn.
Dir, Weimarische Flur, die die Neuvermählten bewillkommt,
  Dir auch reifte vorlängst Gutes zu Schönem gesellt.
[31] Dich auch kor, da sie Luther, vereint dem Hellenen Melanchthon,
  Rettete, Freiheit zum Sitz heiliges Menschengefühls.
Jugendlich stralte sie einst in die Barbarnebel der Wildheit
  Dämmerndes Licht; und sanft schauerte Hellas umher.
Sieh'! und es webete Geist durch Waldeinöden und Inseln;
  Vaterland und Gesetz tönte der Hirtengesang.
Bald nun weihten die Musen den Helikon. Jegliche Weisheit
  Weckte mit Red' und Lied reineren Sinn zum Entschluß;
Daß um Hütt' und Palast aufblühete großes Gemeinwohl,
  Daß für Staat und Gesetz heiter Leonidas sank.
Aus der verödeten Hellas entschwang sich der edleren Menschheit
  Genius, hier und dort gastlichen Heerd zu erspähn.
Nicht in der Hülle verkannten den Genius unsere Väter;
  Ihm, an der heiligen Ilm, bauten sie Hain und Altar.
Bernhard ward er von Menschen genannt; da sproßt' und erblühte,
  Hell an der Freiheit Stral, göttliche Religion.
Und schnell strebten empor wohlthätige Künste des Friedens,
  Wilhelm, unter dem Schutz Deines verjüngten Geschlechts.

Selbst Urania kam in Gestalt der Amalia freundlich;
Deutschlands neuem Athen horchet Europa mit Lust.
Aber der Genius, froh der rastlos strebenden Menschheit,
Wählet für andere That andere hohe Gestalt:
[32] So wie stets sich verjünget Arabia's goldener Phönix,
Und das verstäubte Gebein ruht in der Sonne Palast.
Schütze die Wissenschaft, o Genius! schütze die Freiheit,
Ob du dich Karl August, ob du dich Friederich nennst!
Sehnsuchtsvolle Gelübd' und liebende Treu' und Gehorsam,
Welcherlei reines Gefühl bessere Seelen belebt,
Bringen wir feierlich dar, Goldfrucht aus den Gärten Apollons,
Opfer dem Vaterland', Opfer dem Fürsten geweiht!

6* [1]).

Weimar, 3. April 1805.

Gottlob, daß wir den Winter überstanden haben. Er war diesmal gefährlich für die besten und einzigen Männer in Weimar. Göthe und Schiller waren beide gefährlich krank, zu einer Zeit und an demselben Übel. Jetzt sind sie wieder gesund, und versprechen es zu bleiben. Ich bin in der Zeit recht Krankenpfleger gewesen. Bei Schiller habe ich viermal in einer Zeit von zehn Tagen gewacht, und außerdem bei Göthe noch einmal. Es war die Nacht, die dem gefährlichsten Tage folgte, als ich bei Göthe wachte, aber auch die erste wohlthätige; denn er konnte wieder schlafen. Da habe ich ihn denn so eigentlich genesen sehen, den Lieben, Einzigen. Lieber Onkel, es waren Zeiten wie im Winter 1797, als mein Vater so krank lag; und ich liebe Göthen, wie meinen zweiten Vater; ich liebe ihn, wie

[1]) Dieser von A. Voß in die „Mittheilungen" nicht aufgenommene Brief wird hier nach dem Sophronizon (a. a. O. S. 21 f.) mitgeteilt.

ich meinen Onkel liebe! „Weinet nicht, gute Jungen," sagte er einmal so herzlich und treuherzig zu mir und Riemer, „ich bleibe bei Euch." Bei den Worten merkten wir zuerst den Anfang seiner Genesung; denn vorher war er sehr kleinmüthig, und ahndete seine letzte Stunde. Da habe ich gezittert vor Freuden. Wirklich seit dem Winter 97 habe ich zum erstenmale in dem Augenblick wieder empfunden, was es heißt, getröstet werden. Göthe war auch so heiter, so kindlich froh, wenn er einen neuen Fortschritt in seiner Besserung merkte. Seit der Zeit nun, daß er das Bette verlassen hat, bin ich unzertrennlich bei ihm gewesen. Ich habe ihm Neuigkeiten erzählt, ihm vorgelesen, kurz alles gethan, was in meinen Kräften stand, ihn aufzuheitern. Und das ist Göthe nun so recht gewohnt worden. Abends, wenn es 6 schlägt, so versammelt sich ein kleines Häufchen um ihn, außer mir noch Professor Meyer, Fernow und Riemer, und da bleiben wir dann bis 8, 9 oder auch wohl bis 10 bei ihm, und ich muß mir jeden Abend von Neuem sagen, daß ich meinen Tag nicht lehrreicher und angenehmer hätte schließen können. Denn Göthe, obgleich er noch nicht viel arbeiten kann, ist doch in seinem Umgang ganz Göthe, so launicht, mittheilend von seinen ungeheuren Schätzen und so herzlich.

Auch Schiller ist nun wieder der Alte, und arbeitet an einem neuen Stücke. Von dem Manne habe ich's erst recht während seiner Krankheit erfahren, wie liebenswürdig er ist. Ich sagte ihm einmal, ich hätte nur Eins an ihm auszusetzen, daß er zu wenig Egoist wäre; er denkt auch wahrlich nur an die Personen um ihn her und an das, wofür er lebt, an sich aber gar nicht.

---

[33] 7—8. An Christian Niemeyer.

Joh. Christian Ludwig Niemeyer trat Heinrich Voß in Halle nahe — unter welchen Umständen und durch wessen Vermittelung, ist unbekannt —, als letzterer Ostern 1799 die Universität bezogen hatte, und gehörte dem Kreise strebsamer Jünglinge an, die gemeinsam in die Schönheit der griechischen Dichter einzudringen suchten (s. Einl. S. 8 ff.). N. war beträchtlich älter als seine Genossen — geboren den 25. November 1772 zu Weferlingen im Magdeburgischen als Sohn eines Predigers — und bekleidete bereits 1798 ein Amt als Lehrer am Pädagogium, das damals unter der Leitung des berühmten Theologieprofessors und Pädagogen H. A. Niemeyer, des späteren Kanzlers der Universität Halle, in Blüte stand. Im Jahre 1803 trat er in den geistlichen Beruf ein und ward Pastor zu Dedeleben bei Halberstadt, wo er hochbetagt, noch amtlich wirkend, im Jahre 1857 starb. Aus den hinterlassenen Handschriften des Vaters veröffentlichte sein einziger Sohn (geboren 1806, gestorben 1887), gleichfalls Pastor, einen Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege: „Heldenzug des Herzogs von Braunschweig" (Halle 1859). Während Preußens trüber Zeit hatte N. seine vaterländische Gesinnung in hervorragender Weise bewährt und pflegte nach dem Kriege die Erinnerung an jene ernste Zeit auch in seiner Thätigkeit als hochgeschätzter Jugendschriftsteller [1]). So veröffentlichte er 1816 (in 6. Aufl. 1831) das „Heldenbuch. Ein Denkmal der Großthaten der Befreiungskriege von 1808—1815. Deutschen Vaterlandsfreunden und besonders der Jugend gewidmet" und 1817 „Die Schlachten des heiligen Kriegs in 14 Liedern". Nationale Gesinnung in die Herzen der

---

[1]) L. F. v. Eberstein, Urkundliche Geschichte derer v. Eberstein, Bd. 3 S. 782 f., Berlin 1889. Das Verzeichnis seiner Schriften (bei Chr. G. Kayser, Vollständiges Bücherlexikon, 4. T. S. 239 und 5. T. S. 7 unter „Sagen") weist bis zum Jahre 1835 eine stattliche Reihe meist der Jugend gewidmeter Bücher unterhaltenden und belehrenden Inhalts auf. S. auch F. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon Bd. 2 S. 101.

Jugend pflanzen sollte ohne Zweifel auch der „Deutsche Plutarch. Enthaltend die Geschichte denkwürdiger Deutscher. 1.—3. Abt.", Halle 1811, 1812, ein Buch, das vermutlich der Grund war, daß er von Napoleon geächtet ward (nach freundlicher Mitteilung seines Enkels, Herrn Ad. Niemeyer in Lübeck). In einem Brief an Schiller vom 15. Juli 1799 (s. Urlichs, Briefe an Schiller, Stuttgart 1877, Nr. 218), dem er „schüchtern einige Lieder" für den Almanach zu übersenden wagte — er nennt sie „in den Augenblicken besiegender Gefühle entstanden" —, bekennt er, daß nur die Ueberzeugung, seinen Liedern „fehle wenn auch alles andere Verdienst, das der Wahrheit nicht", ihm den Mut gegeben habe, sich einem Manne zu nähern, zu dem er, „als ein guter, die Ehre seiner Nation liebender Deutscher mit einer Wärme und doch zugleich mit einer Furcht aufblicke", die er nicht bezeichnen könne[1]). Auch mit andern hervorragenden Zeitgenossen hatte er Beziehungen angeknüpft, so mit Klopstock[2]). Er selber dichtete wohl in erster Linie für die Jugend, der nicht ausschließlich seine sonstige Schriftstellerei gewidmet war. Im Jahre 1848 wurde der allgemein beliebte, bis in sein hohes Alter für die Werke der schönen Litteratur und die Musik empfängliche Greis von der Universität Halle durch die Verleihung der Würde eines Doctor honoris causa ausgezeichnet.

In der „Zeitung für die elegante Welt" (herausgegeben von Methus. Müller, 26. Jahrg., Nr. 21 u. 22, Leipzig 1826), deren eifriger Mitarbeiter er war, findet sich ein mit C. N. unterzeichneter Aufsatz (s. Goedeke, Grundriß V S. 120): „Schiller im häuslichen Leben und im Sterben", der etwa ein Drittel des Umfanges der in den „Mittheilungen" enthaltenen Briefe hat[3]). Die Ab-

---

[1]) Ob Schiller geantwortet hat, ist dem Herausgeber nicht bekannt; der Musenalmanach für 1800 enthält keinen Beitrag Niemeyers.

[2]) Briefe K.s an N. sollen nach einer Mitteilung des früheren Besitzers, des Herrn Gymnasialdirektors a. D. K. Niemeyer in Kiel, von diesem in den siebziger Jahren in den „Grenzboten" veröffentlicht worden sein; doch ist es trotz mehrfacher Nachforschungen nicht gelungen, sie in der genannten Zeitschrift aufzufinden.

[3]) In der Anmerkung heißt es: „Bruchstück aus dem Buche der Tugenden in Beispielen aus der neueren und der neuesten Geschichte".

weichungen von der hier folgenden Fassung sind unerheblich und betreffen fast nur den sprachlichen Ausdruck, in dem sich Heinrich Voß dem Freunde gegenüber mehr als beim Onkel Boie hat gehen lassen, sowie größere und kleinere Auslassungen. Eine offenbar die ursprüngliche Fassung bietende Stelle, die A. Voß gekürzt hat, ist in den Erläuterungen (zu 7, 22) mitgeteilt.

Ueber Niemeyers Versuch einer Nibelungenübersetzung siehe unten am Schluß der „Erläuterungen".

7.

Weimar, im April 1805.

Daß ich bis jetzt gegen Dich geschwiegen, ist eine Nachläßigkeit, in der ich mich selbst übertroffen habe. Wie oft habe ich an unser ehemaliges, frohes Zusammenleben gedacht, und das Herz ist mir warm geworden. In solchen Augenblicken hätte ich nun mich sogleich hinsetzen und schreiben sollen; aber da habe ich gewöhnlich so in meiner Unschuld phantasirt, bin selbst glücklich dabei gewesen und habe es darüber versäumt, dem Freunde für die Erweckung schöner Erinnerungen Dank zu sagen. Manchmal, und dies sehr oft, ist es mir, ich möchte sagen, physisch unmöglich gewesen, aus der Gegenwart herauszutreten; und Du bist ja mit mir darin einverstanden, daß in solchen Augenblicken nur so viel von der Welt[1]) [34] für uns existirt, als wir gerade in unserm Gemüthe auffassen. Endlich habe ich auch mitunter matte Augenblicke gehabt, wo ich es für eine Versündigung an meinen Freunden gehalten hätte, mit einer Darstellung eines trüben Innern aufzuwarten. Was den oben bezeich-

[1]) So bei N. (s. oben S. 8 Anm. 11), während der Druck der „Mittheilungen" Kraft bietet.

neten zweiten Punkt betrifft, so will ich Dir in aller Kürze meinen Lebenslauf berichten, und Dir eine Schilderung meines jetzigen Zustandes geben. Zwar schweigsam ist der alte Voß wol zuweilen; aber ein herzlicher und redlicher Freund bleibt er immer.

Als wir uns zuletzt (1802) in Jena sahen, da nagte schon eine geheime Krankheit an meinem Innern. Ich war nicht mehr wie ehemals. Ich war todt und leblos, ja untheilnehmend wider meine Natur und Gewohnheit. Ich will Dir gern bekennen, daß ich mich nicht zu Deiner Ankunft freute; aber es hat mir auch bittere Thränen gekostet, wie ich diese Bemerkung an mir machte. In diesem Zustande lebte ich noch ein volles Jahr, fast beständig kränkelnd. Mitunter regte sich was in mir, irgend eine Freude, und belebte mich auf kurze Zeit; aber stets sank ich in meine Erschlaffung wieder zurück. Im Sommer 1803 machte ich[1]) eine Reise nach Holstein. Auf dieser Reise habe ich zuerst wieder empfunden, [35] daß ich noch in meinem Wesen der Alte sei. Als ich meinem Vaterlande nahe kam, da fühlte ich die alten Bande, die mich immer an dasselbe gefesselt hatten, von neuem wieder. Ich hatte eine doppelte Freude: den Genuß der gegenwärtigen Freuden, und das frohe Bewußtsein meiner unverlorenen Heiterkeit und Jugendlichkeit. Aber gegen das Ende meiner Reise ward ich[2]) krank, und kehrte als ein Halbtodter in das Haus meiner besorgten Eltern nach Jena zurück.

[1]) Bei N. heißt es: „Gegen Pfingsten 1804 erlaubten mir meine Eltern u. s. w." Diesen Gedächtnis- oder Schreibfehler des Bruders hat A. Voß berichtigt.

[2]) Bei N.: „ich in Hamburg k.".

Diese letzte Krankheit[1]) war hart und unerbittlich, aber segensvoll. Kaum war ich genesen, so fühlte ich auch, daß ich ganz genesen sei, denn das harte Übel hatte, wie der ausgetriebene Teufel oder Zauberer im Don Quixote, die ganze Bücherkammer von Schlechtigkeit mit- und so aus mir herausgenommen, daß auch nicht einmal die Thür derselben zu finden war. Nun war mein Körper gesund; aber das gütige Schicksal hatte mehr für mich aufgespart, und wollte, daß mir die zwei geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt werden sollten. Diese waren: nicht Prediger sondern Schulmann zu werden; und: in naher Verbindung mit Göthe und Schiller zu stehen, die ich, wie Stolbergen, liebe und verehre.

Ich bin ein glücklicher Schulmann, der von seinen [36] Schülern mit einer Art von Heftigkeit geliebt wird; und daneben habe ich den täglichen, vertrauten Umgang mit den beiden großen Lieblingen meines Herzens. Diese Beiden versüßen mir das Leben als Schulmann, und der Umstand, daß ich meiner Schule (ich rede ja zu einem Herzensfreunde) ehrenhaft vorzustehen suche, giebt mir gewissermaßen ein Recht auf die Freundschaft jener Männer. So bin ich nicht allein durch die Schule als Schulmann glücklich, sondern auch durch Göthe's und Schillers mir geschenkte Liebe; und in der Liebe zu jenen Männern beglückt mich wiederum das Gefühl, daß ich zugleich ein glücklicher Schulmann bin.

Nun wirst Du leicht vermuthen, daß ich anfangs viele Geschäfte hatte, besonders weil ich die beiden letzten Jahre wenig hatte arbeiten können. Aber was

---

[1]) Bei N.: „K. dauerte 8 Wochen und".

thut das einem heitern Gemüthe? Ich habe Alles mit großer Leichtigkeit vollbracht, und mich bald in mein Amt hineingepaßt. Und dann stand ich ja unter dem Schutze zweier Genien, deren freundliches Lächeln mich zu Allem vermocht hätte, und die mir so oft sagten, besonders der biedere Göthe: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ja, einem Göthe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen; [37] wie vielmehr solche, denen ich mich gewachsen fühle. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus, und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich esse bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule Nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Essen sitzen und lesen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leise Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle seines Herzens und Geistes ausschüttet. Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr

Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Göthe im tiefsten Negligé, im wollenen [38] Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. Wenn er dann recht lebendig ist, so kann er auf dem Sopha nicht aushalten; dann springt er auf und geht hastig im Zimmer auf und nieder, und jede Gesticulation, ihm selbst unbewußt, wird zur lebendigsten Sprache. Ja, dieser Mann spricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen stralt das seelenvollste Feuer. — Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater, „über Gott und Unsterblichkeit", und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Überirdische suchte. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man solle Gott in seinen Werken lieben, und nun,

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
Du schönstes Bild der Meisterin Natur,

[39] du herrlicher Göthe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagst du erst zu erheben!

Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3 bis

4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unser einer. Göthe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller nun ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco" versteht und als ein „dulce est" ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. Besonders jene Zeile

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter, [40] seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir sein", fügte er leiser hinzu, „damit wir nicht ge-

stört werden"; wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wollzogen wies.

Und diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen das Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Übel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4 mal gewacht und bei Göthe 2 mal. Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner lie[41]benswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wol einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krank-

heit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schillers Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: „Und das ist noch nichts [42] gegen Schiller den Krankenpfleger.“ Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbachschen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebster Freund, warum sitzen wir nicht beisammen? Ganze Tage hindurch wollte ich Dir von diesen einzigen Männern erzählen.

Daß ich während der Zeit, wo wir uns nicht gesehn haben, ein bissiger Recensent geworden bin, weißt Du wol noch nicht; aber zum Trost dagegen will ich Dir sagen, daß ich auch eine Art von Theaterdichter geworden bin. Ich habe auf Schillers Andringen den Othello in den Versmaßen des Originals übersetzt, und der soll nächstens aufgeführt werden. Meine Arbeit [1]) hat bei Göthe und Schiller Beifall gefunden, und Göthe trug mir endlich auch noch eine Bearbeitung des Lear auf. Mein Othello soll wetteifern mit dem Schlegelschen, wenn es dem erst beliebt, den Othello zu geben. Auch im Lear fürchte ich ihn nicht [2]). — —

---

[1]) Bei N. folgt hier: „die im ganzen nach den Grundsätzen der W. Schlegelschen gearbeitet ist, hat u. s. w.“.

[2]) An dieser Stelle folgt in Niemeyers Abdruck noch: „Ich habe schon daran gedacht, daß, wenn Schlegel die Übersetzung des Shakespeare gar nicht fördert, ich ihn von dort an zu übersetzen anfangen will, wo er aufgehört hat. Dann mag er kommen und mit mir um den Vorrang streiten! Siegt er, so sei er Sieger, und ich habe wenigstens das Bewußtsein, daß ich nicht ohne Ehre besiegt bin.“

7 b.

Den 2. Juli 1806. Mit zitternder Hand[1]) ergreife ich die Feder, um einen 15monatlichen Brief [43] fortzusetzen, nicht aus Scham vor meinem Freunde, sondern weil mich der Gedanke an alle Vorfallenheiten dieser Zeit drückt. — Als ich die vorigen Zeilen schrieb, hatte ich meinen Schiller noch, an den ich nun täglich mit wehmüthiger Erinnerung denke. Jetzt sind auch meine Eltern von hier gegangen, und der edle Göthe steht auch um ein Jahr der düstern Stunde näher. Ein lindernder Trost mitten unter solchen Wechseln ist der Gedanke, daß die Herzen wahrhafter Freunde unwandelbar dieselben bleiben. — Ich könnte Dir viel schreiben, aber wahrlich ich bin zum Schreiben nicht aufgelegt. Seit 7 Monaten habe ich einen Schaden an der Unterlippe, der mir bedenklich vorkommt[2]). Ehe die Genesung da ist, bin ich zu keiner tüchtigen Arbeit aufgelegt. Mein Lear und Othello sind beide gedruckt. Ich habe aber eben kein Freiexemplar für Dich zur Hand. Es ist auch an dem Bettel nichts gelegen. Ich lege nur einen Werth darauf, weil die Arbeit Göthe'n Freude gemacht hat[3]).

---

[1]) Hierzu bei N. die Anmerkung: „Die Handschrift bezeugt das."

[2]) Nach „vorkommt" folgen bei N. die Worte: „Gott gebe baldige Genesung, denn ich möchte so gern noch ein wenig hier bleiben und allerlei fördern und wirken. Ehe die u. s. w.".

[3]) In Niemeyers Abdruck folgt hier: „Wenn ich an der Lippe genesen, und das hoffe ich noch, so werde ich binnen Jahresfrist

8.

[44] Weimar, 12. August 1806.

Wir haben Ferien. Meine Freunde sind alle verreist. Ich lebe einsam und darf meiner Lippe wegen nicht viel ausgehen. Wie könnte ich mir da den heutigen Abend besser erheitern, als daß ich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu Dir hinübereile und Dir Kunde bringe von allem was Du zu wissen begehrst? Aber ich möchte mit jenem Alten fragen: „Wo soll ich anfangen, wo aufhören?" wie Ordnung bringen in das Chaos von Erinnerungen und Anschauungen, das sich gestaltlos in meiner Seele erhebt? —

Du bittest mich, ich soll Dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehn habe, lebt frisch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen, und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, ster[45]bendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu sein. —

---

mit einem deutschen Äschylus erscheinen, an dem ich gerade mit solcher Innigkeit übersetzte, als mich der Lippenteufel anfeindete. Lebe wohl u. s w."

Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will Dir den Hausvater, ach! den sterbenden schildern. Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir schon geschrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruktion, aber demungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, stellte er sich [46] vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können." Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher?" Ich beruhigte mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Ängstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein!" versicherte. „Hat meine

Frau auch etwas gemerkt?" fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wol hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung so unruhig und bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen, und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht," erwiederte er, „Gelegenheit macht Diebe," und folgte meinem Rath. Als [47] er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Positur gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun," sagte er ganz gleichmüthig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln." Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — „Ach!" sagte er mir am folgenden Tage, „die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde." — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die

zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm weg- ging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, [48] nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein bester Hofrath," sagte ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen." Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freund- lich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. „Sie hätten," sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen;" worauf er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?" Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit ein- athmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schma- rotzen". Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, [49] recht als wenn er sein

unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere," sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden." Wir machten einen Reiseplan nach Kurhafen, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsern, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, [50] seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kurhafen; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himm-

lischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. [51] „Da liege ich wieder!" sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrete in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen

und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. [52] Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt.“ Als sie aber die

Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen, und verbarg ihr Gesicht im [53] Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich schweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Voß, hast Du auch den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?" — Ein andermal sagte sie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wol bald zurückkommen." — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern spazieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß!" rief Ernst. Karoline sah es lange an. „Ja!" rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin." — Du kannst Dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens [1]).

[54] Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends

---

[1]) Die Worte, die bei N. hier noch folgen, siehe in den „Erläuterungen" zu 8, 1.

mehr auf Erden zu finden ist, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen schmerzlichen Verlust empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum ist mir auch sein Verlust heilig. Wer Schiller nicht persönlich gekannt hat, dem ist das Bittere seines persönlichen Verlustes erspart worden; aber er trägt auch den unversieglichen Schatz nicht im Busen, den Schillers vertraute Freundschaft mir gewährt hat. Ich tausche nicht mit ihm. Schiller ist nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und so ist er für mich nicht gestorben; und seine Gestalt, seine Milde, sein gemüthliches Wesen, — Alles lebt noch frisch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entschlüssen. —

[1]) Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agirt, und alle beide seien dann auf 4 Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn [55] mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische,

---

[1]) Hier gehen bei Riemeyer die Worte voran:
„Gute Nacht!"
„Schiller hat mir mehrmals gesagt, daß ihm die ersten Jahre seiner Ehe traurig gewesen wären, weil sie anfangs kinderlos war. Erst am Ende des dritten Jahres ist der Karl gekommen. — Die Griesbach u. s. w."

wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen 2 seiner Kinder und liebkoste und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu seinem Munde empor zu klettern.

Ich will Dir doch bei dieser Gelegenheit eins der Gedichte mittheilen, die ich auf Bitten der beiden Knaben in ihrem Namen an Schiller zu seinem letzten Geburtstage verfertigte:

Ernst an seinen Papa.

Weggeflohn ist das Jahr, das des Guten so viel uns gewährte,
Und vom Herberen nur traurig ein Weniges gab.
Freudig gewährt' es den Wunsch, und ein Schwesterchen ward uns geboren,
[56] Aber mit trotzigem Sinn that es dem Vater erzürnt.
Herzlich sei für das Gute gedankt; und die bittere Stunde —
Siehe! das Schwesterchen fleht, Vater, vergieb sie dem Jahr.
Auch ja dem alten Homer gab Böses zum Guten die Muse,
Und doch weißt Du es selbst, wie ihn die Muse geliebt.
So gab trübere Tag' auch Dir die gewogene Muse;
Aber sie sendet dafür manches erquickende Jahr.
Oft noch sollen Dich Blüten und Frucht zu Gesängen begeistern;
Ich auch schenke Dir Lust; schenke mir Freuden auch Du!

Diese paar Zeilen sind mir darum noch werth, weil sie Schillern einen frohen Augenblick gemacht haben. Er sagte mir, ich hätte ihm aus dem Herzen geredet. — Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als

wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Ge[57]burtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, das auszukundschaften," sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können," fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen." — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer stillen Wonne ging ich zu Bett, und erwartete mit sehnsuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire Dir auch." Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst Du nicht; doch hast Du die Luise inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da

[58] geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth und Würde gesellt" war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn gesehn, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich [59] gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem J...[1]) den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn J... war sein Zuhörer

[1]) Bei N. „Iden".

gewesen. „An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold“, pflegte J... zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen. Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so manches ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Du, Guter, wirst wol ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkührlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“, statt „erneute“ oder „wiedergekehrte“ oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurück[60]halten, etwas vom „letzten“ Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn

ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und [61] in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“ Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig tröstliches erwarten. „Ich merke es,“ sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein,“ und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin:

„Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank.“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu [62] antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt?“ fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ antwortet sie. „Er ist todt,“ wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekarische Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei.

[63] Den Morgen nach Schillers Tode schien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menschen, die von ihm getroffen sind, verbrüdert, so theilten sich unbekannte

Menschen, die sich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand, und es herrschte Angst, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balsam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenstand betrifft, bedeutend. Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Täglich sprechen wir vom Verewigten im Schillerschen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich [64] in das Schillersche Haus gehe; und wird nicht ein Tempel erst durch heilige Gesinnungen, die man mitbringt? —

Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Übel gehabt und ging zum ersten mal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem

Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schillers Verlust," sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wol 5 Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, und drückte und schüttelte [65] sie, wie er es nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieser Erschütterung einen Rückfall für Göthe befürchtete. Noch spät erfuhr ich, Göthe sei sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sei August ins Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe seine heitere Stimmung zurückgeführt [1]).

---

[1]) Dieser Abschnitt („Nach Schillers Tode u. s. w.") findet sich nicht unter den von Niemeyer veröffentlichten Briefauszügen. Mit unwesentlichen stilistischen Abweichungen aber hatte ihn ein Jahr vor dem Erscheinen der „Mittheilungen" Ernestine Voß in dem Abschnitt „Über Vossens Verhältnis zu Schiller und Göthe" (Briefe von J. H. Voß III, 2, 64 f.) mitgeteilt.

[66] ## 9—25. An Frau Griesbach in Jena.

(Fragmentarisch.)

Heinrich Voß und sein Bruder Wilhelm verkehrten im Hause des Griesbachschen Ehepaars, seitdem sie im Herbst 1801 die Universität Halle mit Jena vertauscht hatten, wie Kinder (Briefe von Heinrich Voß III, 16). Und als ihre Eltern am 28. September 1802 in Jena einzogen, waren es Griesbachs, in deren gastlichem Hause sie die wärmste Aufnahme fanden. Es bildete sich zwischen beiden Ehepaaren eine herzliche Freundschaft, in Vossens Leben „eines der wenigen dauernden Verhältnisse, ungetrübt und unerkaltet" (Herbst II, 2, 7 ff. 265 u. ö.).

Johann Jakob Griesbach (geboren 1745, gestorben 1812) war seit 1775 Professor der Theologie in Jena. Er galt als das angesehene Haupt des Rationalismus, und sein Name glänzte in der Wissenschaft; mit allen akademischen Würden und sonstigen Ehren geschmückt, da er eine gar vielseitige Thätigkeit entfaltete, wirkte er in seinem Kreise wie ein Patriarch. Durch seine theologische Richtung und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit gewann er alsbald Vossens ganzes Vertrauen, und Griesbachs ansehnliche Bibliothek, die in Deutschland bei Gelehrten kaum ihresgleichen hatte, war für ihn eine Fundgrube. Mehr durch seine sittliche Größe noch als selbst seine große Gelehrsamkeit behauptete und repräsentierte er die Würde der Universität, deren erster Lehrer er war. Seine wohlwollende Gattin (gestorben 1831), deren Bild uns aus Heinrichs Briefen in freundlichster Beleuchtung anspricht, war stets gefällig und thätig und erwies sich als treue, immer hilfbereite Freundin, deren Wert Schillers in ernsten Tagen oft erfuhren und schätzten. Vater Griesbach widmete manches Viertelstündchen den Schillerschen Kindern, von denen drei in seinem Hause geboren waren und die er sehr lieb hatte. Als Heinrich Voß Ende 1805 von der Gicht und seinem alten Leiden heimgesucht wurde, so daß er auf längere Zeit sogar seine Berufsthätigkeit unterbrechen mußte, fand er bei der „Mutter Griesbach" sorgsamste Pflege (s. Br. 17 und Briefe von H. V. III, 16. 23 ff.). Rudolf

Abeken, der drei Jahre hindurch Griesbachs Zuhörer war und das Glück hatte, in dem durch feine, edle und heitere Geselligkeit anziehenden Hause des kinderlosen Ehepaars zu verkehren, hat von der gewinnenden Persönlichkeit des trefflichen Mannes, dessen ganzes Wesen ein feiner Humor überhöhte, ein interessantes Bild in den „Zeitgenossen" (III. Reihe, 1. Bd. 8. H. S. 1—64) entworfen. S. auch die „Erläuterungen" zu Brief 9 ff.

9.

Weimar, 7. Juli 1804.

Liebe Mutter Griesbach,

Heute bin ich außerordentlich fröhlich gestimmt, daß ich mich recht zu dem Vorsatze freue, Ihnen einmal wieder zu schreiben. Aber erst sollen Sie wissen, warum ich so fröhlich bin. Einen Theil verdanke ich Ihnen; Sie haben mir durch Ihre Kirschen einen so schönen Beweis Ihres mütterlichen Andenkens gegeben. Dann ist heute der Tag der Zurückkunft des lieben Göthe, den ich so lange mir zurückgesehnt habe. Schon ist das Thor in seinem Hause geöffnet, welches so manchen Tag verschlossen war; schon kann ich wieder auf das Wagengerassel horchen, und darf hoffen, daß er es ist. Und endlich muß ich Ihnen sagen, daß ich heute Nachmittag ein paar unbeschreiblich frohe Stunden bei Schillers, dieser herrlichen [67] Familie zugebracht habe. Als ich heute Morgen Ihr Geschenk empfangen, und mich recht satt gefreut hatte, da war mein erster Gedanke an Schillers Kinder. Und da bin ich denn heute Nachmittag, mit meiner Schachtel unter dem Arm, hingewandert, und habe Freude über Freude hervorgebracht. Die kleine Karoline erstaunte, als ich die Schachtel aufmachte, so sehr, daß sie vor Schreck nicht essen konnte. Dann ließ sie es sich wohl schmecken,

spendete mit vollen Händen ihren Brüdern, dann dem Vater und der Mutter, und auch mir. Nicht wahr, liebe Mutter, ich habe Ihre Absicht errathen? Nicht für mich allein war dieser Reichthum bestimmt. Sie wollten mir zugleich ein Mittel an die Hand geben, mich bei diesen Kindern recht beliebt zu machen. Das ist denn auch recht sehr geglückt.

Wie kann ich Ihnen die Freundlichkeit und die Güte rühmen, mit welcher mich Schillers aufnehmen, so oft ich zu ihnen komme. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich so oft komme, und kann es doch nicht lassen. Aber ich gehe nur zu Stunden hin, wo ich weiß, daß Schiller unbeschäftigt ist. Wenn ich einmal Schillers Kinder zum Unterricht bekomme, dann will ich durch Treue und Sorgfalt zeigen, wie lieb ich die Eltern habe; früher finde [68] ich dazu keine Gelegenheit; aber das thut auch nichts.

Nun will ich in den Park spazieren gehn und mich der Abendkühle unter Gottes freiem Himmel freun; komm ich dann fröhlich heim, so ist der herrliche Göthe wieder da. —

Guten Abend! liebe Mutter. Göthe ist richtig wieder da. Kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft sah ich Schiller zu ihm gehn. Der hat's auch nicht länger abwarten können.

10.

An Griesbach.

Weimar, 13. Mai 1805.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,

und uns war er mehr. Ich bin wie ein Verwaister, lieber Herr Kirchenrath, und ich komme zu Ihnen, dem

ältesten und liebsten Freunde des Verewigten, um durch Mittheilung meinem bangen Herzen etwas Ruhe zu verschaffen. Ich will Sie nicht trösten, ich will nicht von Ihnen getröstet werden; nur mittheilen will ich mich Ihnen, nur mit Ihnen von dem geliebten Gegenstande reden, der meine ganze Seele erfüllt. Ich suche ihn überall, und finde ihn nirgends; ich werde durch alle möglichen Dinge, die [69] nur entfernt Bezug auf ihn hatten, an ihn, den Einzigen, erinnert. Wo ich gehe, wo ich mich hinwende, erblicke ich sein Bild, und wenn ich schlafe, erscheint er mir in Träumen. Ich denke seiner, was er war in frohen oder traurigen Tagen der Vergangenheit, was er jetzt ist, und was er den Seinigen, seinen Freunden und der ganzen Welt noch geworden wäre, wenn ihm Gott einen größeren irdischen Zeitraum zugemessen hätte, um alle die Keime zu entwickeln, die in diesem edlen Herzen schlummerten. So denke ich an ihn und weine mit gebeugtem Herzen.

Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schicksal, bis ein heißer Thränenstrom besseren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr, ich bin voll dankbarer Gesinnung, daß uns der liebe Mann so lange gelassen wurde; aber getröstet bin ich nicht. Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte. Ungerecht wäre es, hier bitter sein zu wollen; aber getröstet bin ich

nicht, und werde es so bald nicht, und will es auch nicht werden.

[70] Vorgestern wurde die sterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Dieser Mann, der in seiner Braut von Messina am Grabe des Manuel den Cäsar zur Mutter sagen läßt:

„Er lebt in deinem Schmerz ein *selig* Leben!"

dieser Mann durfte nur von solchen beerdigt werden, die auch seinen Verlust schmerzlich zu fühlen wußten. Das ist geschehn; und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben.

Gestern wurde ihm die letzte Feierlichkeit erwiesen, und unter Tönen aus dem Mozartischen Requiem haben wir den irdischen Abschied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede, und bewegte die Herzen aller Anwesenden mehr, als die Worte des Redners, die — Worte waren. Ich mag keinen mit Worten trösten, auch den kleinen Karl nicht, der oft bei mir ist und so gerne von seinem Vater redet. Ich spreche viel mit ihm von seinem Vater und werde es auch in Zukunft thun. Kann ich dazu beitragen, daß das Bild seines Vaters ungeschwächt in ihm erhalten werde, so will ich's thun, und mir dieses zu einer heiligen Pflicht machen.

Mein jetziger Trost ist, daß ich mit meinem [71] Schmerze unendlich glücklicher bin, als die, welche den liebenswürdigsten Mann nicht gekannt, nicht verloren haben, und nicht betrauern. Die haben den Schmerz

nicht, aber auch nicht den Reichthum, der mit diesem Schmerze verbunden ist. Ich trage ein vollständiges Bild von seiner Person, von seinem Geiste, von der Güte und Liebenswürdigkeit, die aus allen seinen Zügen heraussprach und in allen seinen Handlungen wirksam war, in meinem Herzen. Dies Bild ist mir als ewige Stütze auf dem Wege meines künftigen Lebens. Es nicht mehr in der Wirklichkeit zu erblicken, ist mein unnennbarer Schmerz; es im Herzen und in der Seele zu tragen, wird mein Trost sein in den Tagen, über welche der Schmerz keine Rechte mehr haben wird [1]).

11.

Weimar, 24. April 1806.

Sie verstehn es recht, Freude und Segen zu verbreiten, gebeugte Herzen aufzuheitern, und frohen Stimmungen Dauer und Stetigkeit zu geben. Welch eine unendliche Freude hat mir Ihr gestriger Brief gemacht! Ich will es nicht Worte nennen, was aus Ihren Briefen mich so innig ergreift; es ist mehr als das; es ist mir, als ob Sie Miene, Händedruck, Augensprache, und alle Mittel, deren wir uns [72] bedienen, um die Empfindungen des Herzens kund zu geben, in Ihre Briefe mit einzuschließen wüßten, um eine allgewaltige Wirkung hervorzubringen. Sie halten mich für würdig, mir Ihr Herz aufzuschließen; das möge Ihnen Gott

---

[1]) Der vorstehende Brief, der sich auch im „Sophronizon“ findet, erscheint hier in den „Mittheilungen“ um diejenigen Stellen gekürzt, die dort von dem körperlichen und gemütlichen Zustande der Charlotte v. Schiller und Heinrichs erster Begegnung mit ihr nach dem Tode Schillers handeln.

segnen! Denn solcher Aufmunterung bedarf ich, um auf dem Wege des Guten und Schönen nicht lässig zu werden. Wohl dem, den sein Schicksal an einen günstigen Platz hinstellte, wie mich; mitten unter Vorbildern wird es mir leicht gemacht gut zu sein, und immer vollkommener zu werden. Wenn ich es einmal geworden bin, dann wird mein Leben der wärmste Dank sein für alle, die durch Beispiel und Aufmunterung mich zu dem gemacht haben, was ich allein nicht hätte werden können. So will ich auch Ihnen einmal danken, liebste Mutter, daß Sie rechte Freude an mir haben.

Schwärmerei nennen es die Leute, was sich in Ihrem Gemüthe so lauter und heilig regt, diese Begeisterung und Innigkeit für das Hohe und Schöne? Wohl, dem Kaltherzigen muß das eine Thorheit dünken, was er nicht zu begreifen im Stande ist. Freundschaft und Liebe für das Schöne, wo und in welcher Gestalt man es antrifft, ist ja das einzige, was uns, wie Sie sich so schön ausdrücken, „in [73] ewiger Jugend erhält“. Wir sind nicht befugt, unser Alter nach den verlebten Jahren zu messen, sondern nach der Kraft, mit der wir das Gute und Schöne fühlen. Wer das im 70sten Jahre mit der Stärke der Jugend kann, der ist trotz seinen Jahren ein Jüngling, und wer im 20sten Jahre todt ist, den nennt immerhin einen abgelebten Greis; denn er hat nichts vor ihm voraus als etwas, das für den richtigen Beurtheiler keinen Werth hat.

Auch ich bin einigemal ein Schwärmer genannt worden. Stolberg, Schiller, meine liebe Mutter Gries-

bach haben mich nicht so genannt. Wenn die es gethan hätten, da hätte ich's geglaubt; jetzt aber will ich nicht anders werden als ich bin.

Bei Göthe hab' ich seit meiner Zurückkunft schon einige vergnügte Abende zugebracht. Am liebenswürdigsten ist er in seiner wollenen Nachtjacke, und es kommt mir vor, als wenn er mit seinem Oberrock an jedem Abend zugleich alle seine Sorgen auszieht. So sagt man, soll er mit seinem grünen Ministerrocke auch noch allerlei anziehn; aber in diesem habe ich ihn noch nicht gesehn, wiewohl ich zwei Jahre hindurch fast sein täglicher Hausgenoß bin. Ich habe ihm gestern viel von meinem Onkel Boie erzählt, und mich erquickte recht seine Theil[74]nahme. Ich wollte, daß ich dies alles noch meinem Onkel hätte schreiben können; er wäre um eine Freude reicher aus der Welt gegangen.

In diesen Tagen habe ich Krummachers Parabeln gelesen. Er hat in ihnen seine ganze Persönlichkeit niedergelegt, und verräth eine große Innigkeit des Herzens, eine große lebendige Anschauungsgabe, und einen ziemlichen Grad produktiver Einbildungskraft. Eine gewisse Tinktur von Mysticismus scheint seinem Gemüthe nur angebildet. Bei allen diesen herrlichen Eigenschaften kann ich keine Spur von einem organischen Dichtertalente entdecken. Es sind lauter poetische Einzelheiten, die, so schön sie dastehn, doch auf die Länge ermüden. Die Nutzanwendungen sind oft sehr platt, und zerstören den Eindruck der Dichtung. Wenn ich die Moosrose lese, und hinterdrein die Moral, so ist mir als ob ich aus einem seligen Paradiese in eine Sandwüste gerathe. Von andern Stücken paßt die An-

wendung so durchaus nicht, daß ich sie jedem Koch-recepte mit gleicher Befugniß anheften will.

12.

[75] Weimar, im Juli 1806.

Ihr letzter Brief, liebe Mutter, hat mich sehr erfreut, aber wenig getröstet. Ihr herzlicher Wunsch für mich sieht alles Gute, und ich armer Geplagter muß dann die traurige Betrachtung anstellen, daß auch die Wünsche der edelsten Menschen nicht in Erfüllung gehn wollen. Mit meiner Lippe bin ich noch nicht um ein Haar weiter gerückt, als wie wir uns zuletzt sahn, und da mein Übel so lange schon gedauert hat, so muß ich wol am Ende glauben, daß ein Stillstand schon eine Art von Rückgang ist. Ich hasse nichts mehr als ein hartnäckiges Stillestehn, in der moralischen, wie in der physischen Welt: es ist das Zeichen der Vernichtung, des Todes, der starren Fühllosigkeit. So wie mit meiner Lippe, so geht es meinem Geiste auch; ich werde mir selber noch absterben, und zur Last werden. Wo soll ein neues frisches Leben entspringen, da der Boden so gar unfruchtbar dazu ist?

13.

Weimar, 12. August 1806.

Ihren Segen zu meiner Reise nach Heidelberg habe ich von Ihnen empfangen; sie wird mir gewiß Heil und Gesundheit bringen; ich möchte so gern einmal wieder ein ganzer Mensch sein; die Hälfte [76] genügt nicht; und es ist eine schreckliche Lüge, wenn der alte Querkopf Hesiodus sagt: das Halbe sei besser denn ein Ganzes.

14.

Weimar, 14. September 1806.

Ich habe aus Heidelberg, wo nicht meine volle Genesung, doch ein frohes Herz zurückgebracht. Die drei Tage seit meiner Rückkunft habe ich nur an Heidelberg denken können; ich kann wohl sagen, meine ganze Sehnsucht ist nach dem Ort gerichtet, wo meine Eltern ihre irdische Heimat gefunden haben. Es ist nicht mit Worten zu beschreiben, wie glücklich und zufrieden sie dort leben; sie sind beide so jugendlich heiter, wie sie es nur in ihrem dreißigsten Jahre waren, und das alles verdanken sie dem Heidelberger Klima und den herrlichen Bewohnern dieses seligen Landes.

Ich habe Weimar herzlich lieb, seiner selbst und um der Nähe von Jena willen; und doch ist mir jetzt ganz so zu Muthe, als wenn ich hier auf eine kurze Zeit nur zum Besuch wäre. Wer weiß, was das Schicksal mit mir im Sinne hat; ich werde ihm gehorchen, wenn ich seine Stimme wahrhaft vernommen habe. Soll ich mein Lebenlang hier bleiben, so werde ich auch hier glücklich sein; wo nicht, [77] so werde ich — vielleicht am Neckar meine Friedenshütte bauen.

15.

Weimar, Ende Oktober 1806.
(nach der Schlacht von Jena)

Ihr Briefchen, liebe Mutter, hat mich gerührt; Sie haben viel gelitten, an Güterverlust, mehr noch durch Anstrengung und Theilnahme für Andere! Wie habe ich in den Tagen der Angst und Furcht an Sie gedacht! wie mich manchmal in Ihre Nähe gewünscht,

um Ihnen allen beistehn zu können! Das war ein harter Schlag, und er mußte Sie treffen mitten in den Tagen des Friedens, wo wir uns alle so über des theuren Vaters Griesbach Gesundheit freuten! Gott sei gelobt, daß er Sie durch die Tage des Schreckens durchgeführt hat; er gebe Ihnen Kraft und Muth und schütze Sie vor Nachschmerzen, die noch schrecklicher sind als die gegenwärtigen!

Liebste Mutter, ich kann heute nur fragmentarisch schreiben; ich bin selber nur ein Fragment. Durch die zwei oder drei schlimmsten Tage bin ich gut durchgekommen, wiewohl nur vermöge einer übernatür- [78] lichen Anspannung. Ich war Hausvater, Dolmetsch, Koch, Küchenmagd, kurz alles in allem; ich mußte meine Hauswirthin trösten, und die einstürmenden Franzosen besänftigen. Manche Situation, die ich erlebt, könnte mir unter andern Umständen sehr lächerlich dünken, z. B. wie ich einmal mit der Hauswirthin eine Kartoffelsuppe in einem großen Kessel kochte, und ihr dabei eine Vorlesung über Hoffnung, Vorsehung, Geduld hielt; und doch versichere ich Ihnen, daß ich wol nie mehr von Herzen gesprochen habe, als in dem Augenblick. — Geplündert sind wir nur wenig. Wir haben den Maraudeurs Komplimente gemacht wegen ihrer Solidität; wir haben ihnen Kaffee und Rack angeboten, vertraulich ihnen auf die Schultern geklopft, sie durch Späße zum Lachen gezwungen. Gott verzeihe uns diese Schmeicheleien und Lügen; aber sie haben uns das Haus gerettet.

Zum erstenmal habe ich mich vor acht Tagen gefreut, daß Schiller nicht mehr lebte. Gott! wenn ihn dieser Unfall in der Todesstunde betroffen hätte!

Und meine Eltern in ihrem Segenslande! Gestern erhielt ich einen Brief, der mir wie eine Stimme vom Himmel ins Herz drang. Die Glücklichen! sie wußten damals noch nicht, was ihre Freunde betroffen.

[79] Glauben Sie nicht, liebste Mutter, daß ich trübsinnig bin: das bin ich nie gewesen, selbst die beiden Nächte nicht, wo ich neben einem französischen Chasseur, der mein Bett einnahm, auf der Erde schlief. Ich will nun arbeiten, um mir auch die künftigen Grillen zu vertreiben.

16.

Heidelberg, 8. December 1806.

Seit ich, um Abschied zu nehmen, bei Ihnen war, liebste Mutter, habe ich viel an Sie gedacht, aber nicht immer mit der alten Freudigkeit, die meine Gedanken nach Jena zu begleiten pflegte; ich habe so vieles bei Ihnen anders gefunden, und nicht zum Vortheile verändert. Jede Veränderung schon bewegt unser Herz, und erinnert an die Wandelbarkeit der Dinge; im höchsten Grade schmerzlich ist es, wenn man eine Wohnung, die sonst der Stille und dem Frieden geheiliget war, jetzt einem so unfriedlichen Geschäfte dienen sehen muß. Als ich nach Weimar zurückreiste, habe ich still bei mir die Schicksale Jena's und Weimars überdacht; ich konnte mich nicht freuen, daß es mir vergönnt war, den jetzigen Zeiten zu entrinnen, da so viele mir theure Menschen zurückbleiben mußten.

Der Abschied aus dem Schillerschen Hause und [80] von Göthe ist mir schwer geworden; ich habe in beiden Häusern so viel Freude und so viel Leid getheilt.

Überall, wo ich hinkam, fand ich Trauer über meinen Weggang, und das ging mir jedesmal sehr zu Herzen. Erst auf dem Postwagen konnte ich dazu kommen, ruhig über mich nachzudenken. Da fühlte ich zum erstenmal ganz ungestört den Schmerz von Weimar und Jena getrennt zu sein, und die Freude, wieder mit meinen Eltern in Heidelberg vereint zu leben.

17.

Heidelberg, 11. Februar 1807.

Es ist heute grade ein Jahr, als Sie mich den Kranken so freundlich in Ihrer Wohnung und Familie aufnahmen, Sie und der theure Vater Griesbach. Ich habe den ganzen Tag hieran denken müssen, und hatte mich ein paarmal so in Betrachtungen vertieft, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich könnte Ihnen noch von jedem Tage Bericht erstatten, ja alles was wir gesprochen haben, wollte ich wieder erzählen, so genau hat es sich mir eingeprägt. Wie ganz anders erscheint mir dies alles jetzt, als da ich noch in Weimar lebte! Dort machten mich solche Erinnerungen froh, weil ich sie stündlich auffrischen konnte. Hier in Heidelberg machen [81] sie mich wehmüthig, weil ich, von jener Gegend geschieden, schon den Ausländern beigezählt werde. Ich will nicht klagen über Heidelberg, ich fühle mich hier in mancher Hinsicht noch glücklicher als in Weimar. Aber was ich hier Gutes habe, es ist ein Gut für sich, und kein Ersatz für das Verlorene. Kein durch den Tod geschiedener Freund kann durch einen anderen ersetzt werden, keine glückliche Lage durch eine andere; denn jede neue hat immer ihren eigen-

thümlichen Charakter. Nur Einen Ersatz giebt es für entschwundene Freuden, und der besteht in der treuen Erinnerung.

Der Kupferstich von Schiller hat mich zugleich fröhlich und traurig gemacht. Mir fiel Schillers Gestalt ein, als ich ihn zum letztenmal sah. Ach! da sah er noch leidender aus, wie auf diesem Bilde. Mir traten die Thränen in die Augen, wie ich es so anschaute, und mich in dem Andenken verflossener Zeiten verlor. Der sanfte liebreiche Blick, dieser Zug von großer und erhabener Ergebung und Duldung, diese besonnene und göttliche Ruhe! Selbst Schillers Physiognomie in recht heiteren Momenten, sein fröhliches Gesicht, kann ich mir bei diesem Bilde denken. Es ist mir, wenn ich es lange ansehe, als ob es reden wollte, und dann glaube ich die lieblichen [82] Züge zu erblicken, die sich auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und um die Augen darstellten, wenn er zu sprechen anfing. Liebe Mutter, wie glücklich sind wir doch, daß wir Schiller so oft zu sehen Gelegenheit hatten, ihn reden hören, uns an dem Feuer seines Herzens und seiner Phantasie erwärmen konnten!

18.

Heidelberg, 7. Juli 1807.

Sie werden mir wol verzeihen, liebe Mutter, wenn ich die Lage eines Neulings im Amte als eine Entschuldigung meines langen Schweigens geltend zu machen suche. Ich habe vielleicht in meinem Leben nicht so anhaltend und mit so vieler Anstrengung gearbeitet, als seit zwei Monaten. Bis Abends sieben

Uhr komme ich nicht vom Schreibtisch; dann lockt mich die Abendkühle zu einem Spaziergang, und o wie oft hab' ich da Ihrer gedacht, habe Sie hergewünscht, um einen schönen Sonnenuntergang mit zu genießen! und dann Theil zu nehmen an unsern häuslichen Abenden, eingedenk der Abende, wo Sie uns manchmal um diese Zeit in Jena zu überraschen pflegten! O des bösen Raumes, der uns trennt, da wir so gerne wie ehemals neben und in einander lebten!

[83] Meine Lippe muß doch innerlich viel gestärkter sein, da ich ohne Beschwerde zwei, drei Stunden des Tags Collegien lesen kann. Gott möge alles zum besten wenden!

Meine Zuhörer sind, ich darf es Ihnen wol sagen, mit mir zufrieden; das merke ich schon aus der Liebe, mit der sie mir begegnen. Als ich das erstemal auftrat, war ich etwas schüchtern, aber weniger aus Blödigkeit und Mißtrauen in meine Kräfte, als weil ich die Gewalt jenes feierlichen Augenblickes fühlte, wo ich in einen neuen Lebenszustand eintrat.

19.

Heidelberg, 9. Juli 1807.

Wie kommt es doch, daß man einigen Menschen auf den ersten Anblick so von ganzer Seele gut wird? Sie wirken kräftiger auf uns, fordern unsre ganze Theilnahme, unser ganzes Herz; man möchte sich ihnen ganz aufschließen, wie die Blumen, wenn sie ihren Kelch der Sonne öffnen.

Es ist doch ein köstliches Geschenk, welches uns Gott durch die Erinnerung verliehen hat. Wenn wir

einsam auf unserm Kämmerchen sitzen, so besuchen uns die Geister unsrer entfernten Freunde, und selbst die Todten aus dem Grabe, in Träumen, in lebendigen und nächtlichen, erscheinen sie uns, [84] erquicken uns durch ihre Gegenwart, weil sie gefühlt wird, und erregen eine heftige Sehnsucht nach wirklicher Wiedervereinigung. O wie oft denke ich der schönen Jenaischen Zeiten und der Tage in Weimar; und wenn so die Bilder verflossener Tage an der Seele vorüberschweben, wie warm wird es mir da ums Herz! Ja, ich will wieder zu Ihnen, zu Ihnen allen, den theuren Menschen. Ich will sparen, ich will schreiben, ich will dociren und recensiren, um die Reisekosten bestreiten zu können. Und gehen wird es, denn es soll gehen; und wer vermag einen eisernen Willen zu brechen?

Gott gebe uns Gesundheit, damit wir Freude am Wiedersehen haben! Aber wir wollen nichts wünschen, wir wollen mit Dank annehmen was gesandt wird. Schon in meinem kurzen Leben habe ich bestätigt gefunden: Was geschieht, ist gut. Selbst daß meine Lippe noch nicht genesen ist, ist gut, denn sonst wäre es nicht so.

20.

Heidelberg, im August 1807.

Das sind herrliche Augenblicke im menschlichen Leben, wenn es im Gemüthe wieder hell zu werden anfängt, wenn der Glaube an Gott und Vorsehung wieder wach wird, und die Freude sich wieder einstellt. [85] Neulich hatte ich einen solchen Augenblick. Ich hatte lange in keinen Spiegel geblickt. Als ich nun einen in die Hand nahm, so kam mir der wehmütige Ge-

danke: „Jetzt siehst du noch so aus, daß du an Genesung glauben kannst; wer weiß, wie du nach sechs Monaten aussehen wirst.“ Und dieser Gedanke erschütterte mich so, daß ich wie in dumpfer Betäubung sitzen blieb. Aber Gott sei Dank, ich blieb nicht lange so gestimmt; bald traten die sanfteren Empfindungen hervor, die Hoffnung lebte wieder auf, und ich verlebte einen Abend, an dem ich mich wie neugeboren fühlte, den ich zu meinen glücklichsten in Heidelberg zähle.

21.

Heidelberg, im Oktober 1807.

Vor etwa vier Wochen las ich mein Lieblingsbuch von neuem, Schillers Geisterseher. Wie ich's zu Ende gelesen, quälte mich die fürchterlichste Neugierde. Ich suchte mir die Fortsetzung von Follenius zu verschaffen. Sie war nicht da. Endlich kam sie. Ich fiel mit einem wahren Heißhunger darüber her. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Arbeit durchaus genügt, denn Schiller hätte sie viel besser gemacht; aber in ihrer Art ist sie vortrefflich. Ihr Verfasser ist ein Kopf von nicht gemeiner Erfindungskraft; er [86] weiß zu erschüttern und zu rühren, er ist Kenner des menschlichen Herzens, er hat Besonnenheit und Innigkeit; er ist in Schillers Idee eingedrungen; Schillers Genius hat ihn begeistert, ich möchte sagen, befruchtet. Ein herrlicher Zug, daß er die Griechin unschuldig sein läßt an dem Betruge, der dem Prinzen gespielt wird, obgleich sie der Armenier in seine Plane mit hineingezogen hat. Überhaupt ist das Ende ungemein rührend und schön erfunden; ein wenig mehr gefeilt, und es dürfte Schillers Namen tragen.

22.

Heidelberg, 14. Januar 1808.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, Heidelberg ist ein so paradiesischer Ort, ich lebe hier bei meinen Eltern, die mir über alles theuer sind, ich kann nun mit meiner Gesundheit zufrieden sein. Gleichwohl fehlt mir etwas, und ich muß mir oft sagen: „es war eine Zeit, wo du glücklicher warst" — Gott weiß, ob diese Zeit jemals wiederkehrt. Es fehlt in Heidelberg an Harmonie, an wissenschaftlichem Enthusiasmus, an Freundschaft. Wer Kraft hat, will herrschen, und die jüngeren sollen sich durchaus zu einer Parthei schlagen, oder werden einer Parthei zugezählt. Das liebe ich nicht. Wo ich zum Handeln [87] keinen inneren Beruf fühle, liebe ich meinen stillen Gang fortzugehen, ohne eine von beiden Partheien mit dem Zipfel meines Kleides zu berühren. Ich kann nur in einem äußeren Frieden mein Glück finden.

23.

Heidelberg, 26. März 1808.

Ja wohl, liebe Mutter, bin ich gesund, es ist dies keine Fabel. Sie sollten mich nun einmal sehen, wie glatt und schier mein Mund aussieht. Ich halte Sie beim Worte, in Jena, in Rudolstadt, in Weimar, in Gotha, in Eisenach wird an „Einem Tage mein Genesungsfest gefeiert". Ach, liebste Mutter, welche Freude haben Sie mir durch diese Äußerung gemacht! Bloß um Ihnen dieses zu sagen, schreibe ich diese wenigen Zeilen.

24.

Heidelberg, 30. September 1808.

Auf einer Reise nach Stuttgart habe ich neulich Dannecker kennen lernen. Dannecker ähnelt Fernow etwas, ist aber kleiner und graziöser — ein überaus geistvolles, mildes, anspruchloses Gesicht. Nie habe ich ein schärferes Auge gesehn. Aber wer kann dem milden Tone seiner Rede widerstehen, und seiner fast engelhaften Freundlichkeit? Einen enthusiastischeren Freund Schillers giebt es nicht; als ein Freund des [88] theuren Entschlafenen war ich ihm willkommen. Er führte mich vor Schillers kolossale Büste — und, theure Mutter, da stand ich ganz in Anschaun versunken. Wie schien mir Schiller so ganz wieder in diesem seelenvollen Marmor aufgelebt. Mir war, als müßte der Mund sich zu einem freundlichen Gespräch öffnen — o ich hätte die feurigsten Küsse auf diese Lippen drücken mögen. Mir war wohl und bange und traurig, und ich konnte doch nicht von dem Bilde mich wegwenden. Welch ein herrlicher Mann ist Dannecker, daß er den Schiller so hat darzustellen gewußt! Aber wahrlich, nicht bloß das Talent, sondern die Liebe des Künstlers hat dies Werk geschaffen. D. kann sich auch gar nicht trennen von diesem Bilde. Man verlangt es von ihm zu einem Denkmale Schillers. Er will es hergeben, wenn man das Denkmal in seinem Vaterlande errichten will. Wer mag es ihm verargen? Wohl gehört Schiller uns Deutschen an, aber die Schwaben haben ein näheres Recht an ihn, da er in diesem Lande zuerst geathmet und empfunden hat.

25.

Heidelberg, im September 1816.

Meine liebe Mutter! können Sie es vergeben, daß ich so gar lange gegen Sie stumm war? O, ich [89] hoffe es, nach Ihrem letzten Schreiben, oder besser, ich weiß es, da ich Ihr Herz kenne: Freundlichkeit und Liebe ist ja das Eigenthum Ihres Herzens. Ich mag in dem Augenblick, wo ich mich mit voller Seele an Sie wende, nicht mit Entschuldigungen anfangen: Entschuldigungen sind so kalt, so herzlos; ich habe gefehlt, grob gefehlt, Sie verzeihen, und unser Verhältniß ist ganz das alte: ja, das sollen Sie gewahr werden, wenn wir uns Ostern wiedersehen. O wie vergnügt wollen wir dann der alten, nie wiederzubringenden Zeiten gedenken! Glauben Sie mir's, in meinem Herzen ist jede, auch die geringste Kleinigkeit aufbewahrt, die wir mit einander erfahren haben. Meinen Sie, daß ich's vergessen habe, wie freundlich Sie mir im Jahr 1802 einen Abendthee bereiteten, wenn ich krank, wie ich damals war, zu Ihnen kam? Wie liebreich Sie gegen mich waren, wenn ich Ihnen eine Predigt von mir vorlas, die Sie so schonend beurtheilten? wie fröhlich ich in Ihrer Weihnachtsabendgesellschaft war? wie herrliche Herbstabende ich in Ihrem Gartenhause verlebt? Meinen Sie, ich habe vergessen, als ich mit Ihnen nach Weimar fuhr? Draußen stöberte es, aber im Wagen sprach sich's traulich: und was haben Sie mir unterwegs alles von Schiller erzählt! Fordern Sie mich Ostern auf, [90] und ich erzähle Ihnen das ganze Gespräch wieder; und wenn Ihr Gedächtniß treu ist wie

meins, so sagen Sie am Ende, auch kein Jota fehlt daran. Und dann, liebste Mutter Griesbach, nie ohne Rührung, ohne Dank gegen den Vater Griesbach im Grabe, und gegen Sie, die Sie Gottlob! noch unter uns sind, denke ich der 6 Wochen, die mich unter Ihrem traulichen Dache meine kranke Lippe vergessen machten. O wie freundlich waren Sie gegen mich die Zeit über! Noch weiß ich alles und jedes, wie es damals in Ihren Zimmern stand, die Bilder an der Wand, die Farbe der Tapete, die Form der Vogelbauer und die Vögel darin, Farbe, Größe. — O, ich könnte Ihnen hundert und aber hundert Dinge der Art vorschwatzen, wenn es schicklich wäre, das Papier damit zu verderben.

Ostern komme ich zu Ihnen, und dann reisen wir zu meinem Bruder nach Rudolstadt: das muß fest stehen. Für heute leben Sie wohl, und bleiben Sie gut, wie Sie auch nicht anders können, Ihrem treuen

Heinrich Voß.

26—30. An Solger (und Abeken).

Karl Wilh. Ferd. Solger (geboren den 28. Nov. 1780 zu Schwedt), der sich später den Ruf eines gediegenen Kenners der griechischen Dichtung und eines geistvollen Aesthetikers erwarb, lernte Heinrich Voß in Halle kennen, wo er seit 1799 neben der Rechtswissenschaft schöne Litteratur und, von dem berühmten F. A. Wolf angeregt, besonders die alten Klassiker studierte. Auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin hatte er sich gründliche Kenntnisse, besonders in den alten Sprachen, erworben; er suchte nun auch des Englischen, Spanischen und Italienischen mächtig zu werden und beschäftigte sich mit den hervorragenderen Erscheinungen der neueren

und neuesten Litteratur. Im Herbst 1801 ging er nach Jena, um den gefeierten Philosophen Schelling zu hören. Dort wurde er mit Goethe, Schiller, R. Abeken und Heinrichs Eltern bekannt, denen sein grades offenes Wesen gefiel. Nach Beendigung seiner Studien machte er eine größere Reise an den Rhein, in die Schweiz und nach Paris, wo er das Bühnenwesen und die Schätze der bildenden Kunst gründlich kennen lernte. Im Jahre 1803 wurde er an der Kriegs- und Domänenkammer angestellt, gab diese Stellung aber 1806 auf, um sich einem rein wissenschaftlichen Berufe zu widmen. Eine Frucht seiner altgriechischen Studien war unter anderm die Uebersetzung des „Sophokles". 1809 wurde er außerordentlicher Professor in Frankfurt a. O. und hielt philosophische und philologische Vorlesungen, 1811 ordentlicher Professor in Berlin, wo er den 20. Oktober 1819 starb. Als Heinrich den Tod des alten Freundes hörte, schrieb er an Abeken: „Lieblich ist der Tod, wenn er mit linder Hand die reife Lebensfrucht vom Baume pflückt; aber ernst und fürchterlich, wenn er die frischgrüne Aehre mit der Sense mäht. Ach! unser Solger! Vor 16 oder 17 Jahren, als wir Studentenabschied nahmen, weinte er bitterlich, weil mein siechender Zustand mich ihm als Halbtoten ankündigte. Nun bin ich der Gesunde, und ihn deckt der grüne Hügel, woran vier Kindlein weinen" (Polle a. a. O. 6, 10[5]). Im Jahre 1811 war er mit L. Tieck befreundet geworden, dessen Schriften er mit unparteiischer Strenge beurteilte (Koberstein-Bartsch, Geschichte der deutschen Nationallitt. 4, 814). Tieck gab in Gemeinschaft mit Fr. v. Raumer (1826) Solgers „Nachgelassene Schriften und Briefe" heraus, die Goethe, dessen „Wahlverwandtschaften" Solger am gründlichsten und geistvollsten beurteilt (1809) und dadurch sich des Altmeisters Dank erworben hatte, in der Zeitschrift Kunst und Altertum (1827) warm anzeigte (s. W. 29, 217). S. dazu Eckermanns Gespräche (21. Januar 1827).

Gar mancher Brief der alten Universitätsfreunde wandelte nach einem Ausdruck Heinrichs (an Solger, 6. Juli 1803, im Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 96) wie ein holsteinischer Hirtenbrief von einem zum andern, und so sind denn auch einige der hier folgenden Briefe mitgerichtet an den gemeinsamen Freund Abeken.

Bernhard Rudolf Abeken (geboren 1780 zu Osnabrück),

„eine durch und durch ideal angelegte, liebenswürdige, seine Umgebung fesselnde Persönlichkeit" (Polle), lernte Heinrich Voß 1800 durch Iden in Halle kennen und schloß mit ihm eine innige Freundschaft, die übers Grab dauerte (s. Polle a. a. O. S. 2). „Zehn Jahre habe ich Abeken," schreibt er (den 11. Februar 1811) an Charlotte v. Schiller; „gibt Gott mir Lebensdauer, so bin ich mit Abeken nach vierzig Jahren noch ebenso verbunden, wie jetzt, und wahre Freundschaft folgt in die Ewigkeit." Seit 1802 war A. Lehrer im Hause des Ministers von der Recke in Berlin. Wie er in Jena im Griesbachschen Hause mit den Heroen der deutschen Litteratur bekannt wurde, so verkehrte er in jener Stellung in Berlin mit ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, wodurch er vollends von seinem ursprünglichen Studium, der Theologie, abgezogen wurde. Im Jahre 1808 verlebte er eine glückliche Zeit in Weimar als Hauslehrer von Schillers Kindern und ging 1809 nach Rudolstadt, wo er 1810 Mitdirektor des Gymnasiums wurde. 1815 folgte er einem ehrenvollen Ruf ans Gymnasium seiner Vaterstadt und gab hier in einer ausgezeichneten Antrittsrede „über die Bedeutung und Wichtigkeit der Schule für das Leben" eine tiefe und umfassende Bildung, sowie seine ideale Lebensauffassung kund. Hochverdient als Schulmann und Gelehrter, starb er 1866 als Ehrendirektor des Gymnasiums, an dem er von 1841 bis 1863 als Direktor gewirkt hatte. Auch nach seiner Pensionierung erklärte der hochbetagte Greis den Primanern mit jugendlicher Frische und Begeisterung Sophokles und Ciceros Briefe. Als geistvoller Litterarhistoriker machte er sich besonders verdient durch die Herausgabe von Justus Mösers Werken, dessen hohe Bedeutung erst durch ihn zu rechter Anerkennung gelangte. Ob die von ihm begonnene Lebensbeschreibung Heinrichs, zu der ihn Ernestine Voß veranlaßte und mit Beiträgen unterstützte, vollendet ward, weiß Polle (a. a. O. 8, 4[3]; 17; vgl. 10, 3) nicht zu sagen. — Näheres über ihn s. in dem Nekrolog von Tiemann (Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1866 S. 489 ff.).

26.

Jena, den 24. März 1804.

Mein guter Solger,

— — — — — — — — — — —

Wie hat sich Jakobi bemüht, in Eutin für mich zu wirken, indem meine Jugend Anstoß ergab. Es hing nur an schwachen Fäden, [100] denn um ein Haar wäre ich dennoch erwählt worden — aber Gott sei Dank, daß ich die Stelle nicht erhalten habe. Meine Liebe zu Eutin und das Wohlwollen vieler Eutiner gegen mich hätte mir gewiß ein angenehmes Leben verschafft, aber was ich in Weimar habe, das kann mir Eutin nicht geben. Ich sehe jetzt Weimar schon als Vaterland an, ich werde warm, wenn ich an Weimar denke, denn ich habe Göthes Zutraun und Liebe. Ich kann Dir nicht sagen, wie schwul ich anfangs wurde, als ich mich in Weimar präsentiren sollte. Die Leute hatten — Gott weiß wodurch! — eine zu vortheilhafte Meinung von mir; auch Göthe durch andere, denn zu meinen Eltern hatte er gesagt, er habe mich freilich gesehen, aber nur wenig kennen gelernt, denn ich wäre sehr still und schüchtern gewesen. Nun hatte er sich zu meinem Examinator erboten. Das alles war mir so feierlich und — ich weiß selbst nicht wie! Mir hat das Herz gepocht, als ich vor seinem Hause still hielt, als ich die Treppe hinaufging, als ich die Stubenthür öffnete. Der Mann war mir so furchtbar majestätisch! Aber wie ganz anders war mir zu Muthe, als er mich freundlich anblickte, und ich Durchgefrorner seinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auf der Stelle ein ernsthaftes Gespräch an; er fragte mich

mit herzlicher Stimme nach meiner Gesundheit, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles mögliche zum Frühstück auftischen. Sieh! liebster S., da war alle Furcht verschwunden. Nun wurde ich frei, offen und warm für den Mann, er hatte auf der Stelle mein ganzes Vertrauen. Wir kamen diesmal und jedes andere mal so unvermerkt in das Hauptgespräch, und ich weiß durch das, was er an Herrn von Voigt über mich gesagt hat, der mir es treuherzig und buchstäblich wieder erzählte, daß ich ihn befriedigt habe. — Nicht wahr, nun kann ich mit leichtem Herzen mein Amt antreten, denn Göthes Liebe habe ich. — Ich bin unaussprechlich glücklich dadurch, wie ich es ehemals in Stolbergs Nähe war, der auch ein Bischen auf mich hielt. — In Eutin hätte ich leicht verspießbürgern können, Göthe wird mich in Athem und Thätigkeit halten — ich weiß es und fühle es, daß ich Aufmunterung von Außen bedarf. Da hatte ich vorgestern eine nicht geringe Freude: Ich erhielt nicht [101] blos einen eigenhändigen — sondern auch freundlichen umständlichen Brief von Göthe. Er schloß mit der Einladung: ich solle die Ferien über bei ihm sein, der Hofmeister seines August wäre verreist, dessen Zimmer und Bette sollte ich einnehmen, als Augusts Stubencamerad. Sein Wagen würde mich abholen und er hoffentlich selbst mich zurück bringen. Nun stehn mir wieder Göttertage bevor und davon schreib ich Euch umständlich. — — — — — — — — — — — — —

Leb wohl, Du herrlicher Solger . . . . und liebe Deinen

Heinrich Voß.

27.

[103] Weimar, den 15. Mai 1804.

Mein wackrer Solger!

— — — — — — — — — — —

[104] Dem herrlichen Göthe bin ich nun in meiner neuen Wohnung recht nahe, ich kann ihn täglich sehen weil mein Fenster grade auf die seinigen gerichtet ist, und darf zu ihm kommen wann ich will. Gewöhnlich zweimal die Woche esse ich bei ihm, einmal Abends, einmal Mittags, aber auch sonst läßt er mich manchmal zu sich kommen, entweder zum Spazierengehen, oder wenn er so Lust zu sprechen hat, oder dies oder jenes zeigen und erklären, oder auch wenn meine Kräfte reichen, erklärt haben will. Wie lehrreich das für mich ist, brauche ich Dir nicht zu sagen; aber es ist noch etwas in ihm, das nicht bloß auf den Kopf und Verstand wirkt, sondern auf den ganzen Menschen, welches ich aber nicht zu nennen weiß, wir haben kein irdisches Wort dafür. Ich möchte sagen, schon der Anblick, die Gegenwart dieses Mannes hat einen Zauber, der unwiderstehlich wirkt. Könnte ich Dir doch den einen Nachmittag schildern, wo ich bis in den Abend hinein fünf volle Stunden bei ihm allein war. Er war vom Hofe gekommen, alle seine Hausgenossen waren spazieren gefahren, da schickte er zu mir mit den Worten: „ich solle ihm Gesellschaft leisten". — Als ich zu ihm ins Zimmer trat, fand ich ihn schon wieder in seinem blauen, heimischen Ueberrock, er gab mir freundlich die Hand, und sah mir noch freundlicher ins Gesicht; er sah so recht behaglich und gemüthlich aus, und war es auch in der That. „Sie sollen meine Münzen sehn,"

sagte er (und dies hatte er mir schon lange versprochen). Er besitzt eine herrliche Sammlung, die er als Künstler und kritischer Kenner zu ehren weiß. Diese zeigte er mir stückweise mit vollständigen Erläuterungen, die ihn aber, wie Du wohl vermuthest, oft auf die lieblichsten ἀλλότρια führten. Das Gepräge der Peterskirche endlich brachte ihn ganz von den Münzen ab, wir standen nun auf, und gingen auf und ab im Zimmer. Es ist unbeschreiblich, wie diese großen Gegenstände auf seine große Seele wirkten, und was während der Stunde, wo er darüber sprach, in seinem Innern vorging, und durch Worte, Mienen, Bewegungen und noch sonst so viel Bedeutsames sich kund [105] that. Er erzählte, wie der erste Ursprung der Idee zu solch einem Gebäude in dem Augenblicke entsprossen sei, als man es gewagt habe, die Basilica Neronis einzureißen. Nun aber wagte keiner, ans Werk zu gehn, bis Michael Angelo kam und den Bau unternahm; dann erzählte er, wie nach diesem wohl funfzig Baumeister den Bau fortgesetzt hätten, und kam dann dahin, wo ers von Anfang an anlegte, daß die Einheit der Idee durch diesen successiven Wechsel der Künstler gänzlich zerstört sei — daß der ein Thor sei, der aus dem jetzigen Gebäude Eine homogene und einfache Idee herauskonstruiren wolle, daß man nur auf dem praktischen Wege der Erklärung hier Befriedigung erhalten dürfe. Mit wahrer Begeisterung rief er einmal aus: „Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts, wahre Schufte, wahre Taugenichtse!!“ Ich bin in meinem Leben nicht in einer so schönen Stimmung gewesen, als dazumal, ich war nicht fröh-

lich, und nicht traurig, aber für beides gleich aufgelegt; ich war gerührt ohne weinerlich gestimmt zu sein; ich war fröhlich ohne lachen zu können. Wenn das fromm sein heißt, Gott in seinem Meisterwerke zu lieben und zu ehren, so bin ich in der Stunde recht fromm gewesen. Bode sagte mir neulich etwas sehr wahres: „es ist nicht möglich, in Göthes Gegenwart zu sein, ohne ihn anzusehn.“ Und nun denke Dir Göthes edle Gestalt, noch veredelter durch den Ausdruck eines Gedankens, der nicht bloß uns, sondern ihm selbst erhaben dünkt; wahrlich dann ist er ein Gott unter den Sterblichen. — Gegen Abend regnete es ein wenig, als es aufhörte, ging er mit mir in seinen Garten. Hier machte die Pracht der Blüthen, der erquickende Duft, die Kühlung und Frische nach der großen Wärme einen wunderbar fröhlichen Eindruck auf ihn. — Er sah so freundlich aus, so liebevoll, so milde, er sprach mit unendlicher, mir fast unbegreiflicher Wärme — da gestehe ichs gerne, ich schäme mich dessen nicht, daß mir Thränen in die Augen traten. Wenn ich Dir doch den Göthe hinzaubern könnte, daß Du sähest, wie er dasteht, den einen Fuß vorgestellt, mit dem Kopfe rückwärts gebogen, und man in allen seinen Mienen den Gedanken wahrnimmt, den er mit ungetheilter Seelenkraft faßt und nährt, ich möchte sagen jene himmlische Verklärtheit, die man ohne Ehrfurcht nicht an ihm wahrnehmen kann. — Da die Hausgenossen nicht zu Hause kamen, aß ich allein mit ihm an einem kleinen runden Tisch; er war unbeschreiblich launicht, das Gespräch fiel unter andern auf das Pestalozzische System und auf das vergriffene A.B.C. der Anschauung. „Pah!“

rief er einmal aus, „eine Rose von einer Nelke zu unterscheiden, ist das A.B.C. der Anschauung, nicht das geheimnißvolle Dreieck oder [106] Viereck.“ Glaubt mir, Ihr lieben Herzensfreunde, daß ich jeden Morgen, wenn ich in behaglicher Ruhe beim Kaffee mein Pfeifchen rauche, an den theuren, einzigen denke, mir sein ganzes Wesen in der Einbildung hervorrufe. So gestärkt und beseeligt, ach wie schön geht sichs an die Arbeit, wie leicht wird sie und wie freudigen Muthes geht sie von statten. Arme Leute, die ihr diesen Mann nicht lieben, nicht ehren könnt, armer Kotzebue, armer Merkel!

Hast Du schon die Göthische Recension von meines Vaters Gedichten gelesen. Auch hier ist viel von Göthes eigenem Charakter enthalten. Göthe, so gern er jeden Menschen in seiner Haut läßt, ist doch auch gegen Schlechtigkeit und Intoleranz intolerant, sobald es das H a n d e l n gilt. Steht ihm ein Klotz im Wege, [so] aber ein Merkel und Kotzebue, die nicht i m W e g e stehn, sondern außer dem Wege liegen, die werden mit leichtem Herzen ertragen und gutmüthig belächelt. Ich habe aber Göthe schon zornig gesehen, über Eseleien und Teufeleien, aber das war der Zorn eines Gerechten, ein schneidender kräftiger Unwille, nicht zügellose Erbitterung und Leidenschaft. Jedes Talent ehrt Göthe, jede mechanische Fertigkeit, jedes Streben zum Besseren unterstützt er nach Vermögen und Kräften. Wer nach Selbständigkeit ringt und ausbildet, was in ihm auszubilden ist, den liebt er; aber kein Charakterloser findet Gnade vor seinen Augen; die Loosung, es ist doch ein guter Mensch, ist ihm unausstehlich, und wehe dem, der sein Zutraun, das nie unbillig ist, sondern sich nach eines jeden Sub-

jektes Fähigkeiten richtet, wer dieses durch Trägheit, hartnäckiges Stillestehen, oder gar Scheinsucht statt reellen Werthes zu täuschen beginnt. Anfangs ist er noch schonend und sucht in das Bessere zurück zu lenken, hilft das nicht, dann wird er zornig und wendet sein Antlitz auf ewig.

Indem ich Dir dies schreibe, habe ich Dir zugleich gesagt, wie mein Verhältniß mit ihm ist. Nur dasjenige, wodurch ich einzig meine Zufriedenheit erhalte, kann mir auch seine Liebe erhalten. Aber bei Gott, ich gehöre auch mit zu den Besseren, und Göthe soll von mir nicht sagen, in dem irrte ich mich. Er hat mich schon zweimal seinen lieben Sohn genannt, und er soll auch Wohlgefallen an mir haben. Wenn G. einmal zornig über mich werden sollte, dann habe ich ausgelebt. Wer Göthe ein Aergerniß giebt, der ist wenigstens [107] des moralischen Todes verblichen. Wie herrlich ist es doch, eine Stütze zu haben an solch einem Manne. Mag es schön sein, keiner Stütze zu bedürfen, isolirt und selbständig zu stehen, ich gebe es zu, aber ganz und gar mag ich es nicht sein, wenigstens in meinem Alter nicht. Es hört ein gewisser Grad von — wie soll ichs nennen? — Abhängigkeit, freier Unterordnung einer edlen Leitung zu meinem Bedürfnisse, wie physisch der Kaffee und eine Pfeife. Ich kann alle dies entbehren, und bin vielleicht vollkomner, nach der Philosophen Art zu reden, aber glücklicher wahrhaftig nicht. Ich freue mich, daß ich manchmal müde werden kann und mich dann an einen Stab lehnen und ausruhen kann; der Gedanke thut mir wohl, wenn es auch nicht dazu kommt. Ich bin nicht zu einem Selbstherrscher aller Reußen geboren

und danke Gott dafür; es ist Himmelswonne von einem Göthe geleitet zum Besseren geführt zu werden. Ich werde vielleicht mein Lebelang in dieser Hinsicht unmündig bleiben und es wird dann mein Schade nicht sein. Du wirst mich richtig verstanden haben.

Neulich schrieb mir ein Philister aus Eutin, der vielleicht eine Stelle aus einem Briefe an Bredow gelesen hatte, recht freundschaftlich und wohlmeinend: „ich sollte doch ja nicht eitel werden.“ Guter Gott, äußert sich denn nicht Demuth in der Anhänglichkeit an das unendlich Erhabene und Schöne, und ist es nur möglich, daß das, was uns erhebt und dem Unendlichen näher bringt, zu einer und derselbigen Zeit ein Philistergefühl hervorbringen kann? Wer ruft wohl dem feurigen Liebhaber zu, werde nicht eitel durch den Besitz eines Engels? Gottlob, daß ich auch Freunde habe, die, selbst über alles spießbürgerliche erhaben, kaum die Vorstellung von solchen Mißgriffen zu fassen vermögen.

Riemer wird mir täglich lieber, wie August Bode. Riemer und ich machen jeden Abend, wenn das Wetter es erlaubt, einen Spaziergang in den Park, auch sind wir gewöhnlich des Abends zusammen, wenn Göthe nicht bei Tische ißt, und Riemern nichts zu Hause fesselt. Dann trinken wir Thee oder so was zusammen, lesen griechisch und sprechen. Wir wetteifern ordentlich, wer Göthen mehr liebe, keiner ist Sieger noch Besiegter. Wie unendlich schön ist es im Parke; unser Lieblingsgang ist der Philosophengang am Wasserfalle. Dieser Ort ist so ganz abgeschieden von dem Geräusche der Welt, so ganz fähig die herzlichsten Empfindungen in wachem und regem Einklange zu erhalten. Die herrliche Göthische

Inschrift an [108] dieser Stelle ist aus dem Anschauen dieses Ortes hergenommen [1]). Kennst Du noch die grüne Wiese und den Fluß mit dem brausenden Wehre? Daneben ist ein Gebüsch, das den Strom überzweigt und recht dunkel macht, man sieht hinein, man glaubt in einen dichten endlosen Wald zu sehn. Und dann des Abends ziehn sich die Dünste zusammen, und ruhn auf dem grünen Grase, die Nachtigallen singen aus allen Büschen, und kein Lüftchen regt sich. O, es ist schön, wunderschön auf der Gotteswelt, es ist doch herrlich, daß ich diesen Winter nicht gestorben bin, daß ich in dieser Gegend eine Hütte gebaut habe, und die Aussicht habe hier ein schönes Leben zu enden. Wenn es einmal dazu kommt, nun dann will ich auch fröhlich von dannen scheiden, aber ehr nicht, als bis diese Stunde schlägt.

Nun will ich Euch von meiner Schule Rechenschaft geben. Ich erhalte, denk Dir meine Freude 10 griechische und 2 lateinische Stunden, dann alte Geschichte und griechische Antiquitäten, als Ballast habe ich die unbeschwerliche neue Geographie, weiter gar nichts. Die griechischen Stunden alle zu erhalten hat mir Mühe gemacht, aber das festina lente hat sie mir verschafft, nachdem der Conrektor vergeblich gerungen hatte, wenigstens ein Paar beizubehalten, um nicht aus der Übung zu kommen, falls er in seinem Leben noch einmal wieder vikariren müßte. Hätte ich gleich anfangs mit Eifer darauf gedrungen, so wären sie mir mit Mißmuth übergeben worden, jetzt habe ich meinen Zweck, und es hat den Schein, als wären sie mir frei-

[1]) So nach Polles Vermutung; die Abschrift hat „hervorgenommen“ korrigiert aus „hervorgegangen“.

willig übertragen worden. — Meine Stundenzahl ist 20 wöchentlich, mein Gehalt 400 Thlr. ohne Schulgeld. — Donnerstag über 8 Tage trete ich mein Amt an; Göthe sagte neulich: „Das macht sich so recht artig, Sie kommen so auf die naive Art ins Amt hinein.“ — Von den Schülern kenne ich schon viele, sie besuchen mich nach der Reihe. — Sie sind — relata refero — ganz scharmirt von ihrem neuen Professor. In ganz Weimar ist keine [109] Stimme gegen mich, als ein alter Mann, der einen Sohn irgendwo hat, der nach seiner Meinung die Stelle hätte haben müssen.

27 b.

Den 1. Juni 1804.

Ich habe meinen Brief lange unterbrochen, mein wackerer Solger, es ist Zeit, daß ich ihn wieder anknüpfe. Seit vorgestern Morgen bin ich nun wirklicher Schulmann. — Montag wurde ich introducirt. Die Feierlichkeit war kurz und bündig und währte kaum 1/4 Stunde. Alle Schüler und Lehrer der drei oberen Classen waren zugegen. Ich sah auf allen Gesichtern so viel Liebe, Zutraun und Wohlwollen, daß es mich innig rührte. —

Auf den Abend hatte ich alle Primaner bei mir zu Gaste. Sie ließen sichs ganz wohl bei mir sein, und ich überzeugte mich recht, daß sie nicht bloß Respekt, sondern auch Liebe für ihren neuen Lehrer hätten — 1/2 10 Uhr verließen mich alle, sie ließen sich nicht erbitten länger zu bleiben. Aus ihrem Flüstern und Lächeln hätte ich schließen können, was im Gange war — und nach 1/2 Stunde brauchte ichs nicht erst zu schließen, ich konnte es sehen und hören. Alle

Schüler zogen mit feierlicher Musik, mit Pauken und Trompeten vor mein Fenster, 5 Primaner waren Adjutanten, mit Hiebern und Kanonen. Es wurde erst lange gespielt, dann erhielt ich ein feierliches Vivat und dreimaliges lautes und herzlich gemeintes Hoch. Der ganze Platz vor Göthes Hause war dicht vollgedrängt von Menschen, weil der Zug sich, da er durch die ganze Stadt ging, so vergrößert hatte, ehe er zu mir kam. Glaube mir, mein Herzensjunge, freudiger bin ich nie zu Bette gegangen. Wäre doch der herrliche Göthe den Abend zu Hause gewesen und hätte den Spaß mit angehört, er hätte ihn mir von Herzen gegönnt. Göthe war aber in Jena 5 Tage lang (was mir ordentlich recht unbehaglich war) und ist erst gestern Abend zurückgekommen. Als ich ihn aussteigen sah, wurde ich auf meine eigene Hand noch einmal so lustig, und heute bin ichs auch, weil ich ihn in W. weiß, obgleich ich ihn noch nicht gesprochen habe, und vielleicht vor morgen Mittag nicht sehe. Nun kann ich ihm noch einmal so fröhlich und heiter vor Augen treten, es ist nicht bloß Wunsch mehr, daß ich Beruf zu meinem Amte haben möge, sondern ich fühle es, daß ich ihn habe. Die Freude, die ich an jedem Abend genieße, über einen glücklich vollbrachten und nicht unthätigen Tag, sagt es mir zur Genüge. Heute und gestern habe ich ja die ersten Stunden gegeben. Nun bin ich erst recht glücklich in Weimar da ich doch auch Mitglied unseres Staates bin. Meine Schüler sind mit meinem Vortrage und mit der Art und Weise, [110] wie ich sie in die alte Welt einführe, zufrieden, recht sehr zufrieden, das höre ich von allen Ecken; daß ich sonst

auch gutherzig bin, haben sie mir auch wohl abgemerkt, und warum sollten sie mich denn nicht lieb haben? Solger, komm zu mir, wenn Du Deinen Freund recht glücklich sehn willst, kommt zu mir, Abeken, Gotthold, Börm und wie ihr all heißt.

Auch dem theuren Schiller will ich sein Recht und seine Ansprüche auf meine Liebe nicht vorenthalten, obgleich ich die Ehrfurcht nicht für ihn habe, die ich gegen Göthe fühle. Schiller kömmt mir vor, wie unsereins, und ich bin oft bei ihm und spreche mit ihm, wo er mir nichts weiter, als ein liebenswürdiger Mensch, nicht Schiller erscheint. Der Mond ist auch schön, aber sagt nicht das Sprichwort, daß er vor der allbelebenden Sonne verschwindet? Schiller ist mir auch recht sehr gut (das hat er mir neulich selbst gesagt) und verlangt, daß ich ihn fleißig besuchen soll. Du kannst denken, daß ich mir so was nicht zweimal sagen lasse. Sonst habe ich hier wenig oder gar keinen Umgang. Wen könnte ich auch nach diesen beiden so recht herzlich lieben? Falk fliehe ich, wie die Pest, der Mensch ist mir e c k e l h a f t. Es wäre zu umständlich, Dir seine letzte Eselei zu erzählen. Aber ich habs geschworen, ich sprech ihn nicht wieder, und Dir kann ich versichern, daß es mir zur Ehre gereicht, wenn ich mein Wort halte. — Bode will ein Gleiches thun, desgleichen Riemer. — Ich hatte gestern, als ich ihn im Schauspiel mit seinem eckelhaften lächelnden Gesicht sah, Lust, ihm ein Paar Maulschellen zu geben.

Nun gehabe Dich wohl.

Dein

Heinrich Voß.

28.

Weimar, den 10. Oktober 1804.

Endlich einmal komme ich wieder zu meinem theuren Solger, in dessen Schuld ich schon seit Monatfrist bin. Dein letzter Brief, guter Junge, hat mir unter all Deinen Briefen die meiste Freude gemacht, ich weiß selbst nicht warum. Er ist nicht in höherem Grad herzlich, als die vorigen, er hat mir nicht neue Seiten an meinem geliebten Freund enthüllt; und doch hat keiner von Deinen [111] früheren Briefen die Wirkung auf mich gemacht. Ich habe ihn wohl zehnmal gelesen, meinem Riemer mitgetheilt, dann wieder gelesen, und hab ich im Stillen mich meines Freundes gefreut. Sag Lieber, warst Du in einer besonders heitern Stimmung, als Du den Brief schriebst, und ist diese durch das Medium des Briefes auf mich übergegangen? Ich hab einige Arbeiten hinter mir, vor mir Heiterkeit und im Herzen Ruhe. In solchen Stimmungen schweben die Geister ferner Geliebten um uns. Nur in solcher Stimmung sollte man gegen Freunde das Herz ausschütten. O! wenn Dir mein Brief Freude machte, wie mir der Deinige! Damit ers thue, will ich Dir auch recht viel von dem theuren Einzigen melden.

Vor acht Tagen habe ich Göthe einige Arbeiten von mir vorgelesen. Er sagte mir manchen einzelnen Einwand. Mehrere Einwendungen habe ich zurückgewiesen, manche mit Dank angenommen und in seiner Anwesenheit geändert, wo er selbst mir zum Theil die Aenderung angab. Göthe ist mit einer Recension besonders zufrieden, wie er an Schiller und zum Theil auch mir selber gesagt hat. Großes Vergnügen machte

ihm eine Anmerkung: „Bravo", sagte er, als ich sie vorgelesen hatte, und klopfte mir freundlich auf die Schultern: recht, als wenn er im Herzen dachte, ich hätte Dir so viel poetischen Scharfsinn nicht zugetraut. Bravo, sagte er also: „Wenn die G .... [so] aus ihrem Theeklub kommen, dann wissen sie freilich nicht, daß ein Sturm auch das Meer beruhigen kann." Diese Arbeiten bringen mir 30 Thaler, einen Athenäus von Schweighäuser und einen neuen Oberrock ein. So schere ich die Leute (in Recensionen), und kleide mich dann in der Wolle, bis ich selbst in die Wolle zu sitzen komme. Ich werde viel recensiren, und es wird mir leicht werden, da ich in vielen Recensionen, z. B. in den mythologischen, Göthes Beistand habe. Noch heute Morgen sagte er zu mir: „Nun kommen die traulichen Winterabende, da wollen wir zusammen lesen und recensiren." Sieh! lieber Junge, da recensire ich mir noch eine Bibliothek zusammen.

Neulich des Abends hatte ich schon einen herrlichen Vorschmack von solchen Winterabenden. Ich bin gewöhnlich bei Göthe, wenn seine Familie mal verreist ist. Nun war Riemer mit August und der Vulpius nach Oberweimar gefahren, um dort einer Fete beizuwohnen. Göthe schickte also um 5 Uhr zu mir, ob ich nicht zu ihm kommen und den Brunckischen Sophocles mitbringen wollte. Als ich [112] zu ihm kam, fand ichs gar behaglich bei ihm. Er hatte eingeheizt, hatte sich ausgezogen bis auf ein wollen Wämschen, worin der Mann sich gar prächtig ausnimmt. Nun bot er mir freundlich und liebreich die Hand und schüttelte sie recht treuherzig. Ja! sagte er, die Jugend ist ver-

reist und springt in der Welt herum, nun wollen wir Alten zusammen sein. (Er weiß nämlich, daß ich der alte Ehrwürdige heiße.) Bis gegen 7 Uhr hin sprachen wir; dann kam Licht, und nun fingen wir an Griechisch zu lesen. Ich übersetzte ihm erst den langen Chor aus der Elektra. Und dann fingen wir an den König Oedipus zu lesen — ich hatte Deine Uebersetzung mitgebracht. Daraus hat Göthe mit inniger Freude bis zum ersten Chor mit lauter Stimme declamirt. Der verstehts! sagte er einmal; aber er ist noch glücklicher Anfänger in der Kunst. Noch dröhnt mir in den Ohren, wie prächtig er den Vers —

vorzutauchen strebt bereits
umsonst ihr Haupt aus Tiefen blutgen Wogenschwalls

declamirte, da wünschte ich, daß Dir die Ohren klingen möchten, und wer weiß, obs nicht geschehn ist. — Nachdem wir ausgelesen hatten, gings zu Tische, und ich blieb bis 12 Uhr bei ihm sitzen

reichlich mit Fleisch und lieblichem Weine gel. [so]

Solche frohe Tage [1]) soll ich noch oft erleben! Ich sagt' es ihm selbst mal, wie es mich glücklich macht, daß er nicht gleichgültig gegen mich ist, und erhielt ein treuherziges: Gutes Kind! mit Kuß und Händedruck dafür zur Antwort. Ja, er behandelt mich wie einen zärtlich geliebten Sohn. Schon seit lange darf ich unangemeldet zu jeder Tageszeit, so oft ich will, zu ihm aufs Zimmer kommen, was wahrhaftig bei Göthe nichts Geringes ist. Heute Morgen war ich schon vor 7 Uhr bei ihm. Ich bin glücklich; aber ich genieße mein Glück mit Maß und Bescheiden-

[1]) Hier in Abekens Abschrift noch: „die allen Glauben überschreiten“.

heit, und so bleibt es mir von Dauer. Wenn mir Göthes Zuneigung je entzogen werden sollte, so glaube mir, daß kein Anderer die Schuld haben wird .... als ich selber.

Daß die Philister Göthe stolz auf seine Größe nennen, dieses begreife ich jetzt; wenn ich ein Philister wäre, ich nennte ihn selbst so, und ich möchte fast sagen, ich nenne ihn so, wie ich da bin. Aber der Philister weiß nicht, wie weite Klüfte zwischen dem geistigen Stolze und der körperlichen Eitelkeit sind. Ich habe G. einmal über seinen Faust, ein andermal über Götz von Berlichingen [113] reden hören. Er fühlte die Größe dieser Stücke mit unendlicher Seelenerhebung. Aber wahrhaftig, er dachte nicht daran, daß sein Individuum der Verfasser sei was ihn begeisterte, war die Idee, die jenen Stücken zu Grunde liegt, und ihm galt es in dem Augenblicke völlig gleich, in wessen Gehirne sie entsprungen sei. Da schrein denn gleich die Philister, der Mann ist in sein Werk verliebt. Der Philister muß ja wohl sein Persönchen lieben, weil kein Geist darin ist. Aber ein Mann von so erhabenen Gefühlen und Gedanken, wenn der einmal in Staunen gesetzt wird über eins seiner Geisteswerke, ist es da noch die elende Berücksichtigung seiner Persönlichkeit, daß die Persönchen in der Welt ihn angaffen möchten? Ist es nicht vielmehr die Gottheit der Idee, die ihn von neuem weg aus allem irdischen Tande zur Gottheit emporzieht? — Ich habe G. unendlich oft in diesem Zustande gesehn, und mich dann an seiner ehrlichen Miene gefreut. Wie sagt doch Schleiermacher in einer seiner Predigten? „wir werden angezogen, wenn wir den Frommen erblicken?“ Das fühlte ich als Knabe

schon (instinctmäßig) in Stolbergs Gegenwart. Und jetzt, warum erfüllt es mich immer mit heiliger Ehrfurcht, die mein ganzes Innere kräftigt, wenn ich in Augenblicken bei ihm bin, wo ein großer Gegenstand seine große Seele erfüllt. Ich habe Göthe über Unsterblichkeit reden hören mit unendlicher Bewegung, mit unnennbaren Gefühlen, ich habe ihn bei herzlichen Gegenständen weinen sehn. — Wer so, mit so inniger Theilnahme an allem hängt, was gut ist, und mit ganzer Seele darin gegenwärtig ist, der ist in meinen Augen ein Frommer. Und der Philister kennt wahre Frömmigkeit kaum dem Namen nach, wie möchte er wohl den Spruch auslegen: Ihr sollt den Klugen in der Welt eine Thorheit sein.

Göthe ist jetzt mit der neuen Ausgabe seiner gesamten Werke beschäftigt. Daß er den Götz von Berlichingen umgearbeitet hat, wird Dir bekannt sein. Er ist jetzt so angeschwollen, daß die Aufführung 6 Stunden währt. Das erste mal kamen wir ½12 aus dem Theater; jetzt wird die Aufführung getheilt. Das erste mal giebt man 3 Akte, und dann 14 Tage darauf die beiden andern. Das zweite mal indeß wird des Zusammenhangs wegen der dritte Akt repetirt, so daß wir diesen in Zukunft am öftersten sehn werden. Wie ist der gute Papa jetzt fröhlich über dieses Stück! Er sagte mir neulich: „Die Narren (vielleicht auch auf Babo hindeutend) haben es sich recht angelegen sein lassen, die regellose Form meines alten Götz nachzuahmen, als ob ich die mit Bedacht gewählt hätte. Damals verstand ichs nicht besser, und schrieb hin, was mir in den [114] Sinn kam." — Denke Dir, Solger,

wir haben bei dieser Gelegenheit Hoffnung, daß der ganze Faust erscheint, Göthe wird ihn jetzt schwerlich als Fragment drucken lassen, besonders da er so manchmal die Empfindung im Herzen nährt, daß man jetzt eilen müsse, bevor die ewige Nacht eintritt. Göthe ist 54 Jahr alt und denkt noch lange zu leben; aber er denkt doch nun auch manchmal, daß es zu Ende gehn kann.

Mit meiner Schule gehts sehr schön; ich habe gränzenlose Liebe bei den Schülern, sowohl bei den Kleinen als den Großen. Dieses giebt mir auch die gehörige Spannung, und ich denke mit der Zeit mich recht nützlich zu machen. Gegen Leute wie Kotzebue, Merkel, Falk flöße ich meinen Schülern Verachtung ein, gewöhnlich ohne sie zu nennen, manchmal aber werden ihre Namen auch mit schneidender Bitterkeit zur Schau gestellt. So konnte ich mich auch neulich nicht mäßigen. Wir hatten in der ersten Stunde in Prima die horazische Epistel gehabt, wo die lacrymosa poemata Puppi vorkommen, wo ich schon so auf die Hussiten andeutete, daß auch der Dümmste mich verstanden. In der Stunde darauf trug ich die Fabel von den Hyperboreern vor, und bei der Gelegenheit krigte Kotzebue die volle Ladung: „Die Hyperboreer opferten dem Apollo Esel, und Apollo freute sich der komischen Bockssprünge u. s. w. In unsern Tagen ist auch ein hyperboreischer Esel ans Licht gekrochen, der thränenvolle Schauspiele ausyant, der Ohren hat trotz dem Midas, der auch Bockssprünge macht, und ich sollte meinen, recht derbe. Aber ob Apollo auch an diesen Freude hat, das will ich nicht verbürgen.“ — Eine ähnliche Invective donnerte ich bei einer andern

Gelegenheit den Primanern gegen Falk in die Ohren, bei der Gelegenheit als ich über den Prometheus redete. — Dies ist in Weimar Stadtgespräch geworden, und glaube mir, meine Freimüthigkeit hat mir keinen Feind zugezogen, im Gegentheil Freude erregt.

Ich freue mich gar sehr Deines Oedipus Colonos [so], den Du mir durchaus und womöglich recht bald schicken sollst. Ich werde ihn mit wahrhaft kritischer Genauigkeit durchmustern, und Dir meine Bedenklichkeiten, wenn anders welche da sind, vorlegen. Schiller freut sich Deines wahrhaft echten und schönen Strebens und der richtigen Grundsätze, die ihm nach meinen Erläuterungen noch wichtiger scheinen als anfangs; aber er klagt über Härten. Auch er und Göthe sollen Deinen Oedipus Colon: lesen; ihr Beifall soll Dich aufmuntern, ihre Kritiken, die ich Dir treu mittheilen will, [115] mögen Dir Deine schwere Laufbahn noch schwerer machen und Deine Fußtritte fester. Versäume ja nicht Deine Bemerkungen während der Arbeit aufzuschreiben: es kann Dir bei Deinem Studium des Sophocles oft gelingen, durch geistvolle Combinationen Aufschlüsse zu geben, die für jeden Sophoclesverehrer wichtig sind. Du glaubst nicht, wie unendlich schön Göthe manchmal, recht aus dem Stegreif, über alte Schriftsteller reden kann. Es ist kein undankbares Geschäft, daß ein ὑποφήτης die Aussprüche eines Apollon in ein bleibendes Gewand hüllt. Jämmerlich aber ist es, daß die personificirte Erbärmlichkeit, dieser dreigestaltete Cerberus, (Merkel, Kotzebue und die übrigen Arbeiter des Freimüthigen, die den letzten Theil des Hundes ausmachen) daß diese so etwas durch Speichel-

leckerei zu betiteln belieben. Ich schäme mich wahrlich nicht, daß ich mich manchmal durch den überflüssigen Geist großer Männer erquicke; im Gegentheil halte ichs für verdienstlich, wenn vielleicht durch mich die übrige Welt manchmal Dinge erfährt, die Göthe sonst für einen Einzelnen gesagt hätte. In Recensionen will ich gewiß noch oft Funken des Göthischen Geistes niederlegen, die wohl irgendwo noch ausglimmen mögen.

Wenn Du von meines Vaters Hingehn nach Würzburg hörst, so traue keinem Gerücht: es ist noch alles schwankend. Durch mich sollst Du alles erfahren. Wenn Du von meinem Hingange hörst, so widersprich nur fest und grade. Denn ich bleibe in Weimar. Mich haben keine 1800 Gulden gelockt, meine behagliche Existenz hier aufzugeben. Ich will Mensch werden, kein unsterblich großer Mann; und zum Menschen werde ich fürs erste nur in Weimar. Ich habe mich standhaft erklärt, daß ich hier bleibe. Mit Göthe gelebt haben zu dürfen, und dies nicht gethan zu haben, das wäre nach meiner Denkweise ein Leichtsinn, der mir unendliche Reue für die Zukunft bereiten würde. — Du verstehst mich, theurer Solger. Wenn Du mir aber hierüber antwortest, oder Abeken, so thue es nicht nach Jena hin, sondern nach Weimar, auch wenn Ihr mich während der Ferien in Jena wissen solltet, und laßt gegen keinen Menschen den wahren Grund meines Hierbleibens laut werden. Sprengt lieber aus, daß ich solche Neigung für das Schulfach hätte, daß mich bloß diese Neigung dazu vermocht hätte, eine angetragene akademische Stelle auszuschlagen.

Eben schickt mir Göthe ein schön launisches Billet,

das sich mit werthester Herr Professor anfängt, wie er mich noch nie nannte. Ich soll mich „in meinen schönsten Sonntagsornat“ werfen und zu ihm kommen, binnen 2 Stunden, da soll ich „Serenissimo“ vorgestellt werden. Mir ist das lieb, denn ich habe den Herzog bis [116] dato noch nicht gesehn und gesprochen. Die alte Herzogin ließ mir auch neulich durch Fernow sagen, ich sollte sie „bald mal in Tiefurt besuchen“. Es geht hier am Hofe sehr ungenirt zu, und das ist das Beste. —

Heute Nachmittag ist der berühmte Zwiebelmarkt vor unserm Hause, auf dem Plan. Da stehen schon 69 Karren voll Zwiebeln. Ich habe Schillers Kinder und den kleinen Wollzogen zum Kaffee gebeten, die hatten helle Lust daran. Das sind allerliebste Kinder, sie kommen alle Augenblicke zu mir; dann muß ich mit ihnen spazieren gehn, oder ihnen Mährchen erzählen. Den Ernst Schiller nennt der Vater immer seinen ehrlichen Jungen. Der Junge hat verzweifelt viel Kopf; ich habe ihm den ehrenvollen Namen die Nachteule gegeben, der Schiller viel Spaß gemacht hat. Schiller klagte mir neulich halb komisch, daß die Kinder so philistrig wären. Da hättest Du das Lamentiren und das Abwehren der Kinder hören sollen! Sie verstanden den Sinn vollkommen gut, und Carl Schiller, der keine Definition von Philister anzugeben weiß, weiß doch von jedem Menschen, den er kennt, zu bestimmen, ob er Philister ist oder nicht. So hielt er die Hofräthe Voigt und Ulrich für Philister!

Leb wohl, mein theurer Solger.

Dein

Heinrich Voß.

29.

Weimar, den 24. Februar 1805[1]).

Mein letzter Brief hat Dir und Abeken Freude gemacht. Wohl! er konnte es auch, denn er war in heitern Augenblicken geschrieben. Ihr Guten wißt aber nicht, daß er mit thränenden Augen und zerrissenem Herzen gesiegelt ward. In derselbigen Stunde, als ich die Aufschrift machte, lag Göthe auf dem Todbette. Ich wollte Euch noch einige Nachrichten von seinem Zustande geben, und als ich die Feder ansetzte, da zitterte mir die Hand vor Angst und Schrecken. Ich konnte das Wort Tod nicht hinschreiben, so wie ich den Gedanken bei Göthe nie auszusprechen wagte. Ich hatte noch einige Hoffnung, als ich den Brief entließ, weil noch ein wenig Glauben [117] an Gott und Vorsehung in meinem Herzen zurück geblieben war; und jetzt freue ich mich innig, daß ich Eure Herzen damals nicht verwundet habe. Unser herrlicher, einziger G. lebt, und zwar ein gesundes, rasches, jugendliches Leben. Nun sollt ihr das schreckliche erst erfahren, nachdem ich den Trost vorangeschickt habe. Noch denselbigen Abend kam Stark aus Jena (es war am Freitag Abend), der erklärte, wenn Göthe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da. Glaube mir, liebster Solger, ich wagte den folgenden Morgen nicht vorzufragen; ich that es nach vieler Überwindung, nachdem ich mir Standhaftigkeit und Muth eingesprochen hatte, auch das Herbste zu tragen. Aber wie wurde ich angenehm überrascht! Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen,

---

[1]) In Abekens Auszug das richtige Datum 1805 (anstatt 1804) und die Ueberschrift: „An mich und Solger.“

die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter gewesen, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen. Um 11 Uhr forderte er mich zu sich, weil er mich in drei Tagen nicht gesehn hatte. Ich war sehr bewegt, als ich zu ihm trat, und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir anthat, die Thränen nicht zurückhalten. Da sah er mir gar freundlich und herzlich ins Gesicht, und reichte mir die Hand, und sagte die Worte, die mir durch Mark und Gebein gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch, Ihr müßt nicht mehr weinen." — Da ergriff ich seine Hand, und küßte sie wie instinctmäßig zu wiederholten malen, aber ich konnte keinen Laut sagen. O, lieber Solger, da habe ich nach vielen Jahren zum erstenmal wieder gefühlt, was es heißt, einen Geliebten, Theuren wiedergeschenkt erhalten; ich hätte in dem Augenblick auf das Herzlichste zu Gott beten und ihm danken können; mein ganzes Herz war in dem Augenblick nur Gebet, nur ein ungetheiltes, warmes, lebendiges Gefühl des Höchsten und Heiligsten. Im Jahre 1797 wurde mir mein Vater wiedergeschenkt, jetzt der Mann, den ich nächst meinem Vater zu meist liebe. Du liebenswürdiger, menschlicher, herrlicher Göthe, Du solltest uns noch nicht entrissen werden.

Von dem Tage an ist Göthe zusehends besser geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag wachte ich bei ihm, und da hab ich recht die Fortschritte beobachten können, die er machte. Als er um 12 Uhr zum erstenmal aufwachte, fragte er mit ängstlicher Stimme: Hab ich auch wieder im Schlaf gesprochen? Wohl mir, daß ich mit gutem Gewissen der Wahrheit gemäß verneinen [118] konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. „Gut," sagte er nach einer Pause:

„das ist wieder ein Schritt zur Besserung.“ — Wenn ich ihm dann recht schmeichelte, so nahm er jedesmal ganz geduldig seine Medicin, aber mit innerer Überwindung. Nun sollte ich ihm aber auch den Leib mit scharfem Spiritus einreiben, und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablassen wollte und immer mehr schmeichelte, sagte er denn endlich ganz ruhig: „Nun denn im Namen Gottes.“ — Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte; diesen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in dem Augenblicke war er an energischem Ausdruck, an Lebendigkeit ganz Göthe, trotz seiner Krankheit. Über alles rührte mich seine wirklich väterliche und zärtliche Fürsorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte, nun nicht ein Glas Wein trinken wollte u. s. w., wobei er mich denn immer sein gutes Voßchen nannte). Wenn er denn wieder einschlief und sein Gesicht matt beleuchtet wurde, schien er mir immer so leidend auszusehen, wie einer, der eben anfängt sich aus einem unermeßlichen Jammer heraus zu arbeiten und noch die Spuren davon in seinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Thaten seiner kraftvollen Jugend ein, die ich so manchesmal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zustände mit ihren schärfsten Contrasten zusammen zu halten. Solche Zusammenstellungen sind wirklich schmerzlich, weil man nie die Wandelbarkeit irdischer Zufälle ängstlicher fühlt, und ich fand nur in dem Gedanken Trost, daß bei Göthe jetzt das Ärgste überstanden sei.

Zwei Tage nach jener Nacht stand er zum erstenmal wieder auf und aß ein gesottenes Ei. — Bald fing er auch wieder an, sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die Befriedigung schwer. Göthe verlangte launige Sachen, und Du weißt, daß die keiner heut zu Tage schreibt. Ich brachte ihm Luthers Werke [1]), und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personificirte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachtheile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm vollkommen Recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andre vom Gewissen genommen werden, jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selber wieder in Harmonie zu kommen. Die Ohren[119]beichte, sagte er, hätte dem Menschen nie sollen genommen werden. — Da sprach der Mann ein herrliches wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblicke recht anschaulich wurde. Ich selbst bin in dem Fall gewesen. Als im vorigen Sommer sich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehn zu wollen, da fand ich nirgends Trost, so lang ich auf meinem Zimmer war. Jedesmal aber, wenn ich zu Göthe kam

---

[1]) „Luthers Tischreden" Abeken.

und ihm mein ganzes Herz (selbst alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausschüttete, so ging ich wie mit neuem Muth gekräftigt in meine Einsamkeit zurück, und ich werde ihm diese Wohlthat an mir mein Leblang danken. Da war er meine Stütze, und die Gegenwart war der Boden, auf dem ich fußte, um mich recht standhaft in meinem Vorsatz zu erhalten. Ich kann wohl sagen, daß mich Göthe in den Tagen wie neu geschaffen hat. Er hat manche Schwäche von mir bei der Gelegenheit erfahren, weil ich ihm auch gar nichts verhehlen wollte. Meine Offenheit hat mich hinterdrein auch nicht eine Minute lang gereut. Ich kann im eigentlichsten Sinne sagen, daß mir Göthe alle meine Sünden vergeben hat, oder ich mir selber, dadurch daß ich sie ihm mitgetheilt habe, und ohne dies letztere hätte ich mich selber verzehrt. Ja wären solche Beichtväter nur viele in der Welt, da wären der gekränkten Herzen weniger. —

Den Tag darauf, nachdem Göthe den Luther genossen hatte, ließ er ihn zur Thür heraus transportiren.

Nun liest Göthe die Cervantischen Novellen, die ihm Freude machen. Gestern hat er wieder angefangen zu arbeiten, und zweimal ist er schon ausgefahren. Und grade jetzt macht auch der Winter Miene zu weichen, auch alles Traurige weicht, um den heitern Erscheinungen Platz zu machen, und eine fröhliche Ahndung verkündet mir, daß wir des Schönen noch viel auf dieser Gotteswelt genießen werden. Nun kann ich auch wieder mit Kraft arbeiten und mit frischer Lebendigkeit an den Werken anderer Freude haben. Hier in Weimar wenigstens hat der Tod seine Macht verloren, der physische sowohl als der moralische, alles verjüngt sich zu einem frischen und lebendigen Leben.

Da habe ich Dir noch gar nichts von dem lieben Schiller geschrieben. Auch der hat gefährliche Tage gehabt von dem Tage an, als Göthe zu genesen anfing. War nun bei ihm freilich keine Lebensgefahr zu befürchten, so war es doch schmerzvoll, den Mann unschuldig so leiden zu sehn. Auch er ward ein Opfer jener epidemischen Zufälle, die allenthalben hier grassiren, ist aber nun auch Gottlob auf gutem Wege. Göthes Krankheit machte seinen Zustand [120] gefährlicher, weil er ihn sich sehr zu Herzen zog. Ich habe ihn diese Zeit täglich gesehn, habe viermal bei ihm gewacht, und könnte Dir gar viel von ihm erzählen, das Dir den Mann recht liebenswürdig darstellen sollte; allein das will ich dem guten Abeken schreiben, dem ich ja doch auch was genießbares mittheilen muß. Mir ist zu Muthe, als wenn jeder Brief von mir etwas ungesalzen sein würde, wenn ich ihn nicht durch Nachrichten von Schiller und Göthe weihte. Daher schreibe ich allen meinen Freunden von diesen Männern, wenn ich aber an Philister schreibe, da werden jene ehrwürdigen Namen auch nicht einmal genannt. So mache ichs auch in Weimar; wenn ich mit Philistern umgehe, so thue ich, als kennte ich die Männer gar nicht; und wenn ich mit Hain, Riemer u. s. w. zusammen bin, da sprechen wir beständig von ihnen. — So lege ich mir das Mosaische Gebot aus: Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen, und wer weiß nicht, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen darf.

Mit meinem Othello bin ich nach Göthes und Schillers Urtheil gut gefahren. Ich halte ihn selber für gelungen; nicht bloß während der Arbeit, wo Täuschung stattfindet, sondern nach derselben bei ruhiger

Betrachtung. Ich habe nur 4 Wochen daran gearbeitet; aber in der Zeit ist er mir auch nicht aus dem Sinn gekommen. Er war mir Morgen- und Abendsegen, selbst beim Essen und im Schlaf dachte ich an ihn. Nun will Schiller noch einige theatralische Veränderungen damit vornehmen, etwas streichen, kleine Zusätze machen u. s. w. und in 6 Wochen, wann Göthe bei der Probe gegenwärtig sein darf, wird er aufgeführt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

[121] Was uns noch für schöne Tage mit dem jugendlichen Schiller bevorstehen, davon will ich schreiben, wenn sie herangenaht sind. Aber manches ist schon verabredet, selbst in der Nacht, wo er am meisten litt. — Großer Gott! was dachte ich vor 8 Tagen, so oft ich die Kinder sah! Ihr guten Kinder seid vielleicht bald ohne Vater! Nein, so denke ich jetzt nicht mehr. Jetzt traue ich dem Schiller ehr zu, daß er die Anzahl der Seinigen vielmehr vermehren möchte.

Lebe wohl, Du herziger Solger. Grüße Gotthold, Krausen und wer mir gut will, vielmal von

Deinem

Heinrich,

der jetzo von seinen Weimarischen Freunden den Beinamen Ehrenwächter erhalten hat.

30.

Weimar, den 22. May 1805.

Liebster Solger!

Ich sollte billig an Abeken schreiben, der mir durch seinen letzten trostvollen Brief einen so heiteren Abend verschaffte; aber Ihr Alle miteinander, Wilhelm, Abeken,

Dethlessen, sehe jeder meinen Brief an, als sei er an ihn besonders gerichtet, ich kann ja Euch ohnehin nicht anders als beisammen denken.

Bis jetzt ist der selige Schiller der liebenswürdigste Mann, den die Erde trug, der Eine Gegenstand, der meine ganze Seele füllt. Ich denke nur an ihn bei Tage und bei Nacht; aber ich suche ihn nicht mehr, wie in den ersten Tagen nach dem Tode. Ich habe mich gewöhnt an den Gedanken ihn irdisch verloren zu haben, und suche jetzt nur auf eine andere Weise mir ihn zu erhalten, durch eine treue und heilige Erinnerung, und in diesem Streben habe ich [122] schon wahrhaft frohe Stunden wieder genossen. Ich bin sehr reich, durch das schöne lebendige Bild, welches ich von ihm im Herzen trage, und es schwebt mir stets vor, wie die Gestalt eines Heiligen. Jede Kleinigkeit von dem Manne, die mir, als er lebte, gleichgültig schien, gewinnt jetzt hinterher eine tiefe Bedeutung, und ich halte alles fest, um auch nichts zu verlieren. Fast noch liebenswürdiger scheint mir der Mann jetzt, da er nicht mehr ist, und um jede Erinnerung, die ihn betrifft, fügt sich eine Art von Glorie. Wohl hast Du recht, guter Abeken, daß die Natur in diesem Stücke weislich für uns gesorgt habe. Was unsern Schmerz auf das Heftigste zu steigern scheint, das wird die Hauptquelle unseres Trostes bei einem solchen Verluste, die lebendige Erinnerung an den Gegenstand desselben. Wie wohl wird mir, so oft ich mit Innigkeit an ihn denke, den Herrlichen, oder eins seiner Werke lese und ihm nachempfinde, oder von ihm träume, und herzliche Gespräche mit ihm führe. Vor 4 Nächten spazierte ich mit ihm

im Lande Dithmarsen. Ich wollte ihn so eben an den Deich führen, und fragte mich schon, wie der niegesehene Anblick der majestätischen Elbe und des Meers auf seine Seele wirken würde: — allein da erwachte ich. — Dieser Traum ist der Nachklang so manches heitern Gesprächs, das ich mit Schillern führte. Nie hat er den Anblick des Meers genossen, und da habe ich ihn öfter ermuntert, einmal nach Cuxhaven zu reisen. Wir machten dann halb ernstlich halb scherzhaft Reisepläne, die nach Jahresfrist sollten von Statten gehn, und da erzählte ich ihm denn auch von den gastfreien Dithmarsen, und von der Liebe, die er als herrlicher Schriftsteller auch in meinem Vaterlande habe. Er sagte dann wohl, daß er sich sehnte nach dem Anblicke des „großen Wasserelementes", und ich sagte ihm einmal, er müsse schon deshalb eine solche Reise machen, damit er nur sich selber verstünde, und einmal recht empfände, wie schön er gedichtet habe:

> Ich höre fern das ungeheure Meer
> An seine Ufer dumpferbrandend stoßen.

So denke ich an alle Gespräche, die ich mit diesem herrlichen Mann geführt habe. Alle Mittwoche, Sonnabende und Montage war ich Nachmittags regelmäßig anderthalb Stunden bei ihm, und Gott weiß, ich freute mich schon des Morgens beim Erwachen auf diese Nachmittagsstunden. Und wenn ich dann zu ihm kam, Gott! wie war [123] der Mann immer freundlich und liebreich. Ich konnte es oft nicht lassen, wenn ich fortging, ihm einen herzlichen Kuß auf seinen Mund zu drücken. Schiller hat es auch gewußt, wie unendlich

ich ihn lieb hatte, und deswegen war ich ihm auch nicht gleichgültig. Wie freute er sich, wenn ich Nächte bei ihm wachte in seinen kranken Tagen, und wie oft hat er sich nicht in Worten, sondern durch sprechende Thaten als meinen wohlwollendsten und treusten Freund bewiesen. —

Wie froh sind wir wieder zu andern Stunden zusammen gewesen, auf Redouten und in anderweitigen Zusammenkünften; da war der Mann wie ein Jüngling von 20 Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, theilnehmend, liebreich, wie das alles in seiner schönen Miene wie ausgeprägt zu sehn war. Kaum ist es ein halbes Jahr, als wir beide und 5 andere auf einer Redoute 9 Champagnerflaschen ausleerten, und als Schiller so recht behaglich und selig war, und keine Scheu hatte, das auf dem großen Saale vor 500 philisterhaften Angaffern zu äußern, wo denn wohl mancher Erzschuft nicht hat begreifen können, aus waserlei Geist solches geschähe. — Wollte ich von seinen heiteren Momenten erzählen, so würde ich unter 20 Bogen nicht fertig. — Wie habe ich den Schiller wiederum von andern nicht bloß liebenswürdigen, sondern ehrwürdigen Seiten kennen gelernt, was er war als Gatte und Vater. Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen und mit ihnen spielen, sich mit ihnen auf die Erde wälzen; nie vergesse ich den innigen Blick, den er manchmal auf seine jüngstgeborene Emilie warf. Es war, als konnte er sein ganzes Glück nicht ausschöpfen, was er in ihrem Besitze empfand, mit solcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen seine Augen auf ihrem Anblicke. Den

8. Mai, ein Tag vor seinem Tode, kam er wieder aus 24stündigem Fantasiren zu sich, und sein erstes Wort war, daß seine Emilie ihm sollte gebracht werden. Die Schillern sagte mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Da hatte der Mann nur noch 24 Stunden zu leben, und er fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte, diesem Kinde Vater zu sein.

Lieben Freunde, ich habe an diesem Manne, diesem cunning'st [124] pattern of excelling nature viel, sehr viel verloren. Aber ich habe auch schöne Erinnerungen von ihm erhalten, die ich zu verlieren nicht einmal im Stande wäre. Auch für mich hat er gelebt, wie für jeden, auf den er mit seinem edlen Herzen gewirkt hat durch Schrift und Wort. Ich bin sehr dankbar gegen Gott, daß ich diesen Mann kennen lernte und zu lieben Gelegenheit fand. Mag mein Schmerz, ihn verloren zu haben, auch groß sein, wie er ist, meine Wonne, ihn gekannt zu haben, ist doch größer und jener schöne Vorzug eines warmen Herzens ihn noch nach dem Hinscheiden herzlich lieben zu können. Ich habe mir eine Haarlocke von ihm geben lassen, die ich mir zu einem Ringe will flechten lassen. Diesen Ring, einen herzlichen Brief von ihm, den ich in Neujahr nach Jena erhielt, und mein Manuskript vom Othello, wo Er dies und jenes hinein corrigirte, will ich als wahre Reliquien von ihm bewahren. Auch einen Tell besitze ich von ihm: er schenkte ihn mir mit einigen freundlichen hineingeschriebenen Worten zu meinem letzten Geburtstage, der Abends in seinem Hause gefeiert wurde.

Zwei Tage nach seinem Hinscheiden ward er begraben.

Schneider hätten ihn tragen sollen, aber dies zu dulden, ziemte uns nicht. Vierzehn junge Leute, und gewiß lauter solche, die es würdig waren den Verstorbenen zu lieben, haben ihn zu Grabe gebracht. Um 1 Uhr Nachts trugen wir die geliebte Last an den letzten Ort hin und nahmen Abschied von ihm. Den folgenden Nachmittag ward ihm in der Kirche eine Feier begangen. Nicht die frostige Rede hat die Gegenwärtigen bewegt, sondern der Anblick der kleinen Emilie, die während der Rede so recht herzlich lachte, und der übrigen Kinder, die ihrem Vater bittre Thränen weinten. Diese waren es, die uns den Verlust versinnlichten, nicht die Schilderung des Geistlichen, die weit ehr auf den Hofrath Voigt gepaßt hätte. Ich will über diesen würdigen Geistlichen nicht spotten, denn was er sagte, war gut und ernstlich gemeint; aber konnte der durch Worte befriedigt werden, der des Verstorbenen Bild im Herzen trug?

Göthen hat dieser Schlag auf die möglichst milde Weise getroffen. Am Donnerstag Abend, als Schiller schon gestorben war, [125] hat die gute Vulpius doch so viel Fassung, daß sie Göthen nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Göthe läßt sich täuschen, aber ahndet was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugethan hat, schlafend, um Göthe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Göthe, der die Vulpius ruhig athmen hört, schläft auch am

Ende ein. Den Morgen entdeckt ihms die Vulpius, aber auf die schonendste Weise, ohne das Wort Tod auszusprechen. Da wendet sich Göthe seitwärts, und weint, ohne eine Sylbe zu sagen. In sanftem Schmerze bringt er den Tag zu, und am Abend schon soll er gefaßt gewesen sein. Ich habe Göthen erst 3 Tage darauf gesehn. Ich weiß nicht wie, aber mir graute und bangte vor seinem Anblick! Auch er hat an die Vulpius gesagt, er wollte, daß er mich erst wiedergesehn hätte. Er hat mir herzliche Worte durch seinen August sagen lassen, und ließ mich mehrmals zu sich bitten; aber ich bin erst den dritten Tag zu ihm gekommen. Als ich wieder vor ihm erschien, da fühlte ichs, daß ich ihm jetzt kein angenehmer Bote war, wie ehemals, wenn Schiller sich wohl befand und ich dies so freudig an Göthe meldete. Ich mußte alle Kraft zusammen nehmen, um den lieben Mann durch keine weichherzige Äußerung oder Miene traurig zu machen. Göthe ist fast noch herzlicher gegen mich und Riemer geworden als ehemals. Wir sind auch nun, einer von uns beiden beständig um ihn. In den ersten 8 Tagen haben wir von Schillern gar nicht geredet. Doch am 18. May ging ich mit Göthe im Park spazieren, da war er in einem bewegten Zustande, wie ich ihn nimmer gesehen habe. Er reihte an Schillers Tod meines Vaters Abgang, und sein volles Herz brach ihm. Da redete er im Gefühl der tiefsten Leidenschaft, er sprach Worte, die mir durch Mark und Bein gingen. Eine Million hätte ich nicht so gern besitzen mögen, als ich in dem Augenblicke wünschte, das Trosteswort aussprechen zu können, daß mein Vater hier bliebe.

Ich mußte weinen vor Wehmuth, und Göthe weinte auch. Wir sind darauf stillschweigend zu Hause gegangen; aber ich ergriff seine Hand, und umklammerte sie mit der meinigen, und folgte ihm so in seinen Garten hinein, wo ich stummen Abschied von ihm nahm. Abends besuchte ich die Vulpius; die sagte mir, er sei noch auf seinem Zimmer eine Zeitlang bewegt gewesen. Unter anderm hatte er gesagt: „Voß wird seinem Vater nach Heidelberg folgen, und auch Riemern wird man über kurz oder lang wegziehn und dann steh' ich ganz allein!" — Nachher ist er wieder heiter geworden. — Glaubt Ihr wohl, lieben Freunde, daß es mir nun möglich wäre, [126] Göthen zu verlassen. Auch hab ichs ihm mehrmal schon seitdem gesagt, daß ich nicht aus Weimar ginge, daß ich sein treuer Gefährte bleiben wolle. —

Göthe ist im Grunde jetzt recht wohl; ein kleiner Rückfall, den er neulich bekam, ward uns von guter Vorbedeutung. Er war diesmal erst nach 6 Wochen wiedergekehrt und so schwach, daß Göthe schon den folgenden Tag auf sein konnte. Ich werde noch manchen seligen Augenblick durch ihn und mit ihm genießen, aber mit der Unbefangenheit, wie im vorigen Jahre genieße ich das Glück nicht mehr ihn zu besitzen.

Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Daß Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem Haupt vorüberzieht.

Ich genieße mein Glück mit dem Gedanken, daß es mir vielleicht morgen geraubt wird. Der Gedanke an Tod und Verschwinden trübt mir die gegenwärtige Stunde nicht, sondern macht sie mir nur ernster und

heiliger. Noch ist er da, und für mich mit ihm eine schöne Lebensstunde. Göthe lehrt mich, Schillers Verlust zu ertragen. Auch ihn nicht mehr zu haben, werde ich zu ertragen im Stande seyn, wenn es Gott will. Möge der Augenblick noch fern sein und möge es mir gelingen, die Zeit bis dahin durch edlen Gebrauch zu verlängern und auszudehnen. Dann will ich standhaft seyn, und ihn, ohne gegen das Schicksal bitter zu sein, hingeben an den, der ihn fordert[1]).

Göthe arbeitet an der Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften. Auch an seiner Optik arbeitet er, um nichts unvollendet zurück zu lassen, und doch ist bei ihm des Unvollendeten noch sehr viel und wird es auch bleiben. Riemer und ich haben hiebei auch unser Geschäft bekommen. Mir hat Göthe ein Exemplar von Herrmann und Dorothea gegeben, mit Papier durchschossen. Ich soll die Hexameter mustern, und alle meine Einfälle unter den Namen Änderungen und Vorschläge beischreiben. Darauf wollen wir Conferenzen halten, und über die Lesarten debattiren. Ihr könnt leicht denken, daß dies für mich ein zugleich angenehmes und lehrreiches Geschäft sein wird.

Seinen Sohn will Göthe nun in die Schule geben; wozu ich mich freue, weil ich nun Gelegenheit habe dem Vater an seinem Sohne nach besten Kräften und auf die einzig mögliche Weise ein Weniges zu vergelten. Riemer bleibt bei Göthe und gewinnt dadurch [127] den Vortheil, mehr um G. sein zu können, was auch ein großer Vortheil für diesen ist. Er hat Riemern lieb wie seinen Sohn, und der verdient es auch. — R. und

[1]) „Auch ... fordert" nur in Abekens Auszug.

ich sprechen täglich davon und machen beständig Plane, wie wir dem guten Manne sein Leben erleichtern können; und er nimmt unsern Willen für echte That.

Auch daß ich den Schillerschen Kindern etwas sein kann, ist mir ein großer Trost. Der selige Schiller sah seine Knaben so gern unter meiner Aufsicht, und sie haben großes Zutrauen in mich gesetzt und lieben mich innigst. Ich hoffe durch einigen Unterricht und durch aufmunternden Umgang auf sie wirken zu können. Den ältesten nehme ich täglich auf meinen Spaziergängen mit, und dann sprechen wir von seinem Vater. Wohl dem Knaben, daß er in aller Unschuld noch nicht weiß, wie viel er verloren hat. Er betrauert jetzt nur einen freundlichen, liebreichen Vater, den andern Werth seines Vaters ahnet er nur erst. Wenn ich dazu beitragen kann, daß er seinen Vater, je älter er wird, je mehr kennen lerne, so werde ich mich glücklich schätzen. Ich werde den Knaben griechischen Unterricht geben. „Voß," sagte mir neulich der kleine Ernst, „zieh doch in unser Haus, Du kannst in Papas Zimmer wohnen." Da habe ich den Jungen mit Thränen in den Augen recht herzlich geküßt. —

Gestern Abend wurde Maria Stuart gegeben, es hat mich unendlich gerührt dieses herrliche Stück, und vieles erinnerte so lebhaft an den edlen Verfasser. Auch Göthe war darin 2 Akte hindurch. Ich wollte noch zu ihm gehn nach der Vorstellung, aber es war um 3/4 auf 10, als ich zu Hause kam, und Göthe war schon zu Bette gegangen. Dafür habe ich heute einen Morgenbesuch bei ihm gemacht um 1/2 7 Uhr, wo ich ihn ungemein

herzlich fand. Der [128] Mann ist mir nun mein Alles in dieser Gegend, denn die Eltern gehn nach Heidelberg. Heute Abend erwarte ich sie von Halle zurück, sie bleiben einen Tag hier, und dann reise ich mit ihnen nach Jena. Das sind denn auch die letzten Ferien, die ich mit ihnen in Jena verlebe. Doch in Zukunft geht es nach Heidelberg in den Hundstags-ferien. Nächstens schreibe ich von unserm jugendlichen Zirkel allhier. Der junge Kannegießer ist ein liebens-würdiger Mensch, voll Eifer und Regsamkeit, nur scheint er mir bis jetzt an einigen überspannten Anforderungen zu laboriren. — Es wäre schade um ihn, wenn er seine Sphäre verkennen wollte, und so viel ich vermag, soll er kein Dichter von Profession werden. Er übersetzt Maid's Tragedy von Beaumont et Fletcher; seine Arbeit wird gut. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Sonnabend über 8 Tagen wird Othello gegeben. Ich habe mich vormals darauf gefreut als ein Kind zum heilgen Christ, aber jetzt ist es mir sehr gleich-gültig, oder vielmehr traurig, denn ich soll ihn ohne Schillern sehn. Ich sagte einmal zu Schillern, wenn der Othello aufgeführt würde, da wollte ich mich nicht wie sonst unter den gemeinen Pöbel unten hinsetzen, sondern oben erscheinen, wo er wäre, und an dem-selben Abend hatte mich Schiller auch scherzhaft unter die dramatischen Schriftsteller als Mitglied aufgenommen. — Wilhelm und Abeken, Ihr beide habt die frohe Laune sowohl, als den Ernst dieses Mannes gekannt, und seine nicht zu nennende Liebenswürdigkeit. Preist Euch des-halb glücklich, wie ich Euch preise.

Nun lebet wohl, Ihr herzlich geliebten, und denkt oft Eures Heinrichs und theilt wie vorher seinen Kummer wie seine Freuden.

Noch bin ich glücklich bei aller Wehmuth, die ich im Herzen trage. Ich habe meine Ältern, ich habe Göthen, ich habe meine Freunde; ich habe daneben die schönste aller Erinnerungen, das Bild meines geliebten Schillers, das mich wie ein Genius umschwebt.

Euer

Heinrich.

---

31. An Wilhelm Iden.

Christoph Wilhelm Iden, Sohn eines Predigers in Osnabrück (geb. 1770), studierte Anfang der neunziger Jahre in Jena Theologie unter Griesbach, Döderlein u. a., widmete sich aber auch philosophischen und philologischen Studien unter Schütz. Seltsamerweise gedenkt er in dem Lebenslauf, den er bei seiner Wahl zum 3. Prediger zu St. Katharinen in O. (den 5. Dezember 1805) einreichte, unter seinen Lehrern des berühmtesten nicht, obwohl er doch Schillers Vorlesungen gehört und in seinem jüngern Freunde die erste Liebe zu Schiller geweckt hatte. Heinrich V. war Iden während dessen Aufenthalt in Eutin, wo er (1797 und 98?) Erzieher der Kinder des Grafen F. L. Stolberg war, näher getreten und bezeugte dem älteren Freunde später öffentlich seine Dankbarkeit, indem er ihm seine Othelloübersetzung zueignete (Mitth. S. 59). J. starb als Superintendent in seiner Vaterstadt (1843), ohne sich, wie der ihm befreundete berühmtere Landsmann Abeken, durch schriftstellerische Thätigkeit hervorgethan zu haben.

31.

[244] Weimar, den 31. Juli 1805.

Du sagst in einem Deiner Briefe: „Heil dem, der die Schulferien einführte“; dieß möchte ich Dir heute

am Eingange des meinigen zurufen, denn seit heute morgen 10 Uhr fühle ich die Wohlthat dieser Einrichtung. Ich habe von diesem Moment an vier freie Wochen vor mir, und da man doch jedes Fest durch eine würdige, feierliche Handlung einzuweihen pflegt, so kann ich wohl nichts würdigeres begehen, als zum frohen Beginne meinem theuren Iden zu schreiben. Du guter Iden, seit ich Deinen letzten Brief empfing, ist ein Jahr verflossen:

Es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt' uns näher an das Ziel.

Ich habe die Feder aus der Hand legen und weinen müssen. Wie ist mir doch in diesem Augenblick das Andenken an meinen theuren Geliebten gegenwärtig — den edlen Schiller, dessen Bild mir wie ein lebendes vor der Seele steht; sie haben ihn vor 12 Wochen ins Grab gelegt, und ich weine noch oft um ihn. — Hättest Du ihn [245] gesehn in seinen letzten Tagen! — ich habe das Bild eines großen Mannes im Herzen; groß war er im Leben, als Vater, Gatte, Mensch, Dichter, aber nie so groß wie in seiner Todesstunde, da war er das Bild der Vollendung; denn so kann nur ein vollendeter Mensch heimgehn!

Du sollst viel von Schiller hören; ich bin in Muße einen recht langen Brief zu schreiben, und ich will nur von Schillern erzählen. Du liesest das gern, und ich denke ja an nichts in der Welt lieber, als an diesen Heiligen, ich freue mich ja jeder Gelegenheit, die mich nöthigt an ihn zu denken, und wohl mir, daß ich Freunde, wie Iden und Abeken habe, denen ich mein ganzes Herz ausschütten kann. — Ehe ich aber fortfahre, höre die Veranlassung zu diesem Briefe.

Seit Neujahr, wo Schiller so sehr kränkelte, bin ich täglich und oft mehrere Tage hindurch stündlich bei meinem Geliebten gewesen. Da suchte ich alles hervor, was zu seiner Aufheiterung beitragen konnte. Jeder Brief wurde ihm vorgelesen. Einmal brachte ich ihm Deine Briefe, in denen Du über Stolberg schreibst, und da Du etwas unleserlich schreibst, las ich sie ihm selbst vor. Sie thaten eine außerordentlich schöne Wirkung auf ihn, er sprach mit Liebe von Stolbergen und vom Briefsteller. Ich erzählte ihm, Du seist sein Schüler gewesen, nannte ihm auch das Jahr; er hat sich angestrengt, Dich ins Gedächtnis zurückzurufen, was aber vergebens war. Ich sprach ihm von Deiner Liebe zu seiner Persönlichkeit und seinen Schriften, sagte ihm mehrere Äußerungen, die ich von Dir in Betreff Schillers gehört zu haben mich besinne, und sagte, „daß Du ihn nicht bloß liebtest, sondern auch Beruf und Fug hättest, ihn zu lieben, weil Du so brav wärst" (verzeih mir, daß ich Dir das alles wiedersage; es soll kein Compliment für Dich sein, sondern Dein Herz soll sich dessen nur freun). — Nun hat Schiller seiner Frau von diesen Briefen erzählt, und sie äußerte gegen mich den Wunsch, ich möchte ihr auch diese Briefe vorlesen. Lange fand sich dazu keine passende Gelegenheit. Erst gestern Abend kam ich dazu, und las sie ihr und ihrer Mutter. — Als ich an die Stelle Deines letzten Briefes kam:

„So wie man die Kleinen durch Gesang in Schlaf „lullt, so kann ich mich auch in manchen Augenblicken „beruhigen und erheitern, so oft ich sein gedenke"

wischte sich die Hofräthin, die an ihren Mann dachte, eine Thräne aus den Augen, und ich selber war auch

so innig bewegt, daß ich nicht in demselben Athem fort-
lesen konnte. — Und als ich da zu [246] Hause kam,
da dachte ich bei mir, morgen Abend soll mein guter
Iden einen langen Brief erhalten.

Wie preise ich mich glücklich, zu einer Zeit nach
Weimar gekommen zu sein, wo es mir noch vergönnt
war, ein ganzes Jahr lang mit Schillern den ver-
trautesten Umgang zu haben. Ich kann mit voller
Überzeugung sagen, er hat auch für mich gelebt, denn
er hat mich zu einem besseren, freieren Menschen ge-
macht, und er lebt noch fort für mich, denn ich trage
in meinem Herzen einen unendlichen Schatz kostbarer
Erinnerungen, die ich alle an den theuren, heiligen
Namen Schiller knüpfe. Und wäre ich wohl einer un-
würdigen That fähig, während ich seiner gedenke?
Solche Männer scheiden nicht von uns in der Todes-
stunde; und es ist wahr und schön, wenn Jesus sagt:
„ich will euch meinen Geist senden, ich will hinfort
unter euch sein." Ich fühle seine Gegenwart mit allen
Sinnen, jeder Spaziergang wird mir durch ihn ge-
heiligt, jede häusliche Freude, die wir in seinem Hause
genießen, wie neulich der Geburtstag des jüngsten Kindes,
wird durch seine empfundene Gegenwart feierlicher und
schöner, und vollends, wenn ich mit seinen beiden Knaben
spazieren gehe, wenn ich die holden Jungen, die ich
nur mit dem 12- und 9jährigen Andreas vergleichen
kann, auf meinem Zimmer um mich spielen oder arbeiten
sehe, da fühle ich mit wehmüthigem, aber doch frohem
Herzen des Vaters Gegenwart. — Seit dem Hingange
Schillers ist mir jede Kleinigkeit von ihm, die in der
Erinnerung weilt, von Werthe, sein ganzes Wesen und

Dasein steht mir vor Augen, und Alles ist wie mit einem Frühlingsglanze umgeben.

Ich habe Schiller den Dichter und Schriftsteller geehrt und geliebt, wie wenige, aber Schiller der Vater war mir mehr, und ein ebenso zärtlicher Gatte und Freund war er. Oft habe ich ihn mit seinen Kindern spielend gefunden; wie klammerten sich die Jungen an ihn, wie küßten sie ihn! manchmal lag er mit ihnen an der Erde, und war da ihr Spielcamerad. Den Blick vergesse ich mein Lebelang nicht, mit dem er einmal in der letzten Krankheit sein jüngstes Kind anblickte. Es war eine Wehmuth und Zärtlichkeit, die mir das Herz durchbohrte. Da ward ich zum erstenmal inne, daß Schiller glaubte, er müsse von den Seinen scheiden. Zwei Tage vor seinem Tode fing er an zu phantasiren, und lag in diesem Zustande 24 Stunden; als er wieder zu sich kam, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen, und küßte es mit Inbrunst und Thränen in den Augen. Wenige Stunden darauf war sein Herz gebrochen.

Ich bin viel um ihn während seiner Krankheit gewesen, besonders aber in der vorletzten, von der er genas. Da habe ich in einem [247] Zeitraum von 10 Tagen 4 Nächte bei ihm gewacht. Diese gehören zu den schönsten meines Lebens. Da habe ich ihn von so viel liebenswürdigen Seiten kennen gelernt, daß ich noch jetzt kaum begreifen kann, wie ein Mensch so liebenswürdig sein kann. Von diesen Nächten wollte ich Dir Tage lang erzählen. Und nie war sein Muth gebeugt, nicht einmal war er launisch und unwillig. Er spaßte über seinen Zustand, und freute sich,

daß er noch so männlich auf den Füßen stehn könne. Ich erzählte ihm einmal, während er ein wichtiges Krankengeschäft verrichtete, launige Dinge, um ihn munter zu erhalten, das erwiederte er mit ähnlichen eben so komischen. Nachher schlief er ein, und als er da so sanft und ruhig auf dem Sofa athmete, da hatte ich eine so kindische Freude, daß ich mich kaum zurückhielt, ihn auf das Herzlichste zu küssen.

Einmal in dieser Zeit komme ich Abends halb 5 Uhr zu ihm; ich fand ihn schlafend, setzte mich zu ihm und las, bis er aufwachte. Endlich geschah dies, nach einer Stunde etwa. Er blickte erstaunt umher, und fing nun recht herzlich zu lachen an: „Ich wollte Ihnen eben guten Morgen sagen, und merke, daß es Abend ist.“ — Und nun erzählte er, daß er von vier Uhr Morgens an „wie ein Eisbär“ geschlafen habe.

Einsmals, wie ich bei ihm wachte, fiel es ihm ein, daß ich keine Pfeife hätte. „Sie müssen rauchen,“ sagte er so treuherzig, „mir schadet das gar nichts.“ Da hatte ich nur Mühe, dieses abzulehnen.

Noch schöner ist folgender Zug. Ich hatte Schillern an einem Donnerstage gesagt, daß ich den folgenden Abend bei ihm wachen wollte, und er äußerte dabei eine große Freude. Am folgenden Tage war ich, während er zu Mittag nach seiner Art speiste, bei ihm, und ging fort mit den Worten: „Um 9 Uhr werde ich mich einstellen.“ Nun wollte er's zu meinem großen Befremden nicht zugeben, und warum? — Denke Dir, der gute Mann hatte gehört, es sei eine große Redoute den Abend, und wollte mir „dem Redoutenfreunde“ meine Freude nicht rauben. — Nach langer Überredung

und Betheurung, ich könnte ohne ihn auf keiner Redoute Freude haben, ließ er es sich gefallen, und freute sich nun von frischem, daß ich bei ihm wachen wollte. Nun sprach er von früheren Redouten, wo wir zusammen poculirt hatten, und sagte äußerst froher Laune: „Auch heute wäre ich in Ihren Kreis auf der Redoute getreten," fügte aber gleich darauf hinzu: „Da hätten Sie doch wohl sich entsetzt, und geglaubt, es sei nicht ich, sondern mein eben abgeschiedener Geist, der Sie heimsuchte!"

Denke Dir, guter Iden, mein Talent Schokolade zu kochen habe ich bei Schillern noch einmal benutzt. Ich habe ihm in einer von [248] jenen Nächten Schokolade im Ofen gekocht, und erzählte ihm, während ich bei diesem Geschäfte kniete, und den Topf rührte, von unseren Zusammenkünften im Bretterkruge. Und das machte dem Manne eine gar große Freude; bei solchen Gelegenheiten pflegte ich immer Geschichten und Anecdoten aus seinem Leben herauszulocken, denn er bezahlte alles, was man ihm zum besten gab.

Als er während dieser Zeit so zusehends genas, da hättest Du die kindliche Freude des Mannes sehn sollen. Wie fröhlich war er, als er zum erstenmal das Theater wieder besuchte; wie heiter erzählte er mir den folgenden Tag, daß ihm der Ausgang gar nicht geschadet habe u. s. w. Da sagte er auch einigemal, daß er mich bald auf meinem neuen Zimmer besuchen wollte, und einmal, als ich ihn von Göthen zu Hause brachte, führte ich ihn an meine Hausthüre, die er sich merkte. — Nun sann ich schon auf ein kleines Fest, womit ich ihn nach meinem Vermögen auf meinem Gartenhause be-

wirten wollte. Ich hatte schon 4½ Laubthaler bloß für Champagner gespart, und wartete nur auf den ersten Frühlingstag, aber sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag.

Ich habe einige herrliche Reliquien von ihm. Sein Stehpult, an dem er 9 Jahre gearbeitet, hat mir die Hofräthin geschenkt, ferner seine beste Tabakspfeife. Seinen Wilhelm Tell hat er mir selbst geschenkt, und gar freundliche Worte hineingeschrieben, und dann besitze ich einige Briefe von ihm, die er mir nach Jena hin geschrieben. Einen, den er an meinen Vater schickte, habe ich Dir durch Abeken zukommen lassen; o halt ihn ja in Ehren. Hier schicke ich Dir auch einige Haare, die von seinem heiligen Haupte sind. Du legst gewiß einen Werth darauf. Du pflegtest mehrmals in Eutin zu sagen: „An dem Manne ist alles liebenswürdig, selbst sein Tabaksfleckchen unter der Nase." Das hab ich ihm einmal wiedererzählt, und er hat herzlich darüber gelacht. Ja wohl war an diesem heiligen Manne alles liebenswürdig!

So viel für heute, mein guter Iden, bald giebt es mehr; denn ich bin noch lange nicht zu Ende, und käm wohl im Grunde nie zu Ende. Deine Schwester muß ein liebenswürdiges Mädchen sein, weil sie eine solche Verehrerin von Schiller ist. —

Schiller hat eine Gattin und vier Kinder hinterlassen, zwei Knaben (die ich so gerne meine lebendige Erbschaft nenne) und zwei Mädchen von 4[!] und 1 Jahr. — Der älteste Knabe, Karl, ist ein schöner Junge von 12 Jahren, schlank gewachsen, lebhaft, [249] freundlich und unbeschreiblich herzlich, recht das

Ebenbild seines Vaters, wiewohl ihm der hohe dichterische Geist fehlt. So war Andreas Stolberg in seinem 12. Jahre, so muß der selige Schiller etwa in seinem 12. Jahre ausgesehn haben. Der zweite, Ernst, ist ein gar biederer Knabe, der die Züge seiner Mutter hat, ein äußerst kluger Junge, von tiefem Geiste, doch ohne Dichtertalent. Diese Jungen sind meine täglichen Gefährten; um 6 Uhr Abends kommen sie zu mir, und holen mich zum Spazierengehn ab, oder zur Mutter, wo wir oft Vorlesungen halten aus der Luise u. s. w. — Du schreibst mir einmal, lieber Iden, „ich weiß nicht, wo mir der Magnet sitzt, daß ich die Kinder so an mich ziehe, es ist weder Verdienst noch Würdigkeit." — Grade so geht es mir mit Kindern, unter andern mit diesen beiden liebenswürdigen Schillerischen Knaben. Sie haben zu mir ein außerordentliches Zutraun, und sind in der Gesellschaft von gleichaltrigen nicht so fröhlich, als in der Meinigen. Ich erzähle ihnen tagtäglich von ihrem Vater, und dann glühn dem Karl die Augen vor Freuden. Ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich mit diesen Kindern die Schriften ihres Vaters lesen und sie mit dem Geiste derselben vertraut machen kann. — Neulich fragte mich Karl: „Sage mir Voß, ist denn der Papa wirklich der größte Dichter gewesen, das hat mir gestern Adolf erzählt." — Du kannst denken, welche Antwort ich dem Jungen gab, und er fiel mir darauf um den Hals, und küßte mich, und wußte mir seine Freude nicht genug auszudrücken. Ein andermal sagte er mir mit großer Freude, „Professor, ich habe eine neue Tragödie angefangen, wenn ich sie fertig habe, sollst du sie lesen." Auch der kleine Ernst

schreibt Tragödien, die bei ihren manchen orthographischen Fehlern gar wunderlich lauten. Der selige Schiller sagte einmal vor einem halben Jahr bei Tische in Gegenwart seiner Kinder: „sie haben auch gar keine Poesie, es sind rechte Philisternaturen.“ — Da hättest Du die Kinder hören sollen: „Papa, ich bin kein Philister, ich will kein Philister sein,“ hieß es. Nun fragte ich den Ernst, was ist denn ein Philister? „Es ist ein garstiges Ding,“ antwortete er mir mit Heftigkeit. Da rufte ihn Schiller zu sich, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. — Schiller sah seine Kinder gern in meiner Aufsicht, dieß seh' ich als eine Aufforderung an, für die Kinder, wie für meine Brüder zu sorgen. Ich gebe ihnen den Griechischen Unterricht, und wenn ich sie darin weit gebracht habe, werden sie mein Stolz sein. — Das 4jährige Mädchen Karolinchen ist ein gutes Kind, voll Empfindung; wenn sie die Mutter weinen sieht, weint sie auch, und fragt zuweilen: „kömmt denn der Papa gar nicht wieder?“ — Mich fragte sie einmal: „Hast du den Papa auch mit weggetragen? hast du ihn zum lieben Gott hingetragen?“ Die kleine Emilie ist ein wahrer Engel, und hat des Vaters Züge. Sie kann noch nicht sprechen, aber ihre Mienen sind Sprache; ich kann mich nicht satt sehn und küssen an [250] diesem holdseligen Wesen. Als dem Vater in der Kirche die Leichenrede gehalten wurde, lachte und kreischte sie vor Freuden und rührte dadurch die Anwesenden mehr als die Worte des Geistlichen, die freilich nur Worte waren.

Vorigen Sonntag fuhr ich mit der Schillerschen Familie auf einen Tag nach Jena zu Griesbachs.

Als wir den Abend zurückfuhren, amüsirte ich die Kinder, indem ich ihnen die Wolken entzifferte. „Ich sehe eine Schüssel mit Krebsen“ sagte der kleine Ernst u. s. w. Karoline sah in den Wolken eine Stadt mit Thürmen und Häusern. In dieser Stadt erblickte sie auch ein großes Haus: „wer wohnt darin?“ fragte die Mutter, — „der liebe Gott,“ antwortete das süße Kind, „aber der Papa wohnt auch darin.“ — Nun, auf diesen Kindern ruht der Segen des Vaters. Es sind Kinder von seinem Fleisch und Blut, aber auch Kinder von seinem Herzen. Ich habe bei Schillers Tode selbst geringe Leute weinen sehn, den Friseur und Barbier, und den Logenschließer im Theater. — Die Schauspieler konnten nicht spielen nach seinem Tode vor Trauer, und selbst als sie zum erstenmal wieder auftraten, spielten sie mit schwerem Herzen. — Mir ist auch oft so, als wenn Schiller nur auf eine Zeitlang weg wäre, aber gefaßt bin ich jetzt sehr, auch wenn mir sein Verlust noch manchmal das Herz schwer macht, und mit banger Sehnsucht erfüllt.

Ich muß mich mit Gewalt von diesem Gegenstande losreißen, guter Iden, um Dir noch etwas von Göthe und meinen Eltern zu melden; und dann wirst Du auch noch wohl gerne ein Wort von meiner Schule und meinen Beschäftigungen hören wollen.

Meine Eltern sind schon volle 14 Tage in Heidelberg, wo sie von nun an leben werden. Ich habe sie äußerst ungern weggehn lassen; allein die begleitenden Umstände waren so vortheilhaft, daß sie diesem Winke des Schicksals wohl folgen mußten. Mein Vater behält seine Holsteinische Pension, und erhält dazu vom

Churfürsten eine zweite Pension von 1000 Gulden. Vom Lande und den paradiesischen Gegenden sind meine Eltern ganz entzückt. Mein Vater ist jetzt so jugendlich, als er es nie war, so lange ich ihn kenne, und meine Mutter ebenfalls. An uns Kindern haben sie auch ihre große Freude. Wilhelm ist Doctor Medicin., ist jetzt in Berlin, geht auf den Winter nach Kopenhagen, und findet dann im Badenschen Lande gewiß sein gutes Brot. Hans wird nach aller Kundigen Zeugnis ein geschickter Architect, und Abraham, der einstweilen noch in Jena geblieben ist, aber Michaelis nach Heidelberg folgt, wird seinem gewählten Fache, Theologie und Philologie auch Ehre machen. — Ich habe für meine Jahre (ich bin 25) gewiß auch schon eine gute Stelle. Etwa 470 Thaler jährlich bei wenigen körper[251]lichen Bedürfnissen an einem nicht theuren Orte, umgeben von lauter geistigen Aufmunterungen, und sehr viel freier Muße (denn ich habe wöchentlich nur 20 Stunden), das nenne ich eine gute Stelle. Alle meine Nebenverdienste durch die Feder wende ich auf meine Bibliothek, und Du solltest nur sehn, wie die zu wachsen beginnt, besonders in der Griechischen Literatur habe ich schon herrliche Werke, und dies nimmt zu von Jahre zu Jahr.

(Schluß und Unterschrift fehlen.)

---

32. An Jean Paul.

Geb. den 21. März 1768, gest. den 14. Nov. 1825.

In einem seiner letzten Briefe an Jean Paul (S. 136) schreibt Heinrich: „Meine Ehrfurcht vor Dir, Du herrlicher Jean Paul, war

so groß, daß ich 1802, als Du in Weimar warst, nicht wagte, Dich dort ohne Empfehlung aufzusuchen. Freilich kostete es herben Zwang; und ich beneidete ordentlich meinen Freund Keßler, der Dir empfohlen war. Dafür ist mir im Jahre 1817 reichlicher Ersatz geworden. Des freue ich mich, in dem Gefühle, daß meine Ehrfurcht gegen Dich noch immer dieselbe ist, was durch nichts als durch meine Liebe zu Dir übertroffen wird." Er trat zu Jean Paul in besonders nahe Beziehungen seit dessen Besuche in Heidelberg (1817), damals, als „das männliche, mehr noch das weibliche Heidelberg" eine förmliche Abgötterei mit dem gefeierten Schriftsteller trieb. Unter den mancherlei Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, war auch die Verleihung der philosophischen Doktorwürde, wozu H. V. als Dekan das überschwengliche Diplom in lateinischer Sprache hatte abfassen müssen (Herbst II, 2, 315). Jean Pauls „Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen" traf mit einer verwandten Seite in Heinrichs Wesen zusammen. Nach dem Urteil der Ernestine Voß sind die Briefe ihres Sohnes an Jean Paul darum von geringerem Werte als die an Truchseß, weil „seine Liebe zu ihm zu sehr in Bewunderung überging" (an Abeken, 19. April 1824); er hatte, wie Herbst (II, 2, 149) sich ausdrückt, „Jean Paul an Stelle von Goethe und Schiller als Heiligen in den Schrein seines leicht entzündeten Herzens gesetzt". Die Vorschule der Ästhetik, für die er sich zuerst begeisterte, nennt H. „unter den reichen Demantgruben des unerschöpflichen Geistes vielleicht die lauterste"; doch gibt er zu, daß sich auch „tolles Zeug", ja „manches beinah ungenießbare" in seinen Schriften finde; indes ist ihm „das selbst nicht zu Lobende daran bedeutungsvoll". Wie übrigens Ernestine berichtet, berührte auch ihn die später stark hervortretende Eitelkeit in Jean Pauls Wesen hin und wieder nicht angenehm (Polle a. a. O. 2, 6. 16, 10). Den Freundesdienst, den Jean Paul sich von ihm erbeten hatte, nach seinem Tode „unumschränkter Ordner, Chorizont und Herausgeber seines ganzen litterarischen Schreibnachlasses" zu werden (Briefw. S. 53 u. 139), sollte Heinrich nicht erfüllen können.

32.

Heidelberg, 29. Oktober 1817.

Es ist 6 Uhr Morgens, und schon eine Stunde lang geh' ich im Zimmer auf und ab, unruhig, fröhlich und bewegt; es ist mein Geburtstag, und Gott sei Dank, ich kann zu mir sagen: „Nun hast du 38 Jahre deinen Eltern zur Freude gelebt, und nie eine Sorge auf ihr Haupt geladen, außer der langen Zeit, da du siech, elend, ja sterbend warst." Meine Eltern werden mir um 7 Uhr ihren Glückwunsch geben, ich selbst hab' ihn mir schon in ihrem Namen gegeben, und in meiner Brüder, in Truchseß Namen, und in meines unaussprechlich theuren Jean Paul. Ach! könnt' ich den Glückwunsch aus Deinem Munde empfangen, Du Geliebter! Dreizehn Jahre sind es heute, da schickte der herrliche Schiller — ungefähr um diese Stunde — sein Söhnchen zu mir mit dem Tell, in den er gar freundliche Worte geschrieben hatte. Wie heimlich war ich mit meinem Geburtstag gewesen, weil ich meinen Schülern, die mich zwei Monate vorher so reichlich beschenkt hatten, nicht neue Lasten aufwälzen wollte! Aber Schiller hatte nach Helmstädt schreiben lassen, und dorther von Bredow mein Geheimniß erfahren. Nun mußt' ich den ganzen Tag bei ihm sein, und eine Feier veranstaltete er mir — nun wahrlich, seinen Sohn hätt' er nicht festlicher feiern können. Ach! es war das erstemal, daß ich diesen herrlichen Mann an meinem Geburtstage sah, und das letztemal; denn nicht volle 6 Monate darauf trug ich ihn unter heißen Thränen an die letzte Stätte, wo er nun im Frieden schlummert.

So lang' ist er todt, und noch immer erstirbt meine Liebe zu ihm nicht, und kehrt mein Geburtstag wieder, so wird die Liebe am innigsten und regsten. Ich habe schon den Tell, der in einem eigenen Verschlosse ruht, hervorgeholt, und kann mich nicht satt sehen an Schillers freundlichen Worten, und an der Haarlocke. Und da ist mir's, als stände er lebend vor mir der freundliche, ruhige, immer sich gleichbleibende, herzliche Mann, den ich nicht bloß in fröhlichen Augenblicken sah, sondern auch in den traurigsten, den ich — o wie oft! — auf die Maskerade geleitete, und nachher in den Tagen der Krankheit, als recht treuer Pfleger bei Tag und bei Nacht, ans — Grab. Noch in jeder Minute kann ich mir seine ganze Gestalt vors Auge führen, was mir nicht mit allen Menschen gelingt, die mir lieb waren oder sind. — Theurer Jean Paul, Dir mußt' ich das sagen, was mir sonst als ein Heiligthum im Herzen verschlossen ruht, Deine Locke, dies theure Geschenk Deiner trefflichen Karoline, liegt ja neben der Schillerschen, und keinen liebte ich nach Schillers Tode so innig, so heiß, als meinen Truchseß und Dich. Ich fühlte mich, als Du mich diesen Sommer auf meinem Zimmer überraschtest, und ich Dir zum erstenmal in das freundlichhelle Auge sah, bei aller Schüchternheit, die mich noch jetzt bei einem Wesen umfängt, das so hoch über mir steht, doch sogleich auf ewig an Dich gefesselt. Bleibe mir gut, Du edler freundlicher Bruder, bleibe mir gut, darum bitt' ich Dich an meinem Geburtstage; so lange wenigstens, bis Du etwas Schlimmes von mir vernimmst; und bei Gott! das soll nie geschehen. — —

Erläuterungen.

Erklärung der Abkürzungen.

Br. = Verweise auf die Briefe in der Zählung der vorliegenden Ausgabe; die Seiten beziehen sich auf die in [ ] dem Texte derselben beigefügten Ziffern der diesem Abdruck zu Grunde gelegten ersten Ausgabe der Briefe.

Charlotte = Charlotte v. Schiller; mit beigefügten Ziffern das oben S. 40 angeführte Buch.

Ernestine = Ernestine Voß. Vgl. Vorwort Anm. 2.

Gespr. = Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr v. Biedermann. 9 Bde. Leipzig 1889—91.

G.-Jb. = Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Bd. 1 ff. Frankfurt a. M. 1880 ff.

Herbst = Johann Heinrich Voß von Wilhelm Herbst (s. Vorwort Anm. 2).

Leben = Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Stuttgart und Tübingen 1830. In den „Erläuterungen" nach der Ausgabe von 1851 angeführt. S. auch „Erläuterungen" zu 7, 19.

Mitth. = „Mittheilungen" nach der Seitenzählung der ersten Ausgabe der Briefe (s. Vorwort Anm. 1).

Palleske = Schillers Leben und Werke (wo nichts andres erwähnt wird, nach der) 12. Aufl., bearbeitet von Hermann Fischer. 2 Bde. Stuttgart 1886.

W. = Goethes oder Schillers Werke in der ersten Hempelschen Ausgabe.

Zu 3, 2 = Vergleiche in den „Erläuterungen" die 2. Anmerkung zum 3. Briefe.

1.

1. neun Tage. Am 12. Februar kam Voß in Weimar an; tags zuvor waren die Eltern, die am 9. dort als Gäste Goethes eintrafen (s. dessen Tagebuch), nach Jena zurückgekehrt. Heinrich nahm als Goethes Gast an der Abendgesellschaft teil, in der die Scene stattfand, die ihn so tief ergriff. „Mir war es lieb," schrieb

er an Abeken (Gespr. Nr. 1472), „daß nun die Vorlesung [der Gedichte seines Vaters] abgebrochen ward. Er [Goethe] stand auf und ging in den Saal; ich folgte ihm. Ich trat weinend (laß mich's nur sagen) zu ihm, und er drückte mir beide Hände: ‚Sie haben einen edlen Vater!‘ Das war alles, was er sagte.“ ... Drauf ging man zu Tisch und die Fröhlichkeit kam zu ihrem Rechte: es ward „gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt [ein übermütiger Einfall Heinrichs gab den Anlaß], und Goethe war jetzt am lustigsten“. Voß bemerkt, daß Goethe auf seinem Zimmer oder bei Spazierfahrten „beständig ernsthaft im Gespräche, aber bei Tische bald heiter ernsthaft, bald grenzenlos lustig“ sei. Auch unterm 19. Februar wird Prof. Voß unter den Gästen der Lesegesellschaft, die sich bei G. einfand, im Tagebuch aufgeführt. S. unten 11.

2. bei angemessenem Gehalte. Nach Brief 31 [S. 250] belief sich sein Gehalt auf etwa 470 Thaler.

3. schwul. Diese Form — die niederdeutsche, auf welche schwül zurückgeht, gilt uns burschikoser und launiger — legt V. Goethen auch in den Mund in einer hübschen Erzählung (Gespr. 8, 280) seines bekannten Abenteuers in Malcesine (W. 24, 25).

4. Ton ... eines Vaters. „Vater“ nennt ihn V. auch in Briefen an Solger und Abeken („der alte Vater“, „der gute Papa“), an Truchseß („damit [mit dem Spazierstock aus dem Palmbaum auf der Akropolis, den ein Däne für G. aus Griechenland mitgebracht hatte] wird der alte Papa recht einherstolzieren, wenn er auf der Straße geht“). Goethe selbst liebte es, wie Ulrike v. Pogwisch erzählt (Gespr. Bd. 8 S. 344), wenn die näheren Hausgenossen ihn — mit der Frankfurter Aussprache — „Vatter!“ anredeten. S. zu 2, 9. 7,3 (Ende).

5. mythologische u. s. w. Dies auf die Homerstudien zurückgehende Interesse des Vaters teilte der Sohn (Charlotte 3, 220). In den altgeographischen Forschungen — „Die Gestalt der Erde“, „Alte Weltkunde“ — entwirft J. H. Voß das Bild des Erdkreises, wie es sich die Griechen bis zur Grenze des Unbekannten gedacht haben. Der berühmte Geschichtsforscher Niebuhr pries V. als Schöpfer dieses Wissenszweigs und dies sein Verdienst daran nannte er „unsterblich“ (Herbst II, 2, 55 ff.).

6. Die mythologischen Briefe (s. Goethes Tagebücher, 15. Februar). Dies Exemplar, voll Randbemerkungen, die aus den Zusätzen in Voßens eigenem Exemplar und losen Blättern abgeschrieben waren, erbittet Heinrich nach achtzehn Jahren im Auftrage des Vaters, der einen neuen Druck vorbereitete, von Goethe zurück (G.-Jb. 5, 89). Die neue Auflage erschien erst 1827 (die erste 1794).

7. horazischen Epistel. Das geflügelte Wort nil admirari (I, 6, 1) geht nach Plutarch auf Pythagoras zurück, der aus der Philosophie die Weisheit geschöpft hatte: μηδὲν θαυμάζειν. Vgl. Wieland, Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt (Leipzig 1801) 1, 126 ff. — platonischen Ausspruch. Im Theaitetos p. 155: θαυμάσαι τὰ πράγματά ἐστιν ἀρχὴ φιλοσοφίας. Vgl. Schiller, „Die Künstler": „. . . der Gedanke sprang aus dem staunenden Gehirn." — Staunen. Goethe bei Eckermann: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze u. s. w." (18. Februar 1829). In einem gewiß auch Goethen bekannt gewesenen Aufsatz „von der besten Art über Gott zu denken" gilt Klopstock, mit dessen höchsten und besten Gedanken sich ja die Goethes vielfach berühren, als die höchste Stufe des Denkens über Gott, das aber von der Empfindung nicht getrennt werden kann — „der Weg zu dem Kopfe muß durch das Herz geöffnet werden" (Schiller im Schlußwort des 8. ästhetischen Briefes) —, die, welche „begleitet und geleitet ist von einem Erstaunen über Gott; das ist das Höchste, wozu außer der Liebe zu Gott ein endlicher Geist fähig ist." Die bedeutenden Worte, die R. Hildebrand (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht Bd. 5 S. 376) in rechte Beleuchtung gerückt hat, lauten: „Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu Gott lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich, aber sich ihr . . . nähern ist auch hier möglich und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?), so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte . . . zugleich und zu einem Endzwecke denken" u. s. w.

8. den edlen Horaz. Nach Riemer (Mitteilungen über Goethe 2, 643) sprach Goethe dem Horaz poetisches Talent nur im Technischen und in der Sprachvollkommenheit, d. h. in der Nachbildung der griechischen Metra und der poetischen Sprache, sowie einer fruchtbaren Realität zu, aber ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden. Den Namen eines Dichters lehnt Horaz übrigens selber ab (Sat. I, 4, 39). Vgl. Böttiger, Litterarische Zustände u. s. w. 1, 154.

9. langen Gesprächs. „Der Genuß am Lesen seiner Schriften," sagt ein Zeitgenosse Goethes (zwischen 1800 und 1818), „reicht lange nicht an den seiner mündlichen Unterhaltung. Er war Meister im Erzählen; es ging aus einem Gusse und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände und der Glanz der Augen erhöhten den Reiz seiner Rede." Gespr. Nr. 1425. Er liebte es „etwas ruhig durchzusprechen, wobei andere oft nur beipflichtend und fragend beförderlich waren, während er eigentlich das Gespräch führte und fortsetzte. Goethe selbst bemerkte einst gegen den Kanzler v. Müller (Unterh. S. 133), daß er immer die alberne Abneigung gehabt, von dem, was ihn gerade am meisten interessierte, zu sprechen, während Schiller „in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen gewußt" habe. Am liebenswürdigsten war Goethe, „wenn er ganz und gar einer epischen Stimmung sich hingab . . . Hier konnte man stundenlang ihm zuhören . . . Die Ruhe, die Klarheit, die Lebendigkeit, der ans Komische hinstreifende, halb feierliche Ton, womit er schilderte, und alles deutlich vor Augen stellte, flößte mit dem Reize der Unterhaltung zugleich ein großes Behagen, ein großes Wohlgefallen am Leben ein, wodurch der Blick sich erweiterte und das Herz von einer schöneren Welt Besitz nahm." (Aus dem J. 1806. Gespr. 2 S. 135.) Aber „die höchste Glorie umleuchtete ihn erst in Augenblicken der Begeisterung, wenn ein lebhaftes Rot die Wangen überflog, deutlicher der Gedanke auf der erhabenen Stirn hervortrat, himmlischer noch die Strahlen seines Auges glänzten, und sein ganzes Antlitz sich zum Ausdruck einer göttlichen Anschauung verklärte" (ebd. 136).

10. Riemer. Friedr. Wilh. R. (1774—1845), gelehrter Philolog und formgewandter Dichter, war 1801 Hauslehrer bei

W. v. Humboldt, seit Oktober 1803 Hofmeister von Goethes Sohn August (geb. 25. Dezember 1789) und später Goethes Sekretär. 1812 wurde er Gymnasialprofessor in Weimar, seit 1816 nach Niederlegung des Schulamts Bibliothekar. In seinen „Mittheilungen über Goethe" zeigt er sich „eitel und wichtigthuerisch, ohne die wohlthätige fromme Andacht" (Rich. M. Meyer, Goethe S. 326) eines Eckermann oder Voß. Doch das Verhältnis zu G. erfuhr in einem täglichen Verkehr von fast 30 Jahren nur selten eine Trübung. Er schaffte Goethen das Material für seine Studien herbei und half aus, wo dieser selbst nicht ausreichend bewandert war; bei der Herstellung der verschiedenen Ausgaben von G.s Werken war er, für die 1806 und 1815 beginnenden als einziger Helfer, beteiligt (Strehlke, Goethes Briefe u. s. w. 2, 90 ff.).

11. Sonntagsgesellschaften. Voß schreibt aus Jena an Hellwag (13. März 1804): „Des Sonntags hat G. gewöhnlich junge Leute bei sich, die er im Deklamieren und guten Vortrag übt. Ich bin zweimal in dieser Gesellschaft gewesen. Wir saßen alle um einen langen Tisch und G. in der Mitte. Jeder las, sobald an ihn die Reihe kam, auch Goethe selbst, so oft es ihn traf. Auf ihn fiel die Trauung im 3. Gesange. Nie hat wohl diese Stelle einen Mann mehr bewegt als Goethe, Thränen traten ihm in die Augen, er konnte nicht weiter lesen." S. oben 1.

12. Vorlesen und Deklamieren (s. oben 9). Goethe selbst bemerkt in der „Campagne in Frankreich" (W. 25, 160), daß er „wegen eines glücklichen, bedeutenden Vorlesens berühmt" gewesen sei. Der Weimarer Gymnasialdirektor C. A. Böttiger berichtet aus dem Winter 1794/95, daß aus Goethes Munde „die härtesten Stellen [in Vossens Homerübersetzung] durch treffliche Deklamation und richtig wechselnde Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde" klangen (Gespr. Nr. 116; vgl. Nr. 136). „Ihn lesen zu hören und zu sehen ist prächtig," schreibt Johanna Schopenhauer im Jahre 1806; „mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Kunst reißt er uns alle mit, obgleich er nicht eigentlich kunstmäßig liest. Er ist viel zu lebhaft, er deklamiert ... Auch spielt er jede Rolle, die er liest, wenn sie ihm eben gefällt, so gut es sich im Sitzen thun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüt den lebhaftesten Eindruck; er

erklärt sie, liest sie zwei- dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind ... Er hat etwas so rein Einfaches, so Kindliches. Alles, was ihm gefällt, sieht er leibhaftig vor sich; bei jeder Scene denkt er sich gleich die Dekoration und wie das Ganze aussehen muß." Ein andrer Verehrer, Rat Grüner, hörte ihn (am 22. August 1822) Manzonis Ode auf den Tod Napoleons in seiner Uebersetzung (s. W. 2, 467) vorlesen und berichtet darüber: „Welch ein Lesen! Er war wie in einem verklärten Zustande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus seinen Augen" (Gespr. 4 S. 190); und ein andermal nach dem Vortrag seines Gedichtes „Charon" (W. 28, 568): „Welches Feuer, welche Blicke! und welche Stimme, abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde!" Ebenso ist ein andrer Verehrer des 78jährigen Dichters überrascht durch die Wahrnehmung, daß „der sonore Baß seiner Stimme noch eine ungemeine Weichheit hatte und der feinsten Modulationen fähig war" (G. Parthey, Ein verfehlter u. s. w. Besuch bei Goethe 1883, S. 42). Freilich, wie Goethe selbst gegen Eckermann gestand (den 25. Januar 1830), hatte es ihn „auch Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen". Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller S. 16.

13. Luise. „Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen" erschien als Ganzes 1795, in einzelnen Gesängen 1782—84. Voß preist darin das Stilleben des Landpfarrers als sein Lebensideal und spricht seine eigenen religiösen Lebensüberzeugungen aus. Goethe bekennt in der „Campagne in Frankreich" (W. 25, 160), daß er die Luise in der noch nicht gekünstelten Erweiterung — von ursprünglich 1312 Versen schwoll das Gedicht im J. 1795 auf 1860 an und in der letzten Bearbeitung von 1823 gar auf 2825 — „leidenschaftlich verehrt und gerne vorgetragen" habe, und an Schiller schreibt er 1798, er habe sie so oft gelesen, daß er „einen großen Teil davon noch auswendig wisse". (Vgl. Brief an J. H. Voß, den 6. Juli 1795.) Ebenso günstig urteilte Schiller über die Dichtung (1795) in der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" (W. 15, 526): „Mit einem solchen [echt poetischen] Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Litteratur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentali-

schen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedichte aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug teilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren." Dieser Schätzung gaben die Xeniendichter in Vossens eignem Homerdeutsch (vgl. Odyssee 1, 370) einen schönen Ausdruck:

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Altertums nach."

Durch die kleinliche Art, wie Voß Goethes überragende Dichtung „Hermann und Dorothea" aufnahm, verrät er das stille Eingeständnis der Ueberlegenheit seines größeren Nachfolgers, der in der „Elegie" ihm doch so sinnig gehuldigt hatte. Zu einer offenen Anerkennung vermochte sich Voß nicht zu erheben. Als der junge Tieck 1799 in einer Begegnung mit dem so gerne „absprechenden" Manne, da dieser die Hexameter in H. und D. tadelte, ihn auf den „Siebenfüßler" hinweist (s. Einl. S. 27 Anm. 40), ist Voß durch diese Entdeckung angenehm berührt und ruft ganz freudig aus: „Sie sind ein vortrefflicher junger Mann! wie danke ich Ihnen das!" (Herbst II, 2, 122). Das drückte ihm Goethen unter ihm herunter. Denselben Verdruß empfand er an der Vortrefflichkeit der Hexameter in A. W. Schlegels Elegie „Rom", deren Durchlesung ihm nach seinem eigenen Ausdruck einen kalten Fieberschauer erregte; „da ist kein Jota zu bekritteln, und das heißt recht die Sprache in Ketten und Banden schlagen." So berichtet Brentano, gegen den Voß die Aeußerung that, an Arnim am 23. Dezember 1805 (Reinhold Steig, Achim von Arnim. Stuttgart 1894, Bd. 1 S. 156. Vgl. auch Briefe von J. H. Voß 3, 2, 50). Uebrigens weist Herbst (a. a. O. S. 159) in Vossens Uebersetzung der horazischen Satiren ein viel schlimmeres Ungetüm nach — der Goethesche Siebenfüßler ist immerhin lesbar.

14. Trauung. Luise 3, 310 ff. Diesen Abschnitt übersetzte Mad. de Stael (1810) in ihrem berühmten Buche De l'Allemagne (chap. XII), um ihr Urteil von der pureté touchante,

worin sie den Hauptreiz des Voßschen Gedichtes sah, zu erweisen. Voilà de la vraie simplicité, schließt sie, celle de l'âme, celle qui convient au peuple comme aux rois, aux pauvres comme aux riches.

15. er weinte (s. oben 1). Bekannt ist, daß Goethe auch „Hermann und Dorothea", besonders den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, nie ohne tiefe Herzensbewegung vorlesen konnte: „so schmilzt man bei seinen eignen Kohlen," sagte er, indem er sich die Augen trocknete. Das einfach gesehene Wahre, bemerkt H. v. Stein (Goethe und Schiller S. 59), rührte Goethe oft bis zu Thränen. Vgl. Goethes Unterhaltungen mit Müller (28. April 1819). — mit einer Innigkeit. Fast mit denselben Worten berichtet er darüber an Hellwag und fügt hinzu: „Ich konnte von nun an meine Augen nicht von ihm wenden, denn er sah aus, wie ein verklärter Heiliger." Vgl. oben 12 gegen Ende. — Liebe zu meinem Vater. Vgl. Mitth. S. 64. Gespr. mit Eckermann 3, 133 (Einl. S. 34).

16. Voß in Eutin. Luise 3, 614. Das Lied erschien als „Hochzeitslied" zuerst im Hamburger Musenalmanach mit Melodie von seinem Freunde P. A. Schulz.

17. Stael. Anne Germaine Baronin v. Stael-Holstein geb. Necker (1766—1817) lebte seit 1802, nach dem Tode ihres Gatten, des schwedischen Gesandten Baron v. Holstein, an verschiedenen Orten Deutschlands, Rußlands und der Schweiz. Am 13. Dezember 1803 traf sie in Weimar ein, als Goethe, dem sie in einem Briefe (28. April 1799) bekannt hatte, daß der Werther in ihrem Leben Epoche gemacht habe comme un événement personnel, in Angelegenheiten der Litteraturzeitung (s. zu 2, 6) grade in Jena weilte. Obwohl der Herzog einen Expressen nach ihm schickte, in Weimar zu erscheinen (Frau v. Stein an Fritz v. Stein, 16. Dezember 1803), schützte G. die Vorarbeiten der Litteraturzeitung vor. Aber sie hielt geduldig aus, bis der Ersehnte eintraf. Nach Durchlesung ihres Essai sur les fictions, den er für Schillers Horen (1796) übersetzt hatte, fand Goethe (an Schiller Oktober 1795) die Schriftstellerin „einseitig", aber „gescheut und ehrlich". W. v. Humboldt, der sich in seiner Schätzung stets gleich

blieb, sprach ihr bei aller Anerkennung doch das ab, „was wir schöne Weiblichkeit nennen, und bei einem bewundernswürdigen Verstand," sagt er, „ist sie nur selten, was uns geistvoll heißt." Für Goethe bestätigte sich, was Lotte Schiller ihm (d. 14. Dezember) über den Ankömmling geschrieben hatte, daß sie immer nur unterhalten sein wolle. In den Tag- und Jahresheften schildert er (W. 27, 101 ff., dazu 318 f.) ihr Wesen und die Absichten, die sie nach Weimar geführt hatten: „sie wollte unsere Zustände ... das sittliche, gesellige, litterarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten," aber „auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist ... zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf u. s. w.". Am 24. Dezember fand bei der Herzogin-Mutter die erste Begegnung statt, über die Goethe den Freunden berichtete (Gespr. Nr. 1469): „Es war eine interessante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; sie spricht gut, aber viel, sehr viel." (Nicht unwitzig bezeichnete sie Lord Byron als die Dame, die „Oktavbände schreibt und Folios spricht". Blennerhassett Bd. 3 S. 394.) Schiller hatte ihn (Brief vom 21. Dezember) auf sie vorbereitet (vgl. Goethe W. 27, 98): „Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." Diese Redseligkeit und ihre französische Volubilität heben sämtliche Briefsteller des Weimarer Kreises bald mehr bald minder nachsichtig hervor. In den Annalen heißt es (W. 27, 102): „sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten, dies war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft". Frau Rat schrieb (d. 13. Januar 1804) über den Besuch der Französin, die sie in ihrer ruhigen Behaglichkeit gestört hatte: „Mich hat sie gedrückt, als wenn ich einen Mühlstein am Hals hangen hätte — ich ging ihr überall aus dem Wege, schlug alle Gesellschaften aus, wo sie war, und atmete frei, da sie fort war. Was will die Frau mit mir?? Ich habe in meinem Leben kein ABC-Buch geschrieben und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren." (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 4 S. 254.) Vgl. den köstlichen Bericht Bettinas über die „Entrevue" in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (3. Aufl.) S. 185, der wohl nicht so ohne weiteres in den Bereich der Dichtung zu verweisen ist.

18. treibe sie in die Enge. Riemer (Mitth. 2, 497) berichtet, Goethe habe ihm gesagt, daß er Frau v. Stael durch seine Argumente so ins Enge getrieben habe, daß es beinahe den Anschein gehabt hätte, als ob sie die Decke durchbrechen und gleich einer zornigen Fee zum Dache hinaus in die Lüfte fahren würde.

19. räsonniert u. s. w. Wilhelm v. Humboldt, der sich nach seiner Rückkehr aus Spanien in Paris aufhielt und Frau v. Stael während vierzehn Tage täglich sah, rühmte (an Goethe, den 30. Mai 1800) an ihr grade, daß sie „der Natur in dem Gefühl ihr Recht" lasse; sie „räsonniert nie", betont er, „wie hier so gewöhnlich, bis alle Wahrheit mit Stumpf und Stiel vertilgt und alles in Schall und Wort aufgelöst ist, sondern räsonniert sich vielmehr immer auf die Punkte hin, bei denen das bloße Räsonnement nun nichts mehr ausmacht, ist immer unparteiisch und vielseitig in ihren Ansichten und groß und edel in ihrer Empfindungsart." Schiller (an Goethe, 21. Dezember 1803): „Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkeles, Unzugängliches u. s. w. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr u. s. w." Goethe (W. 27, 102 f.): „Philosophieren ... war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft ... Dabei hatte sie immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der andre sagte. Durch alles dies war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat." „Gegen ihre französische Volubilität aufzukommen, ist eine zu harte Aufgabe," meinte Schiller (an Goethe, 20. November 1803. Vgl. 5, 128). Schärfer beurteilte sie dieser, milder Goethe, der ihr Buch über Deutschland (W. 27, 104) „ein mächtiges Rüstzeug" nennt, „das in die chinesische Mauer antiquierter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach". (Vgl. dazu Goethe an Frau v. Grothuß, den 17. Februar 1814 und Knebel an Goethe, 12. März 1814.) Knebel rühmte an dem Buch die Kraft, „uns zu erheben" (G.-Jb. 5, 132). —

Vor der persönlichen Bekanntschaft schrieb Schiller (20. Juli 1798) nach Lesung ihrer Erzählungen an Goethe, daß sich in ihnen „die gespannte räsonnierende, und dabei völlig unpoetische Natur, oder vielmehr diese verstandesreiche Unnatur sehr charakteristisch darstelle"; aber er lobt auch „hübsche Reflexionen, woran es ihr nie fehlt und die ihren durchdringenden Blick über das Leben verraten". Ueber ihren Aufenthalt in Weimar und ihre Beziehungen zur deutschen Litteratur überhaupt handelt eingehend Lady Blennerhassett, Frau v. Stael, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur (3 Bde. 1887 ff.) im 3. Bd. S. 1 ff., insbesondere über die Wirkung, die ihr Buch De l'Allemagne im Auslande für die Schätzung deutschen Geisteslebens gehabt hat (S. 368 ff. 391).

20. Die Tabakspfeife ... anstößig. Der Tadel bezieht sich auf Luise I, 298. Den deutschen Dichtern, klagte Frau v. Stael, fehle das feine Gefühl des Schicklichen (Gespr. Bd. 1 S. 259), worin ihr Knebel, der ehemalige Offizier und Prinzenerzieher, recht gab; er meinte, es mangle unsern größeren Dichtern an einem gewissen Takte, den man mehr aus dem Umgang und der Welt, als aus der Betrachtung nehme. W. v. Humboldt bemerkte in dem (Anm. 19) erwähnten Briefe doch auch im Hinblick auf die Befangenheit im Urteile seiner Klientin, daß es „in manchen Stücken dieselbe Leier" sei, „wie weiland beim Père Bouhours" (1628—1702), der die dem französischen Nationalgefühl schmeichelnde Frage, ob es auch anderwärts als in Frankreich beaux-esprits geben könne, namentlich für Deutschland verneint hatte; begreiflich, da er die Deutschen nebst den Moskowitern zu den peuples du Nord zählte, mit deren temperamens grossiers et les corps massifs sich le bel esprit nicht vertrage. Vgl. Rud. Hildebrand in Grimms deutschem Wörterbuche (unter Geschmack 4) und in der Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 7, 253. Und der genannte Genosse der Weimarer Dichter, Knebel, schließt eine Klage über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Sprache (in einem Brief an Karoline v. Wolzogen. Litt. Nachl. 2, 276) mit den leidigen Worten: „wenn es möglich wäre, daß Deutsche Geschmack hätten," den er mit einer galanten Wendung an die Freundin nur noch bei den Schriftstellerinnen findet.

21. Delille (1738—1813) besonders als didaktischer Dichter in Frankreich berühmt.

22. Kotzebue. August v. K. (geb. zu Weimar 1761, von Sand 1819 ermordet) siedelte sich, nachdem er in Petersburg, Wien und Weimar als Theaterdichter und -Direktor thätig gewesen war, 1801 dauernd in Weimar an. Neben Iffland war K. einer der fruchtbarsten Bühnendichter der Zeit (s. Wahl, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Schr. der Goethe-Gesellschaft 6, 218 ff.), dessen eigentümlicher Begabung, besonders seinem Talent für alles Technische, auch Goethe gerecht wurde (W. 27, 331 ff.). Eine Zeitlang beherrschte er die Bühne und wurde über Goethe und Schiller erhoben, ja in den höchsten Kreisen für den deutschen Shakespeare gehalten (vgl. Schiller, „Shakespeares Schatten"). Sein „sensationelles Ehebruchsdrama" „Menschenhaß und Reue" (1789), „dessen Bühnenerfolge bis an die Gegenwart reichten," traf der Spott des bekannten Xenion, wie die Plattheit der ganzen Komödie, insbesondere das von dem Dreiblatt Schröder, Iffland, Kotzebue gepflegte „Familiengemälde", „die bloß Ausleerungen des Thränensacks bewirken," in wuchtiger Satire gleichfalls 1796 gegeißelt wurde (Erich Schmidt, Xenien. Schr. der Goethe-Ges. 8 S. 186). Kotzebue verstand sich auf alles; Ritterschauspiel wie Idylle, „die gröbste Rührung bis zur gröbsten Lustigkeit"; Vers und Prosa war ihm recht, wie es kam, gleißende Tugend und reuemütiges Verbrechen. Uebrigens beruhen auf wirklich unsittlicher Grundlage (nach O. Lyon, Gespr. Bd. 9 S. 77) von seinen 211 Theaterstücken — 165 sind sittlich unbedenklich — nur 5. Unter den 600 Stücken, die während Goethes Theaterleitung von den Weimarer Schauspielern aufgeführt wurden, erreichte K. mit 87 Stücken die höchste Zahl, und noch heute erscheinen auf der Bühne u. a. „die deutschen Kleinstädter", „die beiden Klingsberg". Seitdem er im Jahre 1800 von A. W. Schlegel in dem Stück „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue" verspottet worden war, machte er es sich zum Geschäft, Goethen, der damals mit den Brüdern Schlegel verbunden war, in jeder Weise zu schmähen, ohne daß dieser aber die Angriffe je erwidert hätte. „Eine gewisse Nullität," sagt Goethe, „quälte und nötigte ihn, das Treffliche herunterzusetzen,

damit er selber trefflich scheinen möchte." Dazu W. 3, 297 f. Näheres über Kotzebues Verhältnis zu Goethe bei O. Lyon a. a. O.

23. Die Hussiten. Diese pièce détestable (Mad. v. Stael) wurde am 15. (und 18.) Februar aufgeführt. „Goethe," schrieb Voß an Abeken (Gespr. Nr. 1473), „saß derweile ruhig in seinem Zimmer. Seinen Geist (so heißt der Bediente) schickte er ins Theater, und der arme Schelm mußte bei jedem Akt zu Hause laufen und das Gesehene erzählen ... Goethe hat gegen seinen Sohn ein Kopfstück verloren über die Stelle: ‚Dicke Pfaffen knistern in den Flammen,' von der er behauptete, sie könnte nicht darin stehen."

24. lacrimosa ... Pupi. In den Briefen des Horaz (I, 1, 67). Wieland bemerkt in seiner Uebersetzung zu der Stelle, daß ein Scholiast uns die Grabschrift des Pupius erhalten habe, die „uns die Mühe erspare, den Verlust der thränenreichen Trauerspiele zu beweinen ... Aus dem Schicksal der seinigen — fügt er mit leichtverständlicher Anspielung hinzu — können sich diejenigen das ihrige weissagen, die sich auf die Thränenbäche so viel zu gute thun, die man bei ihren Stücken in gewissen deutschen Hauptstücken vergossen haben soll."

25. Klimms Unterwelt. „Nicolai Klims Unterirdische Reise u. s. w." ist der Titel der deutschen Uebersetzung (1741) von des Dänen Ludwig Holberg weit verbreiteter Nachahmung des Swiftschen Gulliver, die lateinisch geschrieben war, aber bald ins Dänische übersetzt wurde. Heinrichs Anspielung geht auf eine Stelle im 9. Kap. (S. 180 f.), wo unter den Strafen, die im Lande Mütak an den schlechten Bücherschreibern vollzogen werden, oder vielmehr Medikamenten, die sie von den schlechten Stoffen reinigen sollen, ein Buch genannt wird, dessen Durchlesung die von Voß bezeichnete Wirkung hat, d. h. „wenn sie frühmorgens geschieht, sechs Stühl verursachet".

26. Herodes vor Bethlehem. Der vollständige Titel: „H. vor B., oder der triumphierende Viertelsmeister; ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen; als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg," Leipzig 1803 (3. Aufl., 1807), eine Parodie auf die Kotzebueschen Rührstücke, deren ganze Nichtigkeit darin aufgedeckt wurde. Verfasser war Siegfr. Aug.

Mahlmann in Leipzig (1771—1826), Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt" und Dichter der beliebten Burschenlieder „Weg mit den Grillen und Sorgen" (1798), „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust" (1808).

27. Unkosten. Die Wahl des Repertoires am Weimarer Hoftheater, dessen Leitung durch eine treffliche Finanzwirtschaft gestützt war, beeinflußten ohne Zweifel auch pekuniäre Rücksichten, wenn sich Goethe auch nicht hieran band (Burkhardt, Theaterdichter und Honorare in Weimar, Viertelsjahrsschr. f. Litt.-Gesch. 3, 476). Goethe hat „auch hier wie überall ruhig, einsichtsvoll und redlich nach bestem Gewissen und Vermögen für seine Zeit gearbeitet". (Cl. Brentano bei Suphan, Schriften der Goethe-Gesellschaft 6, XXXII.)

2.

1. abermals in Weimar. Auf Goethes Einladung vom 21. März, die Feiertage als Stubengenosse seines August in W. zuzubringen (G.-Jb. 7, 329), vom 29. März bis zum 6. April (s. Goethes Tagebuch). — Der Hofmeister von August v. Goethe (geb. 25. Dezember 1789) war seit Oktober 1803 Riemer (zu 1, 10). August begleitete zuweilen seinen Vater zur Familie Voß. Während des Aufenthaltes in Jena beschäftigte Voß, mit dem Goethe traulich über den Erziehungsplan des „gar lieben lebendigen Knaben" sprach, diesen täglich eine Stunde, wohl auch länger. „Ein paarmal," so erzählt Ernestine (Br. an J. G. Voß III, 2, 57) „ging dies zu gegenseitiger Freude, solange die Sache dem Knaben noch ein Spiel schien. In der Folge schlief er das Buch vor sich habend ein. Voß erzählte dies Goethe mit Laune, und fügte hinzu: ‚Ich will nicht bestimmen, ob die Schuld an mir oder an August liegt, denn wir haben beide Gefallen aneinander.'" Im Herbst 1808 sandte Goethe den „schwarzäugigen, braunlockigen Jüngling" auf die Universität Heidelberg, wo er im Voßschen Hause kindlich unbefangen verkehrte und sehr geliebt wurde. Das einst gegebene Versprechen, ihm am Neckar wie an der Ilm ein Freund und Bruder zu sein, löste Heinrich redlich ein. In seinen Briefen aus Heidelberg erscheint August als „ein Bild der Gesundheit, aufgeschlossenen Sinnes, zutraulich, sorglos, harmlos,

leutselig" (Suphan im G.-Jb. 10, 70). Trotz des Vaters Liebe und des Sohnes Verehrung war das Verhältnis zwischen beiden später kein erfreuliches; August litt unter der Unselbständigkeit, in der er fortwährend vom Vater gehalten wurde, und der Bürde, der er nicht gewachsen war, der Sohn eines großen Mannes zu sein (Strehlke, Goethes Briefe 1, 212). Bei allen Talenten fand er keine gesunde Thätigkeit und starb „nach einem leeren Dasein einen jähen Tod" (Rich. M. Meyer, Goethe S. 507). In Rom liegt er begraben an der Pyramide des Cestius, wo Goethe einst in schwermütiger Anwandlung das eigene Grab meinte finden zu können (an Fritz v. Stein, 16. Februar 1788).

2. holbergische Bauerjunge. Holbergs Komödien lernte Voß wohl schon in Eutin kennen (vgl. zu 1, 25); jedenfalls befand er sich auch (vgl. Mitth. 89) unter den jungen Freunden des Griesbachschen Hauses, in deren Mitte der ehrwürdige Kirchenrat in seinem Garten, an kalten Herbstabenden um ein trauliches Kaminfeuer sitzend, die Lustspiele Holbergs vorlas (Abeken, J. J. Griesbach. Zeitgenossen S. 31). Die Anspielung hier geht auf das Lustspiel „Der verpfändete Bauerjunge" (Den pantsatte Bondedreng), beweist aber eine ganz flüchtige Bekanntschaft; denn nicht der verschuldete (so!) Leerbeutel (so!), sondern seine Wirtschafterin hat den Bauerjungen in die Kleidung ihres Herrn gesteckt und ihn somit in den Pfalzgrafen verwandelt.

3. Geist und Leben. Mitth. 16. — von den Dingen. Daß „Goethes Sprache ganz durchzogen ist von dem Bestreben, die menschlichen Dinge von abgenutzten, nichtssagenden Worten zu befreien und nur sachgemäß darzustellen", daß er „sich überhaupt gegen Worte als bloße Worte streitend und abwehrend verhielt sein Leben lang", daran erinnert Rud. Hildebrand in dem schönen und tiefdringenden Aufsatz „Zu Fausts Glaubensbekenntnis" (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht Bd. 5 S. 371), der an einigen wichtige Kernbegriffe wiedergebenden Worten den Sachverhalt verdeutlicht. Vgl. auch Unterh. mit dem Kanzler v. Müller (S. 85): „Die Nachahmung der Natur durch die Kunst ist um so glücklicher, je tiefer das Objekt in den Künstler eingedrungen und je größer und tüchtiger seine Individualität selbst ist. Ehe man andern etwas darstellt, muß man den Gegenstand erst in sich selbst neu producirt

haben". S. auch zu 3, 3. — erbärmliche Stoffe. Mitth. 16. — Herzerhebendes. Mitth. 15. 38.

4. feuriges tiefes Auge (zu 1, 9 und 12; 27, 6). Das klare, große, durchforschende Auge — die großen, hellen Augen schon in Jung-Stillings Schilderung des jungen Goethe von 1770 — gab auch der Erscheinung des greisen Goethe etwas Hoheitsvolles. Aus diesen Augen „strahlt das seelenvollste Feuer" (Mitth. 38). Die ganze äußere Erscheinung schildert V. überaus lebensvoll im 27. Briefe. Manchmal ist sein Blick „furchterregend" (Mitth. 10). So hält er, als ihn beim Vortrag einer Ballade eine Dame durch unwillkürliches Lachen stört, plötzlich inne und „strahlt sie alle mit den feurigen Augen eines donnernden Jupiters an" (1806. Gespr. Bd. 2 S. 141). Der Kanzler v. Müller bemerkt nach seiner ersten Begegnung mit Goethe (Dezember 1808) in sein Tagebuch: „Sein Auge ist scharf." (Vgl. auch zu 1, 9.) Der Berliner Buchhändler Dr. G. Parthey, der im Jahre 1827 das Glück hatte, den „ehrwürdigen Patriarchen" im Kreise der Familie zu betrachten, wie er in heiterster Laune dasaß, „wie eine Sonne Behagen ausstrahlend", spricht in dem köstlichen Büchlein: Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827 (Berlin 1883) S. 72 voll Bewunderung von den „großen braunen Augen", die bald „unbeschreiblich sanfte Blicke und dann wieder Feuerfunken werfen konnten". Wie einst Wieland den Dichterjüngling, der den älteren Genossen bei seinem ersten Erscheinen eroberte und fortriß, begeistert pries als „echten Geisterkönig herrlich und hehr"

„Mit seinem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu trösten und zu entzücken."

— furchterregender Blick. Von Schiller berichtet der Philosoph Schelling aus dem Jahre 1798 (Aus Schellings Leben. Leipzig 1869. Bd. 1): „Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort ver-

legen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem sonst bemerkt habe."

5. Götz. Vielleicht denkt V. an die Worte des Bruder Martin: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen."

6. Literaturzeitung. Für das Gedeihen der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", die er an Stelle der mit Professor Schütz nach Halle übergesiedelten „Allgemeinen Literaturzeitung" 1804 ins Leben rief, war Goethe unermüdlich thätig und gewann selbst J. H. Voß, der sich sonst nie zum Rezensieren herbeigelassen hatte, als eifrigen Mitarbeiter.

7. Recension von meines Vaters Gedichten. Die Goethesche Rezension der lyrischen Gedichte von J. H. Voß erschien in der Jen. Allg. Lit.-Z. Nr. 91 u. 92 (s. W. 29, 432—444). Die Kritik, die Goethe als besonderen Freundschaftsdienst übernommen und vorsichtig erwogen hatte, nennt Herbst mit Recht „ein kleines diplomatisches Meisterstück, an welchem die Freundschaft, die Klugheit und feinstes Verständnis gleichen Anteil haben ... Das Was, nicht das Wie kommt vor Allem zur Sprache". Neid und Klatschsucht verbreiteten freilich das Gerede, die Rezension sei eine Satire, die jeder dafür nehme, nur der nicht, der von sich selbst so über Gebühr eingenommen sei (Ernestine, Briefe von J. H. Voß III, 2, 63). Noch viele Jahre später (1814), als Voß der Vater den Plan gefaßt hat, sein Leben zu beschreiben, schreibt Heinrich an Truchseß (S. 53 ff.): „Wenn alle Welt meinen Vater so in seinen Gesängen zu erkennen wüßte, wie Goethe in der Recension der Gedichte, oder auch nur wenn diese Recension, ein paar Stellen ausgenommen, wo Goethe geirrt hat, den Gedichten als einleitender Commentar vorausgedruckt wäre, so wäre vielleicht keine Selbstbiographie als eine Art von moralischer Ehrenrettung notwendig ... Welch eine schöne Zeit war das für mich, als Goethe diese Recension dichtete, denn sie ist wahrhaftig ein Werk des Genius! ... Ach! es waren selige Stunden für mich, und mit welcher Wärme sprach er unaufhörlich von meinem Vater, der so ganz durch diese Gedichte in ihm aufgegangen war!" S. auch zu 27, 6. — die gerührte Stimmung. Beim Vorlesen der

genannten Lieder „liefen Goethen die Thränen über die Backen“ (an Hellwag, 27. April 1804). Vgl. Br. 27.

8. Sonnabend ... Macbeth. Shakespeares M., dessen Schillersche Bearbeitung (1800) so viel zur Einführung des großen Briten in Deutschland beitrug, wurde am 7. (und 14.) April aufgeführt. Die Hexen junge Mädchen. Dies ist ein Irrtum, der dadurch nicht begreiflicher wird, daß Heinrich ihn an Jean Paul (Februar 1818) wiederholt. Gegen die befremdliche Behauptung von Voß sprechen Schillers Worte, die er Banquo sagen läßt: „Sieh! wer sind diese da, so grau von Haaren u. s. w., jede seh' ich den verkürzten Finger Bedeutend an die welken Lippen legen“ (Palleske 2, 323). S. auch Goethe an Schiller (16. April 1804) Nr. 961. Solger, der 1800 der Aufführung in Lauchstädt beiwohnte, wo „aus den Hexen große, kolossale Figuren geworden, von männlichem Ansehn, die sich langsam und feierlich bewegten“, nahm mit Recht an „so edlen Gestalten“ Anstoß, da zu ihnen „die volksmäßig schauerlichen Gesänge nicht recht stimmten“, seinem Gefühle nach auch „immer mehr Phantastisches in den alten Weibern“ liege. Nachgel. Schriften Bd. 1 S. 7.

9. lieber Sohn. Vgl. Br. 4 S. 19, Br. 7 S. 36 und Br. 27 S. 106. Am 26. August 1805 schreibt H. an Hellwag: „Goethe ist mir ein zweiter Vater mit wahrer Vatertreue, und mein ganzes Streben ist, auch ihm, wie meinen Eltern, ein lieber Sohn zu bleiben.“ S. auch zu 7, 3 am Ende.

3.

1. neue Heimat. Am 25. Mai wurde Voß durch die Oberkonsistorialräte Wahl und Günther, denen nach Herders Tod (18. Dezember 1803) als stellvertretenden Ephoren „die Oberaufsicht über das Gymnasium“ übertragen wurde, in sein Amt feierlich eingeführt (O. Franke, Regesten zur Geschichte des Gymnasiums zu Weimar. Progr. 1887). S. Br. 27^b S. 109. — von meiner Schule. S. Br. 27 S. 108 f. — ins Paradies. Nach diesen Worten bietet der Abdruck der Briefe im Sophronizon noch eine fast kindlich-frohe Auslassung Heinrichs über die kurz vorher glücklich überwundene Krankheit, die mit den Worten schließt: „Es

gibt Augenblicke, wo ich mich recht innig darüber freuen kann, daß ich noch für Freude und Genuß so empfänglich bin. Aber warum hatte ich diese nicht, so lange ich Theologe war?"

2. toten Buchstaben. Von Heinrichs Unterrichtsweise wird man sich kein falsches Bild machen, wenn man sich ihn als getreuen Lehrling des Vaters vorstellt, von dessen Verkehr mit seinen Eutiner Schülern einer derselben erzählt (Briefe von J. H. Voß III, 2, 243), daß der Rektor sie als jüngere Freunde betrachtet habe. Seine Behandlung der alten Schriftsteller war nichts weniger als pedantisch (a. a. O. 289), sondern möglichst vielseitig, und die Erklärung zielte nicht nur auf Sachkenntnisse im weiteren Sinne des Wortes, sondern, wie unter anderm durch die Nachbildung der Alten in der Muttersprache, auch auf Geschmack und Gefühl. Wenn der Sohn zuweilen klassische deutsche Schriften vorlesen ließ (s. Einl. S. 19), wobei auf richtigen Vortrag streng geachtet wurde, so folgte er auch darin nur dem Beispiel des Vaters (a. a. O. 262. 293 u. ö.).

3. das Unnennbare. (S. Br. 27 S. 104.) Wie es in Wilhelm Meisters Lehrbriefe heißt (Schluß des 7. Buches): „Das Beste wird nicht deutlich durch Worte," vollends durch bloß geschriebene, denn „das Wort erstirbt schon in der Feder", fügt Rud. Hildebrand hinzu (Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Grenzboten 1887, III, S. 35), der hier das Sachdenken, Goethes gegenständliches Denken, im Unterschied vom Wortdenken feinsinnig beschrieben hat. Vgl. zu 2, 3.

4. Vorigen Sonntag. Denselben Nachmittag, an dem er fünf volle Stunden bei Goethe allein war, schildert er im 27. Briefe. — Peterskirche (zu 27, 4). Drei Jahre später tritt ihm in der Erinnerung an die liebreiche Aufnahme, die er bei Goethe gefunden hatte, unter andern unverlöschlichen Bildern dieser Tag besonders lebhaft vor die Seele (G.-Jb. 5, 62). — Belehrung ... Zweifel. Mitth. 37. Vgl. im Brief an Solger (vom 24. Februar 1805) die Worte: „wenn ich ... Goethe ... mein ganzes Herz ... wie einem Beichtvater ausschüttete" u. s. w.

5. Wolf. Friedr. Aug. Wolf (1759—1824), dessen Wirken in Halle, wo er seit 1783 Professor war, eine neue Epoche für diese Hochschule wie für die bisher vernachlässigten und von ihm

so glänzend vertretenen Altertumsstudien bezeichnet, verkehrte brieflich mit Heinrichs Vater seit 1789, persönlich befreundet wurden beide, als Voß 1794 auf der Rückreise von Weimar W. in Halle besuchte. Bekannt ist, welch vielfache Förderung Goethe dem alle seine Vorgänger überragenden Gelehrten dankte. Wolfs Besuch in Weimar (Pfingsten 1805) war nach Monaten des Leidens und der Trauer wieder der erste Sonnenblick, der in Goethes Haus fiel. Die Reise, die er danach im August gemeinsam mit jenem nach Helmstädt unternahm, hat Goethe (W. 27, 123 ff.) beschrieben. Als er im Juli 1805 nach Halle kam, wohnte er mehrmals hinter einer Tapetenthür Wolfs Kolleg, vermutlich über philologische Encyklopädie, bei, wo er „denn alles, was er von Wolf erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntnisse hervortretende freie Überlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mitteilung" (Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig 1889, S. 33). Was Goethes und Schillers Stellung zu dem Verfasser der epochemachenden Prolegomena ad Homerum 1795 betrifft, darüber belehrt M. Bernays im Vorwort zu „Goethes Briefen an F. A. Wolf" (vgl. auch Suphan, Herders Werke 18, 590 ff.).

6. Nösselt (geb. 1734), Professor der Theologie und Direktor des theologischen Seminars, Heinrichs Lehrer in Halle. Eine neue Bahn in der Theologie brach er nicht, gewann aber als Lehrer durch Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit. H. gedenkt seiner an einer andern Stelle dankbar in derselben Reihe mit Lessing und Griesbach als eines der Männer, „die der freien echten Vernunft ihr Leben weiheten" (Mitth. 94) und bekennt später (1821) dem Freunde Truchseß, daß seine Begeisterung für Religion in ihm sehr frühe durch fleißiges Bibellesen und Lessing, später durch seine verehrten Lehrer N. und Griesbach geweckt und gebildet worden sei.

7. dürftiger Philolog. Im Vergleich zu Heinrichs gelehrtem Vater besaß Goethe freilich in der altklassischen Dichtung, soweit dies von einem genaueren Sprachverständnis abhängig ist, ein mäßiges Wissen, dabei aber eine unvergleichlich tiefere und feinere Aneignungsfähigkeit. Wie er schon früh ins Verständnis

des Altertums einzudringen versuchte, sagt uns der Straßburger Student, der (1771?) an Salzmann, etwas übermütig, schreibt, daß er fast den Homer ohne Uebersetzung lese; und aus Wetzlar berichtet er (Juli 1772) Herdern: „Seit ich nichts von Euch gehört habe, sind die Griechen mein einzig Studium. Zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht' ich im Xenophon und Plato ... geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge." Im Frühjahr 1773(?) „übersetzt" er Homer, „das jetzt gewöhnliche Lieblingslektüre ist". Das lustige Rezept, das er der Frau La Roche für ihres Freundes „griechisches Studium" anvertraut, enthält doch auch Ernst, wenn er empfiehlt, „daran zu lernen zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten möchte, dem das Herz ganz nach Gott hing ...". Hier liegt schon der Schlüssel zum Geheimnis, daß der „dürftige Philologe" dem gelehrten Sohne des noch gelehrteren Vaters „wahren Sinn für klassische Literatur immer mehr eröffnet".

8. Athenäum. Dies der Titel der von A. W. Schlegel (1798) gegründeten Zeitschrift, welche die Kunstlehren der neuen romantischen Schule veröffentlichen und ausbreiten sollte; es erschienen nur drei Bände, der letzte im Jahre 1800. Vossens geringschätziges Urteil, aus dem zum Teil wohl auch Schillers wohlbegründeter Haß gegen die Brüder Schlegel spricht, stimmt zu der Auslassung Lottes, die die Frage des Freundes Fritz v. Stein (den 2. Januar 1802) wegen Schlegels Schriften resolut u. a. beantwortet: „In dem Athenäum steht wahrer Unsinn, und Schiller meint noch, wenn man es faßte, so wäre es ein schlimmes Zeichen für die eigene Geistesfähigkeit, denn da müßte es in dem Kopfe, der es fassen könnte, auch so verschroben aussehen." S. über Schillers Verhältnis zu den Schlegels und dem Athenäum R. Haym, Die romantische Schule S. 200 ff. 887 ff. und 279 ff. Eine kurze Zusammenfassung ihrer Beziehungen zu Sch. bis zu dessen schroffer Absage an Wilhelm gibt Erich Schmidt, Schr. d. Goethe-Ges. 8, 210 ff.

9. aus jeder Hülle und Einkleidung. In dem „Fragment eines Brief-Entwurfs" (Goethe und Werther S. 35) aus Kestners Papieren, den dieser im Anfang seiner Bekanntschaft mit

Goethe aufzeichnete, schrieb er, daß die Wetzlarer „schönen Geister" den neuen Ankömmling [Goethe] unter anderm auch als Philosophen angekündigt hätten, und in dieser Rolle er (d. i. Kestner) ihn auch zuerst kennen gelernt, wie er im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegend mit einigen seiner Mitbrüder philosophiert habe. In der folgenden Charakteristik, die K. von ihm gibt, heißt es: Er ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich [d. i. bildlich] ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde — folgt das merkwürdige Versprechen — hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen u. s. w. Kestner hebt dann, als ein philosophisch gebildeter Mann, hervor: „In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System." Aber Goethe kam zur Einsicht, daß das gerade seine Stärke sei, daß er kein System habe. Am Schlusse sagt Kestner: Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. (Gegen Fichte spricht er später in einem Briefe vom 24. Juni 1794 von dem „Bedürfnis, sich mit den Philosophen zu versöhnen, die er nie entbehren und mit denen er sich niemals vertragen" konnte.) Daß man zur Erfassung der Wahrheit das Gefühl hinzuzog, dies war eine wichtige Frage des 18. Jahrhunderts; inwieweit kann man auf dem mathematischen Wege der Wahrheit nahe kommen? — so klar. In einem Briefe an Abeken (Gespr. 1 S. 216) sagt er: „Kein Mensch dringt so auf Klarheit der Vorstellung, wie Goethe." Hierzu vergleiche man Goethes Aufsatz (W. 27, 1, 351 ff.) „Bedeutendes Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort. 1822." S. auch zu 3, 3.

10. Weise, die Menschen zu betrachten. (S. Br. 27.) Vgl. Faust I, V. 3130: „Es muß auch solche Käuze geben." W. 2, 193 (Künstlers Fug und Recht): „Gott der Herr allerlei Tier' erschuf" u. s. w.; aber doch kein Freibrief das für den großen Dichter. An Abeken schreibt Heinrich (26. Januar 1804), Goethe habe „Unwillen im strengsten Sinn gegen keinen Menschen. Er betrachtet den Menschen als Naturprodukt, und wie könnte er sich

da über den makassarischen Giftbaum ärgern. Jeden individuellen Charakter achtet er, selbst einen Kotzebue, insofern er, wenn ihm der liebe Gott nun eine eselhafte Natur gegeben hat, dieser konsequent folgt und so seinen Wirkungskreis (gleichviel ob positiv oder negativ) ausfüllt. Goethe als handelnder Mensch ist freilich ein andrer, als wenn er betrachtet und anschaut" (Gespr. Nr. 1470). „Gegen das Kapitel Schlecht ist er streng und unerbittlich" (Gespr. Nr. 1481. November 1804). Dem handelnden Menschen, führt Heinrich später (20. Dezember 1813) einmal gegen Truchseß aus, liegt eine moralische Rücksicht ob; er soll nach Kräften wirken, daß das Gute über das Böse siege; er soll die Welt vom Uebel erlösen helfen ... Der Beschauende mag auch Diebstahl, Treulosigkeit, Meineid und Totschlag dulden; oder mit andern Worten sich nicht darüber ereifern, daß, so lange die Welt steht, dergleichen geschehen wird, weil Gott auch das Vermögen zum Sündigen in die Welt gelegt hat, damit im Handeln durch den Kampf und durch Ringen die Tugend zur wahren Tugend sich verkläre.

11. sogar ein — — nicht. Nach Br. 27 ist der Name Merkel (zu 27, 8) unterdrückt. In dem für seine Lebensphilosophie interessanten Abschnitt „Kotzebue" (in den biographischen Einzelheiten aus dem Jahre 1815. W. 27, 331 ff.) findet sich die interessante Aeußerung Goethes, daß er gegen Widersacher wie Kotzebue sein „Hausmittel" angewendet und sich gewöhnt habe, „die Existenz desjenigen, der ihn mit Abneigung und Haß verfolge, als ein notwendiges und zwar günstiges Ingrediens zu der seinigen zu betrachten". Er nennt es nachher ein „aus einem verklärten Egoismus entsprungenes Mittel": „einen guten Haushalter" erkenne man „hauptsächlich daran, wenn er sich auch des Widerwärtigen vorteilhaft zu bedienen wisse." In einem der zahmen Xenien (W. 3, 378) sagt er, auch den Verdruß müsse man sich nutzbar machen, denn er sei ja auch ein Teil und zwar ein großer des Lebens (Unterh. mit dem Kanzler v. Müller S. 97).

4.

1. Würzburg. S. Einl. S. 25 f. und Br. 28 S. 115. Der neue Landesherr, der Kurfürst von Bayern wollte durch die Berufung von Männern wie Voß, wenn nicht als Lehrer, doch als

Berater, an der neugestalteten Hochschule frisches Leben schaffen. Die Bedingungen waren glänzend, für damals unerhört, und es veranlaßte die Angelegenheit Voß auch zu einer Reise nach Süddeutschland, die Ernestine in ihrer prächtigen Art in den Briefen an die Söhne gar treu geschildert hat. Aber Voß wurde die Absicht, als „Missionar des Humanismus“ unter die Katholiken zu gehen, durch den neuen Studienplan verleidet, worin er das Erzeugnis jesuitischer Grundsätze („hierarchischer Maulwürfe“, Briefe von J. H. Voß III, 2, 173) sah (Herbst II, 2, 28 ff. Br. von J. H. Voß III, 2, 32 ff.).

2. Schelling. Der berühmte Philosoph Friedr. Wilh. Jos. Sch. (geb. 1775 in Leonberg bei Stuttgart), der 1800 Fichtes Nachfolger in Jena geworden war, zog durch seine glänzende Beredsamkeit und Originalität die Studenten an sich (vgl. Einl. S. 10 f.), 1803 verließ er Jena und folgte einem Ruf nach Würzburg, welches „nach seiner Idee ein neuer Vereinigungspunkt der echten, von dem Idealismus der Philosophie und Dichtung beseelten Wissenschaft werden sollte“ (R. Haym, Die romantische Schule S. 861). Die in den Xenien „Naturforscher und Transcendentalphilosophie“ und „An die voreiligen Verbindungsstifter“ auch an Schelling als den Verfasser der „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ gerichtete Warnung erhielt Recht durch „die folgende langjährige naturphilosophische Konfusion“ (E. Schmidt zu den Xenien 803. 804). Mit der Uebersiedelung nach München (1808) setzte er das Wanderleben fort, das er 1841 in Berlin beschloß, wo er 1854 starb.

3. Paulus. Heinr. Eberh. Gottlob P. (1761—1856), ein Landsmann Schellings, war seit 1789 Professor der orientalischen Sprachen, später der Theologie in Jena, Griesbachs (s. Vorbem. zu Br. 9) jüngerer gleichgesinnter Freund, der durch seinen Rationalismus J. H. Voß nahestand und einer seiner treuesten Freunde wurde. 1803 ging er nach Würzburg, schon 1811 führte ihn ein günstiges Geschick nach Heidelberg zu Voß, der von ihm hoffte, daß er der dortigen „windsüchtigen Theologie wieder Atem und Blut schaffen“ würde. Er war berühmt durch philologisch-kritische Arbeiten über das Neue Testament, die Psalmen u. s. w. und durch sein „Leben Jesu“. — der Würzburger. Die Freunde von Jena her, Paulus und Schelling.

4. Sophokles. Dem Altertumsforscher F. G. Welcker, der im Herbst 1805 in Weimar war, erzählte „Voß, der tägliche Besucher der beiden großen Dichter, von Goethe, wie angenehm es ihm sei, wenn er [Voß] mit ihm Sophokles lese; wie er die Wörter, die er zuerst lerne, aufzufassen und nach allen Beziehungen zu würdigen verstehe". In dem Gespräche mit Eckermann (28. März 1827), worin Goethe den Bühnendichter und Tragiker eingehend würdigt, sagt er unter anderm: „Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle." Heinrichs Freund Solger vergleicht in seinem Tagebuch (1803) Goethes und Sophokles' Dichtungen und schließt mit den Worten: „Goethe ist etwa unser Sophokles. Ueber beider Gesänge gleitet man wie auf einem breiten ruhigen Strome dahin, mit blauem Himmel darüber und mit mannigfachen bald reizenden bald erhabenen Naturschönheiten auf beiden Seiten. O möchte mein Leben sein wie der stille, heitere Abend, den ich bei Goethe und Sophokles im überschwenglichen Gefühle innerer Vollkommenheiten so oft genieße!" (Nachgel. Schr. 1, 123.)

5. Humanität. Hierzu gibt Rud. Hildebrand die schätzbaren Verweise auf Goethe (W. 2, 171):

„Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus."

(R. H. dazu: Goethe an Jacobi bei Schöll 212) und Gellert (Moralische Vorlesungen. 20. „Von der Demut"): „Sie braucht ihren hohen Verstand, mit Dankbarkeit gegen Gott als ein Geschenk von ihm, ohne damit zu prahlen, und der Geringere am Geiste fühlt in ihrem Umgange seine Schwäche nicht."

6. Schiller ... unwohl. Am 19. Juli war Schiller mit Lotte, die neuem Mutterglück entgegensah, nach Jena gegangen. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal zog er sich, da er für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet war, eine Erkältung zu und fiel am 24. Juli in eine schwere Krankheit. Während er im oberen Zimmer heftig litt, ward ihm seine jüngste Tochter geboren, die er mit der lebhaftesten Freude empfing (Fielitz, Schiller und Lotte. 2. Aufl. 3, 199). Am

19. August kehrte Schiller, der sich noch kaum von seinem Anfall erholt hatte, nach Weimar zurück. — gestern besuchte ich Schiller. Dieser an Lotte (21. August): „Gesehen habe ich hier noch keine Seele, den Prof. Voß ausgenommen."

7. kindlich, froh und heiter. Schillers fröhlicher heiterer Sinn wird von Voß öfters (Mitth. 39. 45 f. 48. 81) hervorgehoben, ebenso in der trefflichen Charakteristik Karolines v. Wolzogen: „Er konnte kindlich lustig sein" (S. 331). „Sein Lächeln war sehr anmutig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches" (S. 329). „Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mitfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines glücklichen, heiteren Kindes ergötzt" (S. 330). Dieser Sonnenschein verklärte selbst in den letzten schweren Leidenstagen sein ganzes Wesen; er blieb „heiter und voll Vertrauen". Die letzten Worte, die er an seine Schwägerin auf ihre Frage nach seinem Befinden richtete, waren: „Immer besser, immer heitrer." Das letzte Zeichen von Bewußtsein, erzählt Lotte (Charlotte 1, 352 f.), war, daß er mich anlächelte mit einem Blicke, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch. An Lotte schrieb er den 10. November 1789: „Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre." „Freude" war in der Sprache des vorigen Jahrhunderts edler und gehaltvoller als heute und etwa gleich unserm „Hochgefühl", hoher „Geistesschwung", wie bei Hagedorn, Uz, in Klopstocks Oden, Schillers „Lied an die Freude", im Gedicht „die Künstler" V. 284. 317. 324. 379.

8. Herzensgüte. „Wie selten war diese Güte, Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, mit der er in jedes einzelnen Menschen Lage und Interesse sich denken konnte und immer mild und freundlich sich und seine Schmerzen vergaß." Charlotte an Cotta, 18. November 1805 (Briefwechsel Schillers mit Cotta S. 559). Solger schrieb nach der ersten Bekanntschaft mit Schiller an einen Freund (1801?): „Aus seinem Auge glänzt eine gewisse Leutseligkeit, die mir auf der Stelle das Herz abgewann."

9. ganz Wohlwollen (Mitth. 39 f. 56. 58). Karoline

v. Wolzogen: „Geist und Wohlwollen . . . erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis" (S. 328). „Er schaute den Menschen gern ins Herz, und hatte große Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten," und: „Er floh den Anblick des Leidens nicht . . . Die Kraft eines tröstenden Wortes kannte er, und sie lag immer auf seinen Lippen . . . zarte Teilnahme verklärte seine Züge" (326). So erzählt Ernestine Voß, daß, als sie von der Reise aus Süddeutschland heimgekehrt seien, Schillers Liebenswürdigkeit im Fragen und seine Teilnahme an allen Kleinigkeiten so groß gewesen sei, daß sie davon im Innersten erwärmt und erfreut worden sei. (Br. von J. H. Voß III, 2, 53.) — alle Menschen. Vgl. „Lied an die Freude", in dessen (später weggelassener) Schlußstrophe die Worte standen: „Auch die Toten sollen leben!"

10. ruhige . . . Seele. Vgl. Mitth. 81. — Liebe und Hingebung. Vgl. Mitth. 39. 40. 58. Leben S. 333: „In der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf."

5.

1. akademischen Amte. Mitth. S. 28 und Einl. S. 25 f.

2. der herzige Schiller. Danneckers (s. zu 24, 1) „liebliches Wesen" weiß Voß „nur mit dem schwäbischen Ausdruck ‚herzig' zu bezeichnen" (Charlotte 3, 242). In der Bedeutung „zu Herzen sprechend", „liebenswert", war das Wort in Oberdeutschland (Schweiz, Tirol, Schwaben) seit alters als Kosewort üblich. Durch Goethe, der es liebte („ein herziges Veilchen" u. s. w.), ging es in die Schriftsprache auch bei norddeutschen Schriftstellern ein. (Heyne in Grimms Wörterbuch.)

3. So dich dein Herz. 1. Joh. 3, 21.

6.

1. Herzog von Oldenburg. Als J. H. Voß am 20. Mai 1802 den Herzog Peter (seit 1785 Fürstbischof, gest. 1825), den „Vater Eutins", wie er ihn in der Widmung der „Luise" nennt, einen durch Charakter und Pflichttreue ausgezeichneten Landesherren (Herbst II, 18) um Pensionierung anging, bewilligte er alles, was V. gefordert hatte — die ungewöhnlich hohe Pension

von 600 Thlr. — und erklärte, V. sei nur als ein Verreister anzusehen, der jederzeit eine freundliche Aufnahme zu gewärtigen habe (a. a. O. 148). Er blieb V., dessen Geradheit er liebte, obwohl er die andern Künste höher schätzte als die Poesie, stets ein warmer Gönner und Beschützer. Im November 1804 kam er nach Weimar zum Besuch des Hofes, und Voß fand sich von Jena auf Goethes Einladung zur Begrüßung ein. S. Briefe von J. H. Voß an ihn III, 2, 166 ff., auch G.-Jb. 5, 76.

2. Patriotismus. Solcher Art war der Patriotismus eines edlen Jünglings, der bald nach der unseligen Schlacht bei Jena, deren Schrecken er in nächster Nähe mitdurchkostet hatte, an die Witwe unsres volkstümlichsten Dichters, die selber so durch und durch deutsch fühlte (s. Br. von Schillers Gattin an eine vertraute Freundin. Hrsg. v. H. Düntzer. Lpz. 1856. S. 156. 159. 191) schreiben konnte: „Ich wünsche von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden; ein preußischer Patriot bin ich nie gewesen, wer kann es in diesem Jahrhundert sein?" (Charlotte 3, 210.) Für die wichtigste Angelegenheit unsrer nationalen Zukunft, den Fortbestand unsres Volkstums, hatte der Sohn ebenso wenig Verständnis wie der in seiner Jugend doch auch für politische Freiheit begeisterte Vater, dessen Gesinnung wohl jenes klägliche Geständnis widerspiegelt. Aber die Rufe des Schmerzes und der Verzweiflung von den Freunden aus der alten norddeutschen Heimat (s. Herbst II, 2, 133 f.) sollten auch das schlafende deutsche Gewissen dieser Ideologen wecken, und die Wandlung, die sich in den Vossens vollziehen mußte, fand einen Ausdruck in den Briefen Heinrichs an Truchseß (3. Mai 1814): „Einen Monat meines Lebens gäbe ich darum, könnte ich zugegen sein, wenn der König von Preußen, der von seinen Unterthanen heiß, ja brennend geliebte, seinen Einzug in Berlin hält!" — Appendix (lat.). Anhängsel. Vgl. Mitth. 23.

3. capital. Das aus dem lat. capitalis stammende Wort ist im Sinne von etwas Hervorragendem noch heute in volksmäßiger Rede gäng und gäbe: „ein kapitaler Kerl" neben „Hauptkerl", „ein kapitales Verbrechen" (auch „Kapitalverbrechen"), ein arges, eig. ein Todesverbrechen. Voß nahm auch dieses Wort wohl, wie jenes „herzig" (5, 2), von Goethe an, der seiner Be-

wunderung einer Stelle im Nibelungenlied nach dem Berichte des Dänen Oehlenschläger vom Jahre 1806 — auch durch jenes Kraftwort Ausdruck gab. Nämlich bei den Versen (in Hs. C, 149[1] bei Zarncke):

„Es war der große Siegfried, der aus dem Grase sprang.
„Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang

wiederholte er staunend die zweite Zeile, die Worte stark betonend, in seinem Frankfurter Dialekt: „Das ist kapital!" (Gespr. Nr. 248 b). Auch in einem Brief an Schiller (23. Januar 1804) spricht er von „kapitalen alten Fichten". Von einer bezeichnenden Stelle in Goethes Wahlverwandtschaften gebrauchte ein jüngerer Freund Goethes, der Buchhändler Frommann, das Wort als ein besonderes Lob (Parthey S. 50).

4. Ankunft der Großfürstin. Durch die Vermittelung von Schillers Schwager W. v. Wolzogen war ein Ehebündnis zwischen dem Erbgroßherzog Karl Friedrich und Maria Paulowna, der Tochter des Kaisers Paul I. und seiner Gemahlin, einer württembergischen Prinzessin, gestiftet worden. Am 9. November 1804 zog die Kaisertochter unter Glockengeläute in Weimar ein, um Segen und Glück im Ilmthal zu verbreiten und sich durch stilles Wohlthun die Herzen aller ihrer Unterthanen zu gewinnen. (Vgl. Schiller an Körner, 20. November 1804 und an Cotta, 21. November; Charlotte 1, 384.) Da Goethen sein Genius im Stich ließ, trat Schiller ein und schuf für die am 12. November im Theater stattfindende Feier in vier Tagen — sein einziges dramatisches Gelegenheitsgedicht — die „Huldigung der Künste. Ein lyrisches Spiel," eine Dichtung, deren „reiner würdiger Herzenston das jugendliche Gemüt ergriff, dem sie geweiht war" (Leben S. 317). Vgl. R. Boxberger, Schillers Werke (Spemann) 6, 315 ff. — Prolog. Als „Vorspiel" zu Racines Mithridates — dem zum Teil noch tief in französischem Geschmacke befangenen Hofe zu Gefallen. Schiller nennt sein Gedicht selber (an Humboldt 2. April 1805) „ein Werk des Moments", das „im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt" ward.

6*.

1. gefährlich krank. Vgl. Mitth. 40 (wo aber 12, nicht 10 Tage angegeben sind).

2. Winter 1797. Vgl. zu 29, 1 u. 2.

3. weint nicht. Vgl. Br. 29 S. 117.

4. Neuigkeiten. Damit versorgt H. Goethe später auch von Heidelberg aus reichlich, z. B. in dem Briefe vom 31. Januar 1807 (G.-Jb. 5, 56 ff.), der neben persönlichen Angelegenheiten, Fragen wissenschaftlicher Art, auch Beiträge aus der Heidelberger Chronique scandaleuse bietet.

5. Meyer zu 8, 35. Fernow zu 24, 2. Riemer zu 1, 10.

6. neuen Stücke. Es ist der „Demetrius", den der Dichter gehofft hatte bis zum Herbst beendigen zu können. Er hatte gerade die Reinschrift der 1. Scene des 2. Aktes vollendet, als ihn vier Tage darauf die letzte Krankheit ergriff; den Monolog der Marfa fand man nach seinem Tode auf seinem Arbeitstisch. S. Kettner, Einleitung zu Schillers Demetrius (Schriften der Goethe-Gesellschaft 9. Bd. 1894).

7.

1. Der ausgetriebene Teufel. Der Don Quixote gehörte neben Lessings Nathan zu den Dichtungen, die am Voßschen Familientische in Eutin nach dem Abendbrote mit Vorliebe vorgelesen wurden. An Truchseß schreibt Heinrich (S. 40 f.; vgl. S. 88): „Don Quixote bleibt mir der Roman der Romane. Ich weiß noch die Wonne, mit der ich etwa in meinem 12. Jahre in ihm Spanisch lernte. Da las ich alle Sonnabend Nachmittag darin u. s. w."

2. Der alte Voß s. Einl. S. 11. In dem Briefe an den Grafen Holmer, worin der Vater sich für den Sohn um die erledigte Eutiner Rektorstelle bewirbt (Br. III, 2, 182), hebt er Heinrichs „ernsthaften Charakter" hervor, „dem seine von ihm unterrichteten Freunde schon seit Jahren das schmeichelnde Ehrenwort des Alten gaben". — Deiner Ankunft s. Einl. S. 12.

3. Stolberg. Friedrich Leopold Graf zu St. (1750—1819) kam mit seinem älteren Bruder Christian, den er an dichterischem Feuer und Geist überragte, im Oktober 1772 nach Göttingen, wo sie als begeisterte Anhänger und Schüler Klopstocks, der sie an Boie gewiesen hatte — bei diesem lernten sie bald auch J. H. Voß kennen — feierlich in den Bund aufgenommen wurden; schon vorher hatten sie begeistert „Freiheit, deutsche Kraft und Tugend, keusche Liebe und die Herrlichkeit Hermannscher Zeit" besungen. Als sie im September 1775 Göttingen verließen, weihten die Freunde ihnen viele Thränen, und Voß setzte „in ernsthafter Beschreibung der ehrlichen Schwärmerei ein rührend naives Denkmal" (Weinhold, Boie S. 53). Die vormals glühende Freundschaft zwischen Voß und Fritz St. erkaltete aber nach dem Tode von Stolbergs erster Gemahlin Agnes (1789) und schlug in bittere Feindschaft um, als St. (1800) zum Katholizismus übertrat. Seinem Haß gegen den „Proselytenmacher" gab Voß einen leidenschaftlichen Ausdruck kurz vor St.s Tod in der Schrift: „Warum ward F. St. ein Unfreier?" Erst jetzt sah Heinrich den schwärmerisch Geliebten in einem andern Lichte; aber das edle Bild des ehemaligen St. bewahrte er treu in seinem Herzen. In Eutin hatte ihn St. einst im Englischen unterrichtet und in seinem 14. Jahre in Shakespeare eingeführt. „In seiner Gegenwart zu sein," schreibt er (25. Dezember 1817) an Jean Paul, „zog ich, der Spielfrohe, jedem Kinderspiele vor; sein Händedruck durchschauerte mich bis ins innere Mark." Kaum seine Eltern liebte er mehr als diesen Mann von ganz „unwiderstehlicher Anziehungskraft" (an Jean Paul S. 31 f. 80 f. 89; an Truchseß S. 84 f. 98 f.). Als Heinrich nach Weimar kam, machte St. brieflich auch an ihm Bekehrungsversuche, die jener aber mit entschiedenem Ernste zurückwies. Trotzdem bewahrte ihm St. seine Zuneigung und blieb mit ihm in Briefwechsel (an Truchseß S. 98). In einem (ungedruckten) Brief an Abeken (29. Oktober 1804) nennt er Stolberg neben Schiller und Goethe seine „Freunde und Väter"; sie sind ihm zusammen „die heiligen drei". An Goethe schreibt H. (7. Dezember 1806): „Einen Brief von Ihnen bewahre ich seit drittehalb Jahren wie ein Heiligtum; er liegt zwischen Briefen von Stolberg und einem von Schiller; und wenn ich einmal mißvergnügt bin,

so lese ich aus diesen Briefen mir Trost ins Herz." Vgl. Br. 26, S. 100, Herbst II, 21 ff. 33 ff. 43 ff.; II, 2, 182 ff., sowie den Aufsatz von Goethe „Voß und Stolberg" aus dem Jahre 1820 (W. 27, 336 ff.).

4. ein glücklicher Schulmann. Zu Br. 27b, 2.

5. der biedere Goethe. Das Wort, welches uns altfränkisch klingt, hatte damals nicht den komischen oder ironischen Beigeschmack, der ihm heute meist anhaftet, wie z. B. in Paul Heyses Spruchbüchlein S. 175 (gegen die Anklässer Bismarcks):

Wer heute klüger ist als gestern
Und es mit offener Stirn bekennt,
Den werden die Biedermänner lästern
Und sagen, er sei inkonsequent.

Hingegen lobend, z. B. Goethe (vier Jahreszeiten):

Ob du der Klügste seist: daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie bei Rede, zu Haus.

(W. 2, 173.) Ebenso spricht der Karlsbader Kreishauptmann in einer Zuschrift an Goethe (25. Juni 1811) von dem berühmten Kurgaste als einem „verdienstvollen Biedermann" (Goethe, Werke, Weimarer Ausg. III, 4, 399). Und J. H. Voß rechtfertigte (Br. III, 2, 171) seine freimütige Sprache gegen seinen Landesherrn und Wohlthäter mit den Worten: „Mir ist so wohl als stünde ich vor dem offenen Biedergesichte des menschlichsten Fürsten in seinem arbeitsfrohen Kabinette." E. M. Arndt in dem Gedicht auf Scharnhorst (1813) „Der Waffenschmied der deutschen Freiheit":

„Zeig ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen besserer Zeiten."

6. traurig. Br. 29 S. 119.

7. Negligé. S. Einl. S. 18. Mitth. 73. Br. 28 S. 112. Als der Kanzler v. Müller ihn einst besucht, sitzt G. „im Hemdärmel" (Unterredungen S. 87).

8. Gestikulation u. s. w. Zu 1, 9; 2, 3 u. 4. So bekennt Prof. H. Luden, der Goethe im J. 1806 in einer Gesellschaft bei Knebel kennen lernte, daß er nicht im stande sei, von Goethe mitgeteilte Anekdoten nachzuerzählen; „das Anmutigste und

Pikanteste würde fehlen: Goethes Augen, Stimme und Gebärdenspiel; denn er erzählt nicht bloß, sondern er stellt alles mimisch dar". — Augen. Mitth. 10.

9. Herbstlied. S. Mitth. 11.

10. das Ueberirdische suchte. Der Dornburger Hofgärtner Sckell (Goethe in Dornburg 1864, S. 47) beobachtete, wie der greise Goethe (1828) in seinem Bette lag, „die Hände außerhalb der Bettdecke auf der Brust wie zum Gebete gefaltet, den Blick nach oben gerichtet. Früh waren die Hände noch in ihrer ursprünglichen Situation, sein erster Blick war nach oben gerichtet" (von R. Hildebrand).

11. von der Erde zum Himmel „wie auf eine Gebirgshöhe" (R. H.).

12. Aussicht in die Ewigkeit. Goethes Wort? fragt Rud. Hildebrand. Vgl. Mitth. 9 und besonders zu 27[b], 7. — Gott in seinen Werken lieben. Goethe, Sprüche in Prosa Nr. 569 (W. 19, 120): „Ich glaube einen Gott, dies ist ein schönes löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden."

13. thou cunning etc. Aus Shakespeare Othello, 5, 2 (Schlegel-Tieck: „Du reizend Muster herrlichster Natur"; Jordan: „Du Musterstück der Meisterin Natur"). Dieselben Worte wendet Voß Br. 30 S. 124 auf Schiller an.

14. regelmäßig. Vgl. Br. 30 S. 122.

15. grenzenlose Liebe. S. Mitth. 21. 58; zu Br. 4, 9 u. 10. Mitth. S. 44.

16. nicht so ... Ehrfurcht. Vgl. Br. 27[b] S. 110. Mitth. 44. Und doch spricht Voß (Mitth. 21) von der „majestätischen Physiognomie" Schillers. — sich etwas herausnehmen. Vgl. Mitth. 48, wo die vertraulichere Anrede „mein bester Hofrat". S. auch Br. 30 S. 123.

17. außerordentlich heiter. Zu Br. 4, 7. — dulce etc. Das bekannte Wort aus Horaz (Oden 4, 12, 28): Misce stultitiam consiliis brevem: dulce est desipere in loco, d. h. „flicht in des Lebens Ernst ... Scherze des Augenblicks! Süß ist die Thorheit am rechten Ort". (Geibel, Klass. LB.)

18. Redoute. Am 12. November auf dem zu Ehren des

erbprinzlichen Paares veranstalteten Hofball (s. an Körner 20. November 1804). „Die einzige Macht, welcher Schiller niemals widerstehen konnte, war die Freude. Er mußte sich, so wenig es seine Gesundheit ertrug, in ihre Kreise mischen.“ Palleske 2, 403. Aber er büßte die Festfreude. „Ein heftiger Katarrh,“ schreibt er an Körner (10. Dezember 1804), „den ich mir bei den letzten Festivitäten geholt, hat mich schon mehrere Wochen hart mitgenommen; leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß.“ Vgl. Charlotte 1, 384. — Champagner ... überaus selig. S. Br. 30 S. 123. Vgl. Goethe „In einer Stadt einmal“ (W. 3, 63) — „... sie hatte nicht so viel getrunken als Schiller, ich und alle ...“ — wonach es recht jugendlich studentisch zuging (R. H.). Das wird bestätigt durch den Brief Heinrichs an Abeken (Handschr. der Dresdener Bibl.) vom 6. Dezember, wenn er von einem „Bacchanal“ in lustiger Gesellschaft berichtet, bei dem Schiller freudebegeistert der Mittelpunkt war. — diesen Kuß. Mitth. 58.

19. Wollzogen (nicht Wolzogen) schreibt Voß den Namen auch sonst: Br. 29 S. 116 und G.-Jb. 5, 69; ebenso unpedantisch-sorglos Lotte (G.-Jb. 8, 43. An Fritz v. Stein 3. Oktober 1798), W. v. Humboldt (G.-Jb. 8, 73). — Karoline (geb. 3. Februar 1763 zu Rudolstadt, gest. 11. Januar 1847 in Jena), Lottes Schwester, eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit, die „der Litteraturgeschichte unsers Volkes angehört“ durch all das, „was sie, eine echt weibliche Bestimmung erfüllend, nehmend und gebend, dem Lieblingsdichter deutscher Nation einst gewesen ist“ (Karl Hase in der Vorrede zum Litt. Nachlaß der Frau Karoline v. W. Leipzig 1842, 2 Bde. S. IV; 2. Aufl. 1867). Aus dem Leben Schillers, dem sie vor allem befähigt war ein würdiges Denkmal zu stiften, ist ihr Bild nicht zu tilgen. Außer der nahen Verwandtschaft, dem vertrauten Verhältnis, der Gemeinsamkeit der Freunde besaß sie, was mehr als dies alles, einen Geist, fähig den großen Gegenstand zu fassen. So weht denn in ihrem Buche: „Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, Stuttgart und Tübingen 1830“ der Hauch eines frischen Lebens, der lebendigsten Erinnerung, es

ist von einem Reichtum an Erfahrungen und einer Jugendlichkeit, daß diese Vorzüge dem herrlichen Buche auch heute noch neben Werken, die aus reicherem Stoffe aufgebaut sind, seinen hohen Wert behaupten. Man lese über die edle Frau, die auf ihren Leichenstein die schlichten Worte setzen ließ: „Sie irrte, litt, liebte, verschied im Glauben an Christum, die erbarmende Liebe," die schöne Erzählung ihres Lebens von Rud. Abeken in dem erwähnten Buche. Früh schon verlor sie den lange kränkelnden Gatten (17. Dezember 1809), mit dem sie in glücklichster Ehe gelebt hatte, und durch einen Zufall auf der Jagd den geliebten einzigen Sohn in einem Alter von 30 Jahren (1825); 2 Jahre zuvor war die ehrwürdige Mutter von ihr geschieden und im J. 1826 entriß ihr der Tod auch die teuere Schwester, wenige Tage nach einer glücklichen Operation, der sich die Erblindete in Bonn unterzogen hatte. Ueber Schillers Verhältnis zu den Schwestern Lengefeld s. Fielitz, Schiller und Lotte S. VI und O. Brahm, Schiller II, 1, 129—158.

20. gefährlich krank. Vgl. Mitth. 60. — Obstruktionen. Vgl. Mitth. 45. 47.

21. Goethe ... ungestümer Kranker. Der aufbrausende Unmut wich aber später einem ganz eigenen resignierten Wesen, wie der großherzogliche Leibarzt Dr. Vogel (zwischen 1825 und 1832) berichtet; er rühmt G. gradezu als einen sehr dankbaren und folgsamen Kranken (Gespr. 8 S. 211).

22. Schiller die Sanftheit und Milde selber. Vgl. Mitth. 54. 81 und zu 4, 7. Karoline berichtet (Leben 319) gerade aus jener Zeit, daß eine unaussprechliche Milde Schillers ganzes Leben durchdrang: „... es war ein wahrer Gottesfriede in ihm," in allem war er „ergeben und geduldig" (S. 322). Und die Witwe schreibt (1, 351): „Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an." Auch „bei den größten körperlichen Leiden verlor sein Geist seine Kraft und Ruhe nicht, wo andre Menschen verzweifeln" (ebd. 1, 387). Goethe, Epilog zur Glocke: „Er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leiden war er, war dem Tod vertraut" — und am 14. Januar 1805 hatte der Freund ihn über sein Leiden noch mit den tapferen

Worten beruhigt: „... der ist noch am besten dran, der durch die Not gezwungen sich mit dem Kranksein nach und nach hat vertragen lernen."

In der „Zeitung für die elegante Welt" (s. Vorbem. zu Br. 7) lauten die Worte „Da wurde Schiller" bis „gerieben hatte" (Mitth. 41) so: „Um 12 Uhr des Nachts ward er sehr unruhig und sagte zu seiner Gattin, die gewöhnlich bis diese Stunde blieb, sie möchte nun hinunter und zu Bette gehen. Sie packte also ihre Stricksachen zusammen. Da aber Schillern dies zu lange dauerte, ward er — was mich anfangs befrembete — aufs äußerste dringend und ungestüm, und bat sie um Gottes willen, doch ihre Gesundheit zu bedenken und gleich hinunter zu gehen. Nun entfernte sie sich eilig. Kaum war sie zur Thür hinaus, als Schiller vom Sofa aufstand. Sein wilder Blick verkündete mir nichts Gutes. Sein Gesicht ward blaß. Ich eilte erschrocken auf ihn zu. Er stürzte auf mich nieder und lag wie tot in meinen Armen. Als ich ihm hierauf Brust und Schläfe mit einem Spiritus gerieben hatte, kam er wieder zu sich" u. s. w.

23. sein jüngstes. Vgl. Mitth. 48. Heinrich an Hellwag (13. August 1804): „Auf der Kindtaufe ging es sehr vergnügt her. Mein Vater hat mit Gevatter gestanden und das Kind ist nach meinem Vater Luise genannt," und am 17. August an denselben: „Wie hat der Mann sein Töchterchen unaussprechlich lieb; ich glaube, die zärtlichste Mutter kann nicht liebender sein." Emilie Henriette Luise, geb. den 25. Juli, vermählte sich 1828 mit Heinrich Adelbert Freih. v. Gleichen-Rußwurm und starb den 25. November 1872 auf Schloß Greifenstein im Untermainkreis.

24. seiner Kinder wegen. Leben S. 320. Charlotte 1, 302 ff.; vgl. 1, 579. S. auch zu 8, 12.

25. Schiller den Krankenpfleger. Die Geburt der kleinen Karoline (11. Oktober 1799) kostete der Mutter beinahe das Leben: zwölf Tage lag sie schwer an einem heftigen Nervenfieber; erst Anfang Dezember begann sie zu genesen. Die Bemerkung „Gewacht" in Schillers Kalender unter dem 25., 28., 29. Oktober, dem 1. und 6. November ist ein rührendes Zeugnis von der liebevollen Sorge des Gatten (Schiller u. Lotte 3, 114.

Palleske 2, 313). Ueber den Verlauf der Krankheit s. Schillers Briefe an Goethe Nr. 654 ff.

26. bissiger Recensent. Heinrich war ein eifriger Mitarbeiter an der Jen. Allg. Litt.-Zeitung, später an den Heidelberger Jahrbüchern. S. Einl. S. 11 Anm. 15; an Charlotte 3, 235 und an Solger 10. Oktober 1804. Er schrieb vorzugsweise über mythologische und (antik-)geographische Dinge, „pfuschte aber auch ein bißchen in die schönen Künste hinein". Den jugendlichen „Hitzkopf" mußte Goethe gelegentlich beschwichtigen (s. Gespr. Nr. 1481).

27. Othello. S. Einl. S. 21 Anm. 29; an Solger 24. Februar 1805 (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 120). In der Vorrede zu der 1806 erschienenen Uebersetzung berichtet H. Voß, daß er Anfang 1805 Schillern den Entwurf einer getreuen Uebersetzung übergeben habe. „Wir gingen hierauf gemeinschaftlich das Ganze durch, besprachen jede schwierige Stelle mit kritischer Umständlichkeit, fochten an, verteidigten, änderten, bis es endlich ungefähr die jetzige Gestalt erhielt. In den wärmeren Frühlingstagen wollte Schiller das Stück einstudieren lassen und selbst die Proben dirigieren. Er hat dies nicht erlebt; sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag! ... Es war Schillers letzte Arbeit." S. auch Goethes Tagebücher (1. Januar 1805). Der Othello mit Schillers Aenderungen ist abgedruckt in Goedekes Schiller-Ausgabe XV, 2, 229 ff. (W., Hempel 16, 652 f.). — Die Aufführung in Weimar fand am 8. Juni 1805 statt. Die Weimarer Schauspieler gaben ihn (vom 8. Juni 1805 bis 30. April 1808) im ganzen viermal in W., zweimal in Lauchstädt (s. Burkhardt, Weimarer Theaterrepertoire 1891). — Beifall Goethes. S. Einl. S. 21. — Schlegelschen. Mit Schlegel trat V. zunächst nicht in Wettbewerb, da dieser den Othello und Lear nicht übersetzte. S. Einl. S. 21 Anm. 29 und die Fußnote oben S. 80.

8.

1. Sein letztes, sterbendes Wort u. s. w. Zu dieser Angabe steht, wenn man die Worte nicht preßt, in Widerspruch, was Voß (Mitth. 69) an Griesbach, den 13. Mai 1805, berichtet; hiernach war er bei Schillers Tod nicht zugegen. Wie der abweichende Bericht vom 12. August 1806 entstanden ist, ist

nicht befriedigend zu erklären. Was Voß aber S. 51 („da liege ich u. s. w. Herz gebrochen") erzählt, ist an sich glaubhaft und wird durch den Bericht von Schillers Schwägerin in den Einzelheiten nicht verdächtig, obwohl das Ganze fast den Eindruck macht, als ob eigene und fremde Erinnerungen zusammengeflossen seien, wie er im Eingang des Briefes selber von einem „Chaos von Erinnerungen" spricht. Oder sollten die Worte „hineingeleitet" und „zu m. O. getönt" ein überschwenglich kühner Ausdruck für das sein, was er in nächster Nähe und aus vertrauten Beziehungen wie ein unmittelbar Miterlebender berichtet? Sie wären dann der etwas gekünstelten, doch nicht mißverständlichen Ausdrucksweise in den Worten zu vergleichen, die in dem Niemeyerschen Abdruck des 8. Briefes (Mitth. S. 53 am Ende) auf die Worte „Geistes und Herzens" noch folgen: „Die Jüngste [geb. 25. Juli 1804] ist nun [der Brief ist vom 12. August 1806] auch etwas herangewachsen; aber diesen Engel hat der Vater nicht gekannt. Der Tod wäre ihm gewiß noch fürchterlicher gewesen, wenn er ihn jetzt von dem Kinde getrennt hätte! Glücklicher sind die älteren Kinder als das jüngste, denn sie haben ihren Vater noch gekannt und tragen sein Bild im Herzen." Offenbar hat Abraham Voß diese Worte aus stilistischen Gründen kurzerhand getilgt. Im „Sophronizon" ist ein Brief an Frau Griesbach (datiert: „Freitag Morgen den .... April 1806") mitgeteilt, in dem sich (S. 28) eine Wendung findet, durch welche die oben gebrauchte befremdliche Ausdrucksweise ins rechte Licht tritt. Heinrich schreibt nämlich: „Schiller hat sein Vaterglück nicht im ganzen Umfang genossen, da er dies Kind nicht so gesehen hat u. s. w."

2. genialisch. Dies ist die seit dem 18. Jahrhundert gebrauchte Form neben genial, was erst im 19. Jahrhundert durchgedrungen ist.

3. größer und liebenswürdiger. Vgl. Mitth. 48. „Er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, teilnehmend" (Charlotte 1, 351).

4. in diesem Göttlichen. Mitth. 50: „Die himmlischen Gesichtszüge." Vgl. Heinrich an Charlotte (3, 218) 15. April

1807: „In seinen Schriften hat sich Schiller selbst das edelste Monument seiner Größe und Göttlichkeit gesetzt; aber seine menschliche Seite — und diese war an dem Göttlichen die göttlichste — fordert auch ein Monument, welches nur Sie errichten können.“ Karolinens Lebensbild und die aus dem Familienarchiv durch Schillers jüngste Tochter veranlaßten Veröffentlichungen, darunter das oft genannte Buch „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“, „Schiller und Lotte 1788—1805“ u. s. w. haben diesen Wunsch in gewissem Sinne erfüllt. S. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, herausggb. von W. v. Maltzahn 1875, S. VII f.

5. Scene mit der Gattin. Mitth. 41. — spaßen. Vgl. Br. 31 S. 247.

6. verglich er sich mit Cato. Gemeint kann nur der jüngere Cato (Uticensis) sein. Die Stelle, die Schiller vorgeschwebt hat, ist unzweifelhaft aus Kap. 35 (p. 776) in Plutarchs Lebensbeschreibung Catos. Ob freilich die Annahme, daß dieser dem König Ptolemäus von Aegypten, der u. a. auch Cato besuchte, um dessen Unterstützung zu seiner Zurückführung zu erbitten, auf dem Nachtstuhl Audienz erteilt habe, kann zweifelhaft sein. Den Plutarch, durch Rousseau damals ein vielgelesenes Buch, lernte Schiller früh kennen; jeder erinnert sich der Kraftworte Karls in den Räubern (I, 1). Die Schwestern Lengefeld lobt er (20. November 1788), daß sie dem Plutarch treu bleiben: „Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern kraftvolleren Menschenart.“

7. alle Jahre 2 Trauerspiele. In Schillers Kalender werden 25 Titel aufgeführt von Entwürfen, doch meist wohl Dramen, die er plante (vgl. Boxberger in der Spemannschen Schiller-Ausgabe II S. XIII). In welche „unergründliche Tiefe rastlosen Strebens, gesundesten Wirkens“ (Palleske 2, 395) läßt uns jenes Verzeichnis neben sonstigen Andeutungen dramatischer Pläne blicken!

8. Pfeife. Mitth. 6 und zu 31, 9 u. 7. — den Dampf kostete. Wie das Nachtarbeiten, war das Tabakrauchen eine der üblen Gewohnheiten, die Schiller von der Karlsschule, der dort bestehenden Ordnung zum Trotz, mitgenommen hatte. Als

er sich am 15. Mai 1800 nach Ettersburg — dem nördlich von Weimar gelegenen herzoglichen Schloß — zurückzog, eben erst von schwerer Krankheit genesen, um ungestört an „Maria Stuart" arbeiten zu können, schreibt er um seine „Tobackspfeifen"; mit einer irdenen Tabakspfeife, auf einem Esel reitend, stellt ihn als Karlsbader Kurgast (1791) die Zeichnung eines Freundes, des Malers J. Chr. Reinhart, dar (Nachbildung in Königs Deutscher Litt.-Gesch.).

9. Caroline Henriette Luise, geb. 11. Oktober 1799 (s. zu 7, 25). Lotte Schiller hatte sich keine Tochter gewünscht. „Es würde mir recht viel Aufopferung kosten," schreibt sie an Fritz v. Stein (3. März 1798), „eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von dem, wie unser Geschlecht sein könnte, und durch alles, was die Frauen umgiebt, wird ihre Bildung verhindert so zu sein, wie es meine idealische Weiblichkeit sein sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst darnach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammen hinge, das ich wie mich selbst ansähe, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen. — Meine beiden Kleinen sollen keine Ideale werden, aber es ist leichter, sie zu vervollkommnen und ihrem Charakter nach sie zu bilden. Bei den Frauen ist alles gegen sie, um sie ihrem Charakter treu bleiben zu lassen, wie die Welt und die unabänderlichen Dinge einmal sind." Karoline widmete sich dem Beruf der Erzieherin und hatte in ihrer Ehe als Pflegemutter von sechs Kindern Gelegenheit, „ihrer Lieblingsneigung zu fröhnen". Im Jahre 1836 verheiratete sie sich mit dem Bergrat Junot („auf der Katzhütte im Thüringer Wald, acht Stunden von Rudolstadt") und starb den 19. Dezember 1850 in Würzburg. — Emilie zu 7, 23. Vgl. Mitth. 41.

10. Reise nach dem Meere. S. Br. 30 S. 122. An Truchseß (S. 75): „Als Schiller noch lebte, war es mir eines Abends, da wir gewaltige Reisepläne machten, deren Ziel Cuxhaven sein sollte, außerordentlich rührend, als er sagte: ‚Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen.'" Vgl. Leben 318: „Eine große Sehnsucht nach mannigfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte

ihn in den letzten Lebensjahren an. Wir erfreuten uns an Planen, und suchten den kürzesten Weg zum Meere, das er sehr zu sehen wünschte."

11. im Traume. Mitth. 69. Br. 30 S. 122.

12. zwölf Tage. Am 28. April (Schillers Kal.). — bei Hofe. Erst die Erhebung in den Adelstand nötigte Schiller, der „für diese Welt gar nicht gemacht war", zum unmittelbaren Verkehr bei Hofe, wogegen er schon wegen seiner Kränklichkeit eine Abneigung hatte. Wie Lotte am 22. November 1802 an Fritz v. Stein schreibt, war Schiller an dem „prächtigen Adelsdiplom, das übrigens so ehrenvoll als möglich ausgefallen und abgefaßt war", ganz unschuldig; „eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schillers Charakter". „Für mich selbst," schrieb Schiller am 2. Februar 1802 an Frau v. Stein, „bin ich nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht persönlich ist." Aber ihrer Kinder wegen glaubten sie schuldig zu sein, es nicht fallen zu lassen, weil es einmal geschehen, obwohl sie ziemlich gleichgültig die Folgen davon einsahen. Die Leerheit des Hoflebens war beiden in tiefster Seele zuwider, und Lotte ist höchlichst belustigt durch ein Sonett über das Hofleben, das sie in den Pensées d'Oxenstierna gefunden hat.

13. stattliche Figur. Mitth. 55. „Schillers große, in richtigem Verhältnis gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung . . . dazu die Freiheit des Geistes . . . gab seiner Erscheinung etwas Edles" u. s. w. (Leben 329.) Siehe eine Nachbildung des fast lebensgroßen Oelbildes der L. Simanowiz aus Schillers 35. Lebensjahre in Wychgrams Schiller-Biographie S. 325 (zu 17, 1). Sein Sohn Ernst, der in seinem ganzen Wesen sehr viel vom Vater hatte, glich ihm auch in der Größe. Als ihn nach langer Zeit seine Tante Christophine Reinwald wiedersieht, ist sie durch die Aehnlichkeit in Gestalt, Stimme, Lebhaftigkeit, Gang und der ganzen Haltung, wodurch die jugendlichen Bilder des verklärten Bruders vor sie treten, aufs angenehmste überrascht. (Siehe K. Schmidt, Schillers Sohn Ernst S. 316.) Wegen seiner Körpergröße ward Ernst bei seinem Eintritt (1819) in die Landwehr Flügelmann der ersten Compagnie. Nach Weltrich maß Schiller in seinem 21. Jahre bei seiner Entlassung aus der Militärakademie 6 Fuß 3 Zoll (württembergisch), das sind 1,79 Meter, womit er

aber ohne Zweifel seine größte Höhe noch nicht erreicht hatte. Goethes Größe im 75. Lebensjahre, die der Bildhauer Chr. D. Rauch 1824 maß, betrug 174 Centimeter.

14. zum letzten Mal im Schauspiel. Wie die Biographen, auf Schillers Kal. gestützt, annehmen, am 29. April. An diesem Tage gab man „Klara von Hoheneichen", Schauspiel von J. Chr. Spieß. Aber Karoline v. Wolzogen, welche Schiller ins Theater begleitete (Leben 320), spricht von der Aufführung eines Schröderschen Stückes. Ein solches ward (Burkhardt, Weimarer Theaterrepertoire) am 1. Mai gegeben: „Die unglückliche Ehe aus Delikatesse", Lustspiel von Schröder. Dazu stimmt dann die Notiz von Kirms, Mitglied der Theaterkommission, der Schiller zum letztenmal am 1. Mai im Theater gesprochen hat (G.-Jb. 7, 299), bestätigend Goethes Angabe in den Tag- und Jahresheften (W. 27, 311), daß er Schiller zum letztenmal Anfang Mai gesehen habe, als er im Begriff war, ins Schauspiel zu gehen.

15. Fieber. Der letzte Fieberanfall dauerte 9 Tage (vom 1. bis 9. Mai). Charlotte 1, 352.

16. Nerve bedeutete bis ins vorige Jahrhundert vorzugsweise die „Muskel, Sehne".

17. edles Herz gebrochen. Vgl. Mitth. 69. Br. 31 S. 246. Neben Vossens Berichten an die Freunde Griesbach, Solger, Iden lese man die ergreifenden Schilderungen Lottes, besonders ihren ausführlichen Bericht an Schillers Schwester Luise Franckh (1, 351 ff.). Der hohe Sinn dieser edlen Frau (vgl. auch zu 6, 2), die an Seelengröße eines Schiller würdige Gattin spricht Verehrung heischend aus dem Briefe an Goethe vom 20. Juni 1805 (G.-Jb. 4, 251 f.), worin sie, die Tiefgebeugte, den Freund mahnt, sich zu schonen für die Welt, für seine Freunde: „Es ist mir nötig zu meiner Beruhigung Sie glücklich und mit dem freien Gebrauch Ihrer hohen Geistesthätigkeit zu wissen." Vgl. Unterh. mit Müller S. 107 und unten Anm. 34.

18. Reise seiner Gattin. Lottes angegriffene Gesundheit, die zu Katarrh neigte, beschäftigte den zärtlichen Gatten auch in seinen letzten Tagen. Es war eine Reise nach Brückenau geplant (Charlotte 1, 352), und dahin wollte er mitgehen. Mit ihrer Mutter und den beiden Knaben reiste sie Ende Juni nach B.

(1, 358), während die 6jährige Karoline und die kleine Emilie bei der guten Mutter Griesbach freundliche Pflege fanden.

19. voll Ruhe. „Die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden" (Leben 323).

20. Locke. Vgl. Br. 30 S. 124. 31 S. 248. An Jean Paul S. 14.

21. Karl Friedrich Ludwig, geb. 14. September 1793 in Ludwigsburg, gest. 21. Juni 1857 als württembergischer Oberförster a. D. und großherz. sächs. Kammerherr in Stuttgart. S. zu Br. 9, 3. — Ernst Friedrich Wilhelm, geb. 11. Juli 1796, gest. 19. Mai 1841 zu Vilich bei Bonn als preuß. Oberappellationsgerichtsrat (s. zu 9, 3). — Karoline. S. Anm. 9. Ueber Schillers Kinder s. zu 9, 3 u. 31 S. 248 f.

22. Beerdigung. Mitth. 70 (zu 10, 9). Br. 30 S. 124.

23. für mich nicht gestorben. In einem wie viel höheren Sinne gilt von solch einer Trennung, was der greise Goethe beim Scheiden einer edlen Künstlerin empfand, durch deren Erscheinung er wie die Seinen sich „im Innersten erfrischt, verbessert, erweitert" fühlten! Die Worte dort (Unterh. mit dem Kanzler v. Müller S. 72) sprechen vollkommener aus, was Voß bewegen mochte, als ihm die Gestalt des verklärten Dichters entrückt war: „Sie kann uns nicht entschwinden, sie ist in unser innerstes Selbst übergegangen, sie lebt in uns mit uns fort und fange sie es auch an, wie sie wolle, mir zu entfliehen, ich halte sie immerdar fest in mir."

24. mit seinen Knaben. Vgl. Br. 30 S. 123. 31 S. 246.

25. Geburtstag. Vgl. Br. 30 S. 124. — gratuliert. Die bequeme Konstruktion ist wohl durch die von „beglückwünschen" beeinflußt. — Schauspiel (27. Oktober) „Turandot".

26. Tell. Vgl. Br. 30 S. 124. Zu 31, 10. An Jean Paul S. 13.

27. Anmut und Würde. „Angenommene konventionelle Würde war ihm ganz fremd . . . Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zog ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen" (Leben 328).

28. herzliche Liebe. Mitth. 39. Zu 4, 10. — der ganzen Welt. Mitth. 21. 39. „Er hatte immer nur die

Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge" (Leben 334).

29. J . . . = Iden. Vgl. Br. 31 S. 244 u. 248; zu 7, 27.

30. Neujahrstages. Auch in dem abgeschickten Neujahrswunsch konnte ein abergläubischer Sinn die Schlußworte, die sich auf Schillers Uebersetzung von Racines „Phädra" beziehen („der Termin rückt nun mit jedem Tage näher ins Auge"), „ominös" ausdeuten. Goethes Tagebücher aus der nächsten Zeit nach Schillers Tod sind weiße Blätter, die auf „den hohlen Zustand" jener traurigen Zeit hindeuten (W. 27, 115).

31. Frau v. Stein (geb. 25. Dezember 1742, gest. 6. Januar 1827). Charlotte v. Stein war unter den Damen des Weimarer Hofes diejenige, die durch eine ungewöhnliche Geistes- und Herzensbildung auf den sieben Jahre jüngern, noch gärenden Dichter einen tiefen, kaum zu ermessenden Einfluß gewann und ihm eine Führerin und Helferin im Streben nach sittlicher Läuterung ward. Die Briefe Goethes an sie — die ihrigen hat sie vernichtet — umfassen einen Zeitraum von 50 Jahren und sind eine der wichtigsten Quellen zur Kenntnis des Dichters, insbesondere für die Zeit von 1775—88. (Goethes Briefe an Frau v. Stein. Hrsg. von A. Schöll. 2. Auflage bearbeitet von W. Fielitz. 2 Bde. 1883—85, und in der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur. 4 Bde. 1895.) Nach Goethes Rückkehr aus Italien im Sommer 1788 entstand eine Spannung, die durch des Dichters Verhältnis zu Christiane Vulpius gesteigert ward und zum Bruche führte (1. Juni 1789). Später erfolgte eine Art Ausgleich und ein nicht freundschaftlicher, doch geselliger Verkehr kam wieder.

32. beide krank. Mitth. 40. Zu 29, 1.

33. Schicksal unerbittlich. Mitth. 64. In Schillers Leben S. 320 ist das Wort von ihm überliefert, aus der Zeit kurz vor seinem Ende: „Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist." Schiller spricht vom „großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt" — bei ihm geht alles auf Versöhnung —, Goethe nennt es unerbittlich — er empfindet das Erbarmungslose, Unversöhnliche des Geschickes (H. v. Stein, Goethe und Schiller S. 110). Doch in seiner „Todtenfeyer" hat er in Hinblick auf den Tod des Freundes die Worte niedergeschrieben: „Ungleichheit

des Geschicks nicht ungerecht wegen Gleichheit des Notwendigen." Er hatte gelernt, „sich in des Freundes Geschick zu finden, als ein mit seinem Wesen, mit dem rastlosen Vorwärts! seiner Natur notwendig gegebenes im großen Zusammenhang zu verstehen!" (Suphan, Deutsche Rundschau, November 1894).

34. Von heiteren Dingen. Frau v. Stein schreibt einmal an ihren Sohn (15. Januar 1806), Goethe lasse sich alle Todesfälle in und außer seinem Hause verheimlichen. Wie er später (1821) gegen den Kanzler v. Müller äußert (Unterh. S. 40), müsse er alle widrigen Eindrücke von sich fernhalten, da sich in seinem Alter das Gemüt, wenn es ergriffen werde, nicht so schnell wiederherstelle, wie bei Jüngeren. Vgl. Anm. 17. Größer erscheint uns der Dichter, der in „Hermann und Dorothea" die schönen und tiefen Worte von dem „rührenden Bilde des Todes" hinterlassen hat. — es Goethe beibringen. Vgl. Br. 30 S. 125. Goethe selbst in den Annalen (W. 27, 114): „Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die um aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von Schillers Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen."

35. Meyer. Den Maler Joh. Heinrich M., geb. 1759 in Stäfa bei Zürich, lernte Goethe in Italien kennen, eine Bekanntschaft, aus der die innigste Freundschaft erwuchs. G. schätzte nicht nur den Künstler und Kenner in ihm, sondern liebte auch den Menschen und zog ihn, seit er im Jahre 1791 sein Hausgenosse geworden war, selbst in seinen familiärsten Verhältnissen ins Vertrauen. Auf seine Veranlassung ward er 1792 Professor und 1807 Direktor der Zeichenschule in Weimar. Wie er Goethen in all seinem künstlerischen Streben und Interessen beriet und leitete, so wurde er von diesem in die deutsche Litteratur eingeführt (Weizsäcker S. VI u. VIII der Einl. zur Ausgabe von Meyers Kleinen Schriften zur Kunst. Heilbronn 1886). Daß das persönliche Verhältnis beider ein echter Herzensbund war, bezeugen uns Männer, die beiden nahe standen, wie der Kanzler v. Müller und Goethes letzter Sekretär Christian Schuchardt. G. und M. waren so eins in Dingen der Kunst, daß es beiden oft schwer ward, zu einer Unterhaltung oder Diskussion zu kommen; oft saßen sie stundenlang nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beisammensein befriedigt (Weiz-

säcker a. a. O. XI. XV. XXVI). In Weimar hieß es, so erzählt G. Parthey aus dem Jahre 1827, daß Goethe über kein ihm zugeschicktes neues Blatt oder Bild eine Ansicht zu äußern wage, ehe der „Kunscht-Meyer“ es gesehen habe; „hatte er dann einen realen Anhalt gewonnen, so that er aus der Fülle seines Geistes die vollendete Form hinzu“ (S. 54). M. starb wenige Monate nach Goethe in Jena. Wir besitzen etwa 480 Briefe Goethes an ihn.

36. Freundin. Br. 30 S. 125: „Die Vulpius.“ In Christiane Vulpius, „der kleinen Freundin“ (vgl. W. 2, 373), wie er sie auch an den Hofprediger Günther (den 17. Oktober 1806) nennt, „seiner Freundin und vieljährigen Hausgenossin“ (im Testament vom 24. Juli 1797) sah der Dichter, seit sie ihm einen Sohn geschenkt hatte (25. Dezember 1789), seine „unentbehrliche Lebensgefährtin“; aber erst am 19. Oktober 1806 erhielt die „Gewissensehe“ in der Weimarer Schloßkirche durch die kirchliche Trauung auch ihre Sanktion vor der Welt. Christianens Energie und Geistesgegenwart rettete Goethen, den zwei betrunkene französische Tirailleurs bedrohten, Eigentum und Leben. „Die Geschicke, welche die Ordnung der Welt umkehrten, brachten ihn zur bürgerlichen Ordnung zurück“ (Goedeke, Grundriß Bd. 4 S. 548). Den Charakter der Vielgeschmähten zeigen uns im besten Lichte besonders ihre Briefe an den Bremer Arzt Nikolaus Meyer (G.-Jb. 7, 304 ff.), der während seines Aufenthaltes in Weimar im Goetheschen Hause verkehrt hatte, sowie die an ihren Sohn August (G.-Jb. 10, 5 ff.). Vgl. über sie Scherer, Litt.-Gesch., 1. Aufl., S. 548 ff.; Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf S. 279; O. Lyon in Biedermanns Buche: Goethes Gespräche 9, 119.

37. spricht Göthe sehr selten von Schiller. Am 19. Juni 1805 schrieb Goethe an Zelter die schönen Worte: „Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht.“ Schon trug er sich mit dem Plane, dem geschiedenen großen Freunde „an der eigentlichen Stätte seiner Großthaten eine Huldigung im großen Stile“ darzubringen, nachdem er in den herrlichen Stanzen, die der dramatischen Aufführung von Schillers Glocke als „Epilog“ folgten, zunächst dem Gefühle der Trauer, das die Künstler des Weimarer Theaters um den Verlust des ihnen Entrissenen erfüllte, einen würdigen Ausdruck verliehen hatte.

Jene Worte oben schrieb H. Voß gerade ein Jahr nach der würdig und schön verlaufenen Lauchstädter Aufführung, „der ersten Weihespende auf dem Grabe des großen Freundes" (Suphan, Zum 10. November. Deutsche Rundschau, November 1894). „Schillers Todtenfeyer", das von ihm geplante Drama, blieb Entwurf. „Dem Tode zum Trutz" trachtete er „in seiner Weise, thätig, gemeinsam Begonnenes weiterführend, die Unterhaltung mit dem Freunde, ein geistiges Leben fortzusetzen" (Suphan S. 283). Vgl. Goethe W. 27, 115. Ihm in seinem Schmerze rief der Heimgegangene die kräftige Mahnung zu:

„Nicht in das Grab, nicht übers Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Wert."

Vgl. Goethe an Cotta, 1. Juni 1805 und Unterhalt. mit dem Kanzler v. Müller (4. November 1823) S. 72: „Die echte Sehnsucht muß stets productiv sein, ein neues Besseres erschaffen." — Die Tiefe des Schmerzes, das Gefühl des Verlustes bezeugen eben jene Voßschen Worte. Gelegentlich aber brach der furchtbare Schmerz hervor und gab sich in lauter Klage auf erschütternde Weise kund, wie die Schauspielerin Amalie Wolff erzählt, daß sie Goethe bei der Einübung des „Epilogs zu Schillers Glocke" plötzlich unterbrochen habe mit den Worten: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen" (Gespr. 2 S. 12). Schiller, das fühlte er, war der Wecker gewesen, „der ihm zu rechter Zeit näher trat: mit ihm wehte der Luftstrom einer ethisch straffen Natur daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen, zweiten Frühlings". (Vischer im G.-Jb. 4, 40.) Auf eine „schmerzlich-merkwürdige sehnsüchtige Auslassung" Goethes über Schiller aus dem Jahre 1807, die Bettine aus seinem Munde niedergeschrieben haben will, weist Hildebrand (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht Bd. 6 S. 310) hin: „Wenn man ihn [Schiller] nicht so reich und so ergiebig achtet, so wars, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war."

38. Heros ... Olymp. Vgl. die schöne Ausführung bei H. v. Stein (Goethe und Schiller S. 122 f.), der auch an Schillers „Ideal und Leben" (s. die beiden letzten Strophen) erinnert.

39. Morgen nach Schillers Tode. Nach andern Be-

richten war der Eindruck von Schillers Tod in Weimar gering. Die Bühne blieb am Abend des 9., einem Theaterabend, geschlossen. ebenso an den folgenden Tagen; erst der 13. ist in Burkhardts Repertoire des Weimarer Theaters als Spieltag verzeichnet; am 25. wurde „Maria Stuart" gegeben.

40. Baldur. Baldr, „der Herr", der Sohn Odins und der Frigg, heißt in der Edda (Gylfaginning 48) „der Gute"; ursprünglich war er eine Lichtgottheit, als aber die alten Naturgötter auch zu Vertretern sittlicher Prinzipien ausgestaltet waren, ward Baldr Gott der Gerechtigkeit, Reinheit und Unschuld (Gehring, Die Edda übersetzt und erläutert, 1892, S. 8). Auf Anstiften des bösen Loki ward er von seinem blinden Bruder Hödur (Hod, d. i. „Krieg") mit dem Mistelzweig getötet; sein Tod ist der Vorbote des Weltuntergangs. Der Mythus ist eine symbolische Darstellung des Sieges der Finsternis über das Licht, des Winters über den Sommer. — Der Genius der Geschicke. Ueber diese recht antike Vorstellungsweise vgl. Rud. Hildebrand im Deutschen Wörterbuch unter „Genie" Sp. 3396 ff.

41. Heiligenschein. (Vgl. Br. 30 S. 122.) Von dieser Art „Heiligen" gilt das Wort, daß sie die Welt zu fliehen scheinen, sie in der That aber beherrschen. An Jean Paul schreibt H. Voß (S. 16): „Jene goldenen Worte [qualem terra non candidiorem tulit, auf dem Jean Paulschen Doktordiplom, s. oben S. 172] waren und sind mein stetes Gefühl bei Jean Paul, wie ehemals bei Schiller." Goethes Freund Meyer zum Kanzler v. Müller (Unterh. S. 44): „Es hat nie in eines Menschen Brust ein großartigeres Gemüt gewohnt, eine reinere Gesinnung als bei Schiller ... seine Unterhaltungen waren stets sehr mitteilend und trostreich; denn er wußte jeden Gegenstand gleich zu veredeln und den Zuhörer in lichtere Regionen zu erheben." Selbst ein Gegner wie A. W. Schlegel gestand: „Was ich nie aufhören kann, an ihm wie überall für groß zu achten, die Leidenschaft zum Ewigen" (Haym, Die romantische Schule S. 888). Als die Verbindung der herzoglichen Familie mit dem russischen Kaiserhause bevorstand, warf Schiller, so erzählt Karoline (S. 314), eines Abends im Gespräche die Aeußerung hin, welch eine passende Gelegenheit er habe, in der Person des jungen

Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, dem Kaiserhause viel Schönes zu sagen. Aber am folgenden Tag bemerkte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben." Dieser eine kleine Zug zeigt, wie er den Bereich seiner Dichtung von jeder äußeren Beziehung rein zu erhalten bedacht war. Vgl. übrigens hierzu Kettner (Schr. der Goethe-Ges., 9. Bd. S. LXIV). — täglich sprechen. Charlotte v. Schiller, die in den Briefen an die Verwandten (1, 356 ff.) über die Unbescheidenheit zudringlicher und indiskreter Menschen klagt, die unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht suchen, will über die letzten Augenblicke des Geliebten nur mit denen reden, die sie kennt; denn „was er war, was er uns, was er mir war, fühlt niemand". Vgl. Vollmer, Briefw. zw. Schiller u. Cotta S. 557.

42. mit Goethe einen Auftritt. Am 18. Mai. S. Br. 30 S. 125; Einl. S. 26.

9.

1. Zurückkunft. Goethe war vom 2. Juli abends bis zum 7. in Jena (Tagebuch).

2. bei Schillers. Ein Brief von Lotte an Frau Griesbach aus jener Zeit (Charlotte 1, 383) gedenkt eines Abendbesuchs von H. Voß: „Es ist ein so guter braver Mensch, der einen recht freuen kann; er geht still und emsig seinen Weg fort und treibt sein Geschäft mit Liebe und Eifer. Das findet man so selten, denn die meisten Menschen thun, was sie müssen, nur mit Unlust."

3. Schillers Kinder. Vgl. Br. 30 S. 127; 31 S. 248. Zu 8, 21. Nach dem Tode des Vaters wurden sie von Hauslehrern unterrichtet, unter denen sich Heinrichs Freunde Ukert (1807—1808), der sich später als Historiker neben Heeren durch die Herausgabe der „Europäischen Staatengeschichte" bekannt machte, und Rudolf Abeken (1808—1809) befanden. Ueber Ukert, der als geschickter Sprachlehrer und tüchtiger Mathematiker empfohlen worden war (Charlotte 3, 211 ff. 222) schreibt Charlotte (1, 361): „Der Hofmeister, den das Schicksal den Kindern zuführte, ist mir ein stiller Segen des Himmels, denn sie hätten nicht in bessere Hände kommen können" (vgl. auch ihren Brief an Knebel vom 28. April 1807). Abeken war ein großer Verehrer Schillers, der

ihn gekannt und geliebt hatte (Voß a. a. O. 3, 236). Er lernte damals seine spätere Gattin, eine Nichte Schillers, kennen, Christiane v. Wurmb, die sich in Weimar zu ihrer Ausbildung aufhielt und als Schillers Hausgenossin dessen Gespräche aufzeichnete, die Karoline in Schillers Leben abdrucken ließ (Fielitz, Schiller und Lotte 3, 153). Ernst (vgl. Br. 28 S. 116) trat Ostern 1810 mit noch nicht 14 Jahren in die Prima des Weimarer Gymnasiums ein, wo er den Unterricht angesehener Philologen genoß, wie F. Passows und Johannes Schulzes (1808—1812), des späteren Reformators des preußischen Schulwesens (Charlotte 3, 247 ff.; Varrentrapp, Joh. Schulze u. s. w. S. 107 ff.). Im April 1812 bezog er die Universität Heidelberg und studierte bis Herbst 1813 hauptsächlich alte Sprachen und Geschichte, danach bis Frühjahr 1817 in Jena Rechtswissenschaft. 22 Jahre alt verließ er, zum Kammerassessor und Hofjunker ernannt, das Weimarer Land und fand in Preußen als ein eifriger und tüchtiger Beamter, der als Schillers Sohn die moralische Verpflichtung fühlte, stets „großdenkend und edel aufzutreten", eine seinen Fähigkeiten entsprechende Förderung. Er starb bereits in seinem 45. Lebensjahr an derselben Krankheit, die des Vaters Leben verzehrt hatte. Karoline v. Wolzogen hing an ihm mit inniger Liebe (s. Schmidt, Schillers Sohn Ernst S. 441. 451. 479). Vgl. zu 8, 21 und 13. Karl, der ältere Bruder, verließ Heidelberg nach zweijährigem Studium im Herbst 1812, um in Ruhla praktisch die Forstwissenschaft zu lernen. Im Dezember 1813 ward auch er vom Enthusiasmus der Zeit ergriffen und meldete sich als Freiwilliger (Lottes Brief an Knebel, den 22. Dezember). S. auch zu 7, 24; 8, 21.

10.

1. Ach, sie haben. Aus Matthias Claudius' Liede „Bei dem Grabe meines Vaters" (zuerst 1775 im 1. und 2. Teile des Asmus omnia sua secum portans). Die 1. Strophe lautet:

> Friede sei um diesen Grabstein her!
> Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
> Einen guten Mann begraben,
> Und uns war er mehr.

Bogumil Goltz läßt sein sinniges „Buch der Kindheit" (1. Aufl. 1847) auch in diesen Grundton ausklingen in dem letzten Kapitel, worin er das Charakterbild des Vaters in so warmen Farben zeichnet.

2. ein Verwaister. Mitth. 63.

3. ältester Freund. Als Schiller von Weimar aus im August 1787 einen Abstecher nach Jena unternommen hatte, machte er die Bekanntschaft der Zierden der Universität und genoß von Griesbachs großem Gartenhause entzückt die herrliche Landschaft. Durch G., der ihm die Vorteile der Hochschule schilderte, an der man wie in einer Republik lebe, als unabhängiger Mann, ward er auf den Gedanken geführt, den Stand des freien Schriftstellers mit dem des Gelehrten zu vertauschen (O. Brahm, Schiller II, 1, 121). Als er dann als Professor der Geschichte nach Jena übersiedelte, stellte ihm G. sein Auditorium zur Verfügung, wo er am 26. Mai 1789 seine berühmte Antrittsvorlesung hielt. Ueber die Beziehungen der beiden Familien s. Schiller und Lotte, 2. Aufl., herausgegeben von Fielitz 1879.

4. ich suche ihn. Vgl. Br. 30 S. 121 am Ende.

5. in Träumen. Zu 8, 11. An Mutter Griesbach schreibt H. im April 1806 (Sophronizon XI, 5 S. 28): „Heute Nacht habe ich zum dritten Mal ein göttliches Traumgesicht von unserm Schiller gehabt, welches durch seine öftere Wiederkehr schon für mich eine Realität zu haben anfängt. Ich führte Schiller auf den Deich bei Cuxhaven, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber ehe wir den Gipfel erreichen, erwach' ich und das Traumbild ist verschwunden. Schiller bedarf jetzt nicht mehr des Anblicks irdischer Unendlichkeit; ihm ist eine höhere zu teil geworden u. s. w."

6. der ganzen Welt. Goethe, Epilog: „Nun weint die Welt u. s. w."

7. die Nachricht erfuhr. Mitth. 44 f. 51 f.

8. Sektion. Diese ergab, daß der linke Lungenflügel gänzlich zerstört war. Ueber Schillers Krankheit s. Schiller und Lotte (Register S. 206a).

9. sterbliche Hülle. Vgl. Br. 30 S. 124. Karoline berichtet über die Beerdigung Schillers, im einzelnen nicht ganz in

Uebereinstimmung mit andern Gewährsmännern (Palleske 2, 410): „Zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen. Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr." Der Bürgermeister Schwabe versammelte Freunde und Verehrer des Dichters, um diesem die letzte Ehre zu erweisen. Außer ihm waren beteiligt H. Voß, dessen Freund Stephan Schütze, der Schauspieler Jagemann, der Bildhauer Klauer — von ihm die Goethe-Büste (1779) im Schlosse zu Tiefurt —, der (spätere) Hofrat Helbig. Professor L. F. Froriep aus Halle und Schillers Schwager W. v. Wolzogen, der eben auf die in Naumburg erhaltene Nachricht herbeigeeilt war und auf dem Markte noch den Trauerzug erreichte, folgten dem Sarg. Auf dem Jakobskirchhof im sogenannten alten Kassengewölbe wurde der Sarg beigesetzt und in der Jakobskirche andern Tags dem großen Toten die letzte Feierlichkeit erwiesen, wobei der Generalsuperintendent und Oberpfarrer L. G. Vogt die Rede hielt.

10. kleine Karl. Charlotte an Cotta (2. September 1805): „. . . mit seinem Freund Professor Voß spricht er von ihm [seinem Vater], aber immer mit einer Heiligkeit und Rührung, daß selbst der jüngere Bruder nicht zugegen sein darf." — Reichtum. Vgl. Br. 30 S. 122. — Bild. Mitth. 58. 63. 81. Br. 30 S. 122 und 128. — ewige Stütze. Charlotte (1, 351): „Sein Geist ist um mich und gibt mir Mut in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll u. s. w." Vgl. 1, 492.

11.

1. Zurückkunft. Aus Jena, wo er sich seit Anfang Februar unter der Pflege der Mutter Griesbach befunden hatte. Mitth. 80. — Onkel Boie. B. war wenige Wochen zuvor (3. März), nicht ganz 62 Jahre alt, gestorben. S. Vorbem. zu Br. 1. — wollene Nachtjacke. Zu 7, 7.

2. Krummacher, Friedrich Adolf (1767—1845). Seine Parabeln erschienen heftweise seit 1805, später gesammelt (1830 in 6. Aufl.). Ist Heinrichs Urteil etwa ein Widerhall Goethes? Frei-

lich K.s Sohn, dem als Jenaer Burschenschafter das Glück einer kurzen Unterredung mit Goethe zu teil ward, wurde, wie er wenigstens erzählt, durch ein wohlwollendes Urteil Goethes über seines Vaters „tiefe Dichtungen“ erfreut, die „nach Inhalt und Form klassisch“ seien und „die Herderschen überstrahlten“ (Gespr. 3, 284). Anders urteilte G. später über die „narkotischen Predigten“ (1830) des Sohnes, wie die geistvolle Rezension derselben zeigt (W. 29, 213 f.; Unterhaltungen mit Müller S. 129).

13.

Hesiod, der bedeutendste didaktische Epiker der vorsolonischen Zeit (geboren zu Askra in Böotien), lebte und dichtete wahrscheinlich im 8. Jahrhundert. Die Worte, auf die Voß hier anspielt, stehen im 40. (30.) Verse des arg verstümmelten Gedichtes „Werke und Tage“ (Ἔργα καὶ ἡμέραι). Der Dichter redet dort wohl die bestechlichen Richter, die bei der Teilung des väterlichen Erbes seinem Bruder Perses den größeren Teil zuwandten, an: „Die Thoren, die nicht wissen, wieviel die Hälfte mehr ist als das Ganze (ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός).“ Denn Hesiod verwaltete sein Teil („die Hälfte“) weise, während sich des Bruders Vermögen durch Trägheit mehr und mehr verminderte.

15.

1. Die Tage des Schreckens. Griesbach, der damals 61jährige, durch Kränklichkeit geschwächte Mann, erlebte die Schlacht fast unter seinen Fenstern. Trotz aller Gefahren, die ihn, die Seinen, sein Haus und sein ganzes Eigentum bedrohten, blieb er standhaft, ja bei guter Laune und nötigte dem Feinde selbst Achtung ab. Das Gefühl für Leidende war in ihm stärker als die Sorge um sich selbst; sein Haus war ein Asyl für viele. S. Rud. Abeken (Zeitgen. III, 1. 1829. 8 S. 41). In seiner vollen Würde zeigt ihn ein interessanter Brief, den er über die Schreckenstage an seine Freunde (a. a. O. 56 ff.), in erster Linie wohl J. H. Voß (ebd. S. 59), schrieb. Auf ein am 18. Oktober an die Jenaer Freunde gerichtetes Rundschreiben Goethes, worin dieser

bittet, ihn durch ein Wort über ihr Schicksal zu beruhigen, schrieb er: „. . . die Plünderung in meinem Hause war bisher — denn immer ist man noch nicht ganz sicher — noch zum Ertragen . . . die Lebensmittel waren bisher sehr sparsam, doch hat es am Unentbehrlichsten noch nicht gefehlt . . . Mein Garten und Gartenhaus, in welchem alles erbrochen worden, hat bis jetzt nur mäßig gelitten." S. Rich. und Rob. Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatakten. Leipzig 1882. Frau v. Stein an ihren Sohn, den 24. Oktober (in Goethes Briefen an Frau v. Stein, herausgegeben von Schöll-Fielitz 2, 409).

2. Rack. Auch J. H. Voß gebraucht, wie Klopstock z. B. in der Ode „Der Kamin", anstatt „Arak" die ihm wohl deutscher klingende Form, z. B. in der Junkeridylle „Das Ständchen" V. 59.

3. Schiller nicht mehr lebte. Charlotte schreibt 24. November 1806 an Fritz v. Stein: „Vor diesen schmerzlichen Eindrücken weiß ich den Geist meines ewig geliebten Freundes gern bewahrt, und es ist mir ein Trost, allein zu leiden. Er würde seine Kräfte aufgeboten haben, sich über das Schicksal zu erheben, und gewiß uns allen ein Trost gewesen sein, denn er vermochte alles über sich; aber daß ich ihm diese Ansicht des Lebens erspart weiß, ist mir eine Beruhigung" (1, 498).

16.

1. so unfriedlichen Geschäfte. Gemeint sind wohl die Lasten und Plagen der französischen Einquartierung, darunter zahlreiche Verwundete, die Griesbach in dem (zu 15, 1) angeführten Briefe erwähnt.

2. Abschied. Einl. S. 30.

17.

Kupferstich von Schiller. Wohl der, den Heinrich Schmidt in Jena 1806 nach einem Oelbilde („das einzige ähnliche, was existiert", Zeitgenossen a. a. O. S. 109) der Stuttgarter Künstlerin Frau Ludovika Simanowiz (geb. 1759, gest. 1827), einer Jugendfreundin Schillers und seiner Schwester Christophine — sie malte in den Jahren 1793 und 94 fast die ganze Schillersche

Familie —, für das Weimarer Industrie-Comptoir anfertigte. Jenes Oelbild war damals im Besitze der Frau Griesbach (jetzt im Schillerhause zu Marbach). Karoline (Leben 330) bezeichnet es neben dem (1787 in Dresden gemalten) von A. Graff, das in Körners, nach dessen Tod in Friedrich Försters Besitz kam, sowie die Danneckersche Marmorbüste in der Weimarer Bibliothek als die ähnlichsten Bildnisse Schillers. — In dem Brief an Charlotte (3, 218) vom 15. April 1807 hebt Heinrich auch die traurigen Züge im Bilde hervor, die er auf Schillers Gesicht gesehen, als er zum erstenmale bei ihm gewacht habe. Auch in der Haltung des Kopfes liege etwas Leidendes; aber erquickend sei die Ruhe, die im Gesicht herrsche. Vgl. zu 4, 7 und 7, 22. — Nachbildungen Schillerscher Porträts s. in Könneckes Bilderatlas und in Wychgrams Illustrierter Schillerbiographie 1895.

18.

meine Zuhörer. H. Voß hatte anfangs ein sehr reichlich besetztes Auditorium und er selbst sah als Universitätslehrer einer glücklichen Zukunft entgegen (16. Juni 1807 an Charlotte 3, 220. Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 133). — Am 7. Juli ward er durch den Besuch eines Freundes der Schillerschen Familie beglückt, des Herrn v. Gleichen, des späteren Schwiegervaters von Schillers jüngster Tochter. Dies freudige Ereignis, das all die süßen Weimarer Erinnerungen in ihm lebendig macht, verkündet er jubelnd (3, 221) der verehrten Freundin und noch begeisterter am 30. Juli auch den Freunden Solger und Abeken (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 134 fg.).

21.

Schillers Geisterseher. Die schlechte Fortsetzung von Schillers „Geisterseher“ (1789), die 1796—97 anonym erschienen war — E. Friedrich Follenius (geb. 1773) war der Verfasser —, beurteilt Voß auch im Brief an Charlotte (3, 233) nicht ungünstig: Die Kühnheit F.', ein Werk von der Riesengröße des Schillerschen fortzusetzen, sei dadurch entschuldigt, daß er sieben Jahre gewartet und erst, als der Meister sein Werk liegen gelassen und aufgegeben habe, an seine Arbeit gegangen sei.

22.

Heidelberg. Begeistert schildert Heinrich die entzückende Aussicht, die er von seiner Wohnung aus genießt, an Charlotte (3, 221). Vgl. Herbst II, 2, 101 f. Ueber die hier angedeuteten unerquicklichen geselligen und amtlichen Verhältnisse, in die Heinrich als „widerspruchs- und widerstandsloser Sohn" seines streitbaren Vaters auch mitleidend hineingezogen wurde, s. Herbst a. a. O.

23.

schier (niederdeutsch), lauter, rein. Das Wort gebraucht auch E. M. Arndt, der geborene Rügener.

24.

1. Dannecker, Joh. Heinr. (1758—1841), des Dichters Jugendfreund, hatte die berühmte Büste bei Schillers Besuch in Stuttgart 1794 angefertigt. „Einen enthusiastischeren Freund hat Schiller nicht gehabt, als den Dannecker; dem stehen die hellen Thränen in den Augen, wenn er von Schiller redet" (Voß 1808 an Charlotte 3, 241). Von der Kolossalbüste, die sich jetzt im Museum zu Stuttgart befindet (in Marmor ausgeführt, ist sie die Zierde der Weimarer Bibliothek), sagt er: „Ich glaubte den Schiller in verklärter Gestalt vor mir zu sehen, den hohen Ernst, und dabei die unaussprechliche Güte und Milde u. s. w. Es ist, als ob diese Gestalt so recht mit der Riesengröße seines Geistes harmonierte. Es ist so durchaus Schillers Gesicht, alles bis in die kleinsten Nuancen hinein, und wenn die Büste weinen und lachen könnte, sie müßte wie Schiller lachen und weinen." Und Lotte schreibt an die Schwägerin Christophine (10. Oktober 1810) nach ihrem fünftägigen Besuche in Stuttgart: „Der Anblick von Schillers kolossaler Büste ist einzig! . . . (an ihr) stärkte sich mein Gemüt wieder, und ich bin froh, diesen Eindruck in mir festzuhalten. Er ist so menschlich, so ähnlich und dabei so erhaben über die Welt und das Schicksal, daß es einem ist, als spräche sein Geist uns noch sichtbar Trost und Mut zu. Wie D. seinen Freund liebt, ist so rührend. Auch kann nur ein Freund seinen Freund so bilden" (1, 369 f.). Dannecker selbst schrieb, unter dem erschütternden Eindruck der Todes-

nachricht (Mai 1805) an W. v. Wolzogen (Litt. Nachl. 1, 472): „Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein, als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Vgl. auch ebd. 484 ff. Im J. 1838 wurde dem Andenken Schillers in Stuttgart ein Denkmal errichtet, das erste der vielen ihm seitdem in Deutschland und Amerika gewidmeten.

2. Fernow, Karl Ludwig (1763—1808), anfangs Apotheker, widmete sich (1794—1802) in Rom der Kunst, wurde 1802 Professor der Philosophie in Jena, 1804 Bibliothekar der Herzogin Amalia.

25.

Predigt. S. Einl. S. 16. Der Vater gibt dem Sohne für seine Predigten einmal den guten Rat, von den deutschen Schriftstellern der frühern Jahrhunderte nicht die alte Sprache, sondern „den Ton des thätigen Lebens zu lernen, den unter uns Buchstabenmenschen wenige außer Lessing kannten". Die Griechen und die Römer hätten ihn durchaus gehabt, man denke sie sich nie auf der Studierstube brütend, sondern unter Menschen mit Wärme sprechend. Der Vortrag von der Kanzel müsse nicht nach Konzept schmecken. Das anregende Leben im Hause der herzlichen und gastfreien Griesbachs schildert Abeken (Zeitgenossen a. a. O.).

26.

1. Jakobi. Friedrich Heinrich J. (1743—1819) — Bruder des Dichters Joh. Georg J. — der Verfasser des Romans „Woldemar" (1781), stand J. H. Voß nahe. Dessen Zerwürfnis mit Stolberg, dem sich J. genähert hatte, führte zu vorübergehender Entfremdung, doch setzte J. selbst, und durch seine Söhne, die alten Beziehungen fort. Auf seiner Fahrt von Eutin nach München, wohin er — Heinrich Voß schreibt (G.-Jb. 5, 64) ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ — im Sommer 1805 als Präsident der Akademie der Wissenschaften übersiedelte, berührte er Weimar (s. Voß an Hell-

wag 26. August 1805) und Jena, um den Vater Voß zu bereden, ihm nach dem „wunderlichen Bayern" zu folgen. Dort erschien am 27. Juni auch Goethe plötzlich, um den Jugendfreund zu überraschen. Voß bewunderte Jacobis Kühnheit, sich „unter ein solches Gemisch" zu wagen und warnte ihn brüderlich; die Zukunft gab ihm und seinem Mißtrauen gegen die „hierarchischen Maulwürfe" in München recht. Denn der ganze Plan für die geistige Hebung Bayerns war nur Projekt einiger Minister, nicht der Wille des Volks, und es verschworen sich insgeheim Klerikale und Partikularisten gegen die verhaßten protestantischen Professoren aus Norddeutschland.

2. in Eutin. Die Eutiner Rektorstelle, die durch Bredows Berufung an die Universität Helmstädt erledigt worden war.

3. schwül. Zu 1, 3. — Examinator. Mitth. 2. Einl. S. 18.

4. furchtbar majestätisch. Einl. S. 18. — auftischen. Mitth. 2.

5. Voigt. Christian Gottlob v. V. (geb. 1743, gest. 22. März 1819), Goethes alter Amtsgenosse, war seit 1777 in Weimar, 1794 Geheimrat, 1807 Oberkammerpräsident, 1809 Mitglied der Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstanstalten. Unter der Last seiner Geschäfte erhielt er sich doch einen regen Sinn für Kunst und Wissenschaft.

6. Stolberg. Zu 7, 3.

7. Aufmunterung. Mitth. 72.

8. Brief von Goethe. Vom 21. März 1804. Im Anhang zu den „Mittheilungen" ist ein Brief Goethes an H. vom 17. März 1807 und im G.-Jb. 5, 87 einer vom 22. Juli 1821 mitgeteilt.

9. Hofmeister seines August. Zu 2, 1. An Truchseß S. 55.

27.

1. neue Wohnung. Am Frauenplan, jetzt Goetheplatz.

2. den einen Nachmittag. Der letzte Sonntag vor dem 11. Mai. Mitth. 15. — blauen heimischen Ueberrock. Bei einer „Lustreise nach Erfurt" (Gespr. Bd. 8 S. 281), deren Heinrich an Goethe (14. März 1807) als eines heitern Erinnerungs-

bildes aus der Weimarer Zeit gedenkt, gab G., der für die Gesundheit seines Schützlings Sorge trug, ihm seinen „blauen" Mantel mit zum Schutz gegen die Kälte (G.-Jb. 5, 62). Der „blaue" Rock als Ueberrock gehört so sehr zu Goethes Erscheinung, daß ihn viele nur in dieser Kleidung kannten (vgl. Gespr. Bd. 8 S. 316. 321 u. ö.).

3. Münzen. Der zufällige Erwerb einer Sammlung teils geprägter, teils gegossener Münzen des 15. und der folgenden Jahrhunderte im J. 1803 nährte in Goethe ein Interesse, das durch die Beschäftigung mit dem italienischen Künstler Benvenuto Cellini (s. W. Bd. 30) geweckt worden war. Die Sammlung zählte 196 Stück, die sich später auf 691 erweiterte. W. 27, 95. 150. 435. Tageb. von 1804 (Weimarer Ausg. III, 3 S. 102. 417). Am 24. Januar 1804 zeigt er Frau v. Stein „die für politische und Kunstgeschichte sehr interessante" Sammlung, und am andern Tage sah sie der Schweizer Geschichtsschreiber Johannes v. Müller, der damals Herders verwaiste Familie, den Hof und die Weimarer Berühmtheiten besuchte. Im Jahr 1823 besaß er an die 2000 bronzener Medaillen (Unterh. mit dem Kanzler v. Müller S. 62). An Freund Börm schreibt Voß (1. Mai 1804): „Ich fand ihn seine Medaillen und Münzen durchmusternd. Ich setzte mich zu ihm und hörte aufmerksam seiner lehrreichen Erklärung. Er besitzt eine treffliche Sammlung, die besonders dann Wert erhält, wenn man sie von ihm beschreiben und dem Gehalt und Inhalt nach entwickeln hört u. s. w.", fast gleichlautend mit dem Bericht vorn. Uebrigens kam es Goethen auch bei dieser Liebhaberei auf das an, was er so oft in der Italienischen Reise (z. B. den 5. Juli 1787 von Rom aus) als den Kern seiner Kunststudien bezeichnet, daß er darauf dringe, daß ihm nichts Name, nichts Wort bleibe; er will mit eignen Augen sehen und erkennen; es soll alles anschauende Kenntnis werden, nichts Tradition und Name bleiben.

4. Peterskirche (vgl. zu 3, 4). Der vom Papst Nikolaus im J. 1450 durch Rossalino begonnene Bau blieb nach dessen Tode (1455) ein halbes Jahrhundert liegen, bis Julius II. 1506 den Grundstein zu einem abermaligen Neubau legte und die Ausführung dem genialsten Künstler, Bramante aus Urbino (gest. 1514), übertrug. Nachdem die Ausführung unter den Fortsetzern vielfach

gefährdet war, übernahm den Bau Michel Angelo (1475—1564) ausdrücklich zum Heil seiner Seele (1546). „Er schuf ein Ganzes, das einfach, übersichtlich, klar wie aus einem Gusse erscheint und dem man die verwickelten Geschicke und die widerstreitenden Tendenzen der früheren Bauführungen nirgends ansieht" (Lübke, Gesch. d. Architektur 5. Aufl., S. 733). Die Nachfolger Michel Angelos vollendeten den Bau im Geiste des Meisters. Die letzte Hand legte erst Bernini an den Bau (1629), der das gewaltige Werk mit der berühmten Doppelkolonnade (1667) vollendete.

5. ihm selbst erhaben. Zu 28, 3.

6. wie er dasteht. Mitth. 9. An Truchseß 55: „Mitten im Zimmer blieb er stehen, den rechten Fuß ein wenig vorausgestemmt, und fing an in seinem melodisch kräftigen Baß zu lesen [die Gedichte seines Vaters], gegen das Ende immer feuriger und gediegener, und mit dem Worte Teufel senkte er das Blatt und guckte mich mit starrem aber freundlichem Auge an, als wollte er sagen: „Hab' ich's recht gemacht?""

7. Pestalozzisches System. Der edle Menschenfreund Joh. Heinr. P. (geb. 1746 zu Zürich, gest. 1827), in welchem J. J. Rousseaus Grundsätze über naturgemäße Erziehung fortwirkten, gründete den ersten Unterricht auf sinnliche Anschauung. Eins der von Pestalozzis Schülern bearbeiteten Elementarbücher, durch die jede Familie ihren Bildungsberuf in ihrem Kreise sollte erfüllen können, war das „ABC der Anschauung" oder „Anschauungslehre der Maßverhältnisse"; es erschien zugleich mit der „Anschauungslehre der Zahlverhältnisse" in demselben Jahre wie das „Buch der Mütter" (1803). Durch diese drei Bücher war die Dreiheit von Wort, Form und Zahl praktisch erläutert und als Fundamentalbildungsmittel ins Leben eingeführt. Später (1815) „interessierte sich Goethe lebhaft für Pestalozzis Lehrsystem und sprach sich mit lebhaften Bedenken, ja mit Aufregung gegen die einseitige Ausbildung der analytischen Verstandeskräfte aus" (Rich. M. Meyer, Goethe S. 431). — Rose von einer Nelke. Solger (Nachgel. Schriften 1, 136) nimmt auf dies Goethesche Wort Bezug, indem er Vorzüge und Nachteile des Pestalozzischen Systems geistvoll und unbefangen gegeneinander abwägt. „Was P. Anschauung nennt, ist das gerade Gegenteil der Anschauung, nämlich

Abstraktion." Uebrigens bedient sich H. Voß des Beispiels von der Rose und Nelke auch in dem am Schlusse der Erläuterungen mitgeteilten Briefe an Chr. Niemeyer.

8. Merkel, Garlieb (1776—1850). M., ein Livländer, hielt sich damals in Weimar auf und war 1803—1806 als Herausgeber an Kotzebues Zeitschrift „Der Freimüthige" thätig, worin Kotzebue und sein Anhang Goethes Dichtungen herabsetzten, während sie sich gegenseitig erhoben. Vgl. zu 1, 22. Böttiger, Litt. Zustände 2, 279 ff.

9. Recension. Zu 2, 7.

10. ein Klotz im Wege. Mitth. 4 (Note) und 17.

11. seinen lieben Sohn. Zu 2, 9.

12. Philister. Zu 28, 21. — Bode, August (gest. 1804), Sohn des Berliner Astronomen, war Privatgelehrter in Weimar und übersetzte aus romanischen, nordischen und orientalischen Sprachen. Goethe erwähnt ihn W. 27, 86.

13. Philosophengang. „Wohl eine bloß in Heinrichs Kreise übliche Bezeichnung des unter dem römischen Hause hinführenden Weges." Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 108 Anm. — Goethische Inschrift. Unter der Ueberschrift „Einsamkeit" (W. 2, 7), welche beginnt: „Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen u. s. w." — Das Wehr „scheint jetzt verlegt zu sein und der Wasserfall existiert nicht mehr."

14. Diesen Winter. (Vgl. Mitth. 34; zu 3, 1.) Einl. S. 15.

15. Mein Gehalt. Zu 1, 2.

16. relata refero. Das geflügelte Wort („ich erzähle, was mir erzählt ward") beruht auf Herodot (Buch VII, Kap. 152): „Mir liegt ob, zu erzählen, was erzählt wird, aber mir liegt nicht ob, es alles zu glauben."

27 b.

1. Montag. Zu 3, 1.

2. Liebe, Zutrauen. Ein schönes Zeugnis für Heinrichs Wirksamkeit enthält die Zeitung für die elegante Welt (Briefe an H. Voß III, 51 ff.). „Als Böttger nach Dresden berufen wurde, ... ward H. Voß, vorzüglich zur Förderung einer besseren Methode im Griechischen, nach Weimar verpflanzt. Er bekam sogleich auch

die dritte Klasse für die Anfangsgründe in die Hände ... Sofort begann ein neues Leben; ... alles wetteiferte Griechisch zu lernen, wiewohl die alte Sitte, diesen Unterricht den Schülern freizustellen, für damals noch bestehen blieb. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Lehrers, sein milder Ernst, sein wohlwollender Eifer, sein gediegenes und wahrhaft wissenschaftliches Streben brachte bald einen ganz anderen Geist in diese Studien. Daher hörte bei ihm auch ohne weiteres der Stock auf, zu den Hilfslehrern zu gehören. ... So warme Anhänglichkeit, wie sie Voß als Professor in Weimar bei seinen Schülern besaß, hatte damals wohl noch selten ein Schulmann genossen. Es war der Erfolg der reinsten und biedersten Humanität .". ."

3. Ehrfurcht. Zu 7, 16.

4. Falk, Joh. Daniel (1768—1826), seit 1798 Privatgelehrter in Weimar. Als Satirendichter fand er anfangs Beifall; bald aber zeigte sich, daß „sein Talent mehr auf Aergerlichkeit als Zorn, mehr auf Verstimmung als auf großer ethischer oder künstlerischer Leidenschaft beruhte". Heinrichs Vater, dem er huldigend entgegenkam, war ihm anfangs auch geneigt, erkannte ihn aber bald als „unerträglichen Schwätzer". Die Entfremdung beider übertrug sich später, bis zum Bruche, auf den Sohn (Herbst II, 2, 17). 1813 machte sich F. verdient durch Gründung eines Vereins für Bildung verlassener und verwilderter Knaben. — Die letzte Eselei. Falks kraftvoller Handdruck hinterließ dem Dichter eine Art Gewächs auf der Hand, an dem er sechs Jahre zu tragen hatte, bis er es sich wegschneiden ließ (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 110, Anm.).

28.

1. wollen Wämschen. Zu 7, 7.

2. vorzutauchen u. s. w. V. 23 f. Solger änderte später:

„vorzutauchen strebet sie
Aus Tiefen blut'ger Wogen schon umsonst das Haupt."

reichlich. Aus Homers Odyssee (9, 162 u. ö.).

3. er fühlte die Größe. Goethe war, wie F. H. Jacobi (am 27. August 1774) an Wieland schreibt, „Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet

sei, willkürlich zu handeln". (Vgl. auch G.-Jb. 3, 296.) Diese Kraft des Genies gab ihm das Gefühl, daß er selbst „des Gottes voll" sei (s. Lyon, Gespr. 9, 23). Dieser Prometheischen Stimmung, in der er sich Gott glaubte gleichstellen zu dürfen, hatte er damals (1804) längst entsagt, vielmehr gelernt, das Unbegreifliche still verehren; dennoch weiß er sich, wennschon in einem demütigeren Sinne „des Gottes voll". Vgl. zu 27, 5. Als Schiller (9. August 1795) Humboldt sein Gedicht „Ideal und Leben", in dem sich dem Freunde „so rein wie noch nie die Produktion des Genies offenbarte", überschickt, schreibt er: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht ... Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin u. s. w." So konnte er sprechen, wie Goethe „sein ganzes Selbstgefühl, die Kraft seines Genies ohne Hehl" (Gespr. 2, 139) gar oft aussprach.

4. Schleiermacher. Friedrich Sch. (1768—1834) ist der eigentliche Vater der neueren Theologie, durch Anlage, Erziehung und Bildung „vorzüglich geeignet, das Wesen der Religion in eine neue und helle Beleuchtung zu setzen"; ihm war die Religion „das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott". Heinrich V. stand zu ihm in freundschaftlichen Beziehungen (s. Charlotte 3, 224; ein Brief Sch.s an Voß im Progr. von Eutin 1864, S. 27 f.).

5. in Stolbergs Gegenwart. Zu 7, 3. „Nie kann ich Goethe ansehen", schrieb er nach den ersten Begegnungen mit ihm (1802) an Hellwag, „ohne daß mir Stolberg einfällt, so auffallend ist mir eine gewisse Aehnlichkeit des Profils".

6. Unsterblichkeit. Bei der Frage nach seinen religiösen Ansichten erinnere man sich der Bemerkung des Kanzlers v. Müller (Unterh. S. 23), daß ihm „über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit nur selten ein entschiedenes Wort abzugewinnen" war. Vgl. H. Grimm in der Deutschen Rundschau, Bd. LX (1889) S. 471. In jenem Gespräche aus dem Jahre 1818 bezeichnet Goethe als „schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben". „Der Mensch, fährt er fort, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen,

hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit." Von einem sehr ernsthaften Gespräch, worin sich Goethe über den Glauben an persönliche Fortdauer bestimmt aussprach, berichten gleichfalls Müllers Aufzeichnungen (S. 70) aus dem Jahre 1823: „Es sei einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit (vgl. Sprüche in Prosa Nr. 571; W. 19, 121) in sich selbst und ganz unwillkürlich. Aber sobald man objektiv aus sich heraustreten wolle, sobald man dogmatisch eine persönliche Fortdauer nachweisen, begreifen wolle, jene innere Wahrheit philisterhaft ausstaffiere, so verliere man sich in Widersprüche." — mit heiliger Ehrfurcht. Dies Geständnis Vossens erinnert an die schönen Worte in Goethes Marienbader „Elegie" Str. 14.

7. Ihr sollt den Klugen. Es schwebt ihm wohl 1. Kor. 1, 20 vor: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht?"

8. neue Ausgabe. Diese erschien (in 12 Bdn.) 1806 bis 1808; es war die erste der drei Cottaschen Ausgaben.

9. Götz umgearbeitet. Vgl. Tag- und Jahreshefte (W. 27, 112). In dieser Bühnenbearbeitung wurde der Götz erst den 22. September in Weimar aufgeführt, und dann in zwei Teile geteilt am 29. September („3 Akte" nach Schillers Kalender) und 13. Oktober (2. Teil) 1804; mit den für eine kürzere Aufführung notwendigen Auslassungen und Aenderungen am 8. Dezember. Gedruckt erschien er bekanntlich erst nach Goethes Tode im 2. Bd. der Nachgelassenen Schriften.

10. Babo. Jos. Marius v. B. (1756—1822), von welchem drei Jahre nach Goethes Götz „Arno, ein militairisches Drama" (1776), 1781 „Otto von Wittelsbach, ein Trauerspiel in 5 Aufz." erschienen.

11. Der ganze Faust. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht; der 1. Teil erschien 1808, der 2. erst 1832, nach seinem Tode. Vgl. Goethes Brief an W. v. Humboldt vom 17. März 1832, geschrieben am Morgen desselben Tages, an dem er tödlich erkrankte.

12. Puppi. Zu 1, 24.

13. Hyperboreern. Kotzebue hatte in dem Stücke: „Der hyperboräische Esel, oder die heutige Bildung. Ein drastisches Drama 1799" die Brüder Schlegel verspottet. — Die H. der griechischen Dichtung, ein sagenhaftes Volk im äußersten Norden, führten unter Apollos Schutz in einem Lande, wo die Früchte wunderbar schnell reiften und kein rauher Wind wehte, ohne Streit und Sorgen ein seliges Leben.

14. Prometheus. Anspielung auf Falks (s. zu 27b, 4) „Prometheus, ein dramatisches Gedicht in 5 Aufz." 1803.

15. Freimütigkeit. Des gehaßten Kotzebue Zeitschrift hieß „Der Freimüthige" (s. zu 27, 8).

16. Oedipus auf Kolonos. Von Solger übersetzt (Berlin 1808). S. Vorbemerkung zu Br. 26.

17. ὑποφήτης. Verkündiger, Ausleger, besonders des göttlichen Willens, eines Orakels.

18. Würzburg. Zu 4, 1.

19. Zwiebelmarkt. Noch heute auf demselben Platze und zur selben Jahreszeit.

20. Nachteule. Ein „ehrenvoller" Beiname wohl darum, weil die Eule der Vogel der Athene, der Göttin der Kunst und Weisheit, war; oder wegen des hell und scharf blickenden Auges?

21. Philister. Vgl. Br. 31, S. 249. Ein Lieblingswort der Xeniendichter (vgl. Xenien 1796, Nr. 9. 884. 886. 887), von dem Voß behauptet, daß Schiller es „in Umlauf gesetzt" habe; doch ist es Goethen schon in der Götz- und Wertherzeit geläufig. H. v. Stein (Goethe und Schiller S. 54 f.) sieht „in der inneren Erhebung" über sich selbst, von der alles Ideale der Kunst und alle siegende Kraft im Leben sich ableite, das Gegenteil vom Wesen des Philisters, wie Schiller das Wort auffaßt. „Zur Ehre Schillers" bemerkt Voß (an Truchseß 101), ob mit einem Seitenblick auf die jüngern Romantiker (Tieck), die seinen Vater als den Haupttypus philiströser Aufklärung verspotteten, bleibe dahin-

gestellt: „Keinen Stand versteht man darunter, sondern den linkischen, den geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister. Ein Handwerker kann in seiner Art ein Lessing, ein Shakespeare sein, z. B. ein erfindender Tischler. Ja selbst ein mechanischer Handwerker ist kein Philister, wenn er bloß sein will, was er ist ... Einen prächtigen Philister zeichnet Goethe im Wilhelm Meister [in Werner; s. Schiller an Goethe Nr. 180] mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kuckuck zuruft." Ueber die Herkunft und Ausbreitung des von Jena wohl ausgegangenen Wortes s. Kluge, Deutsche Studentensprache (Straßburg 1895) S. 73.

22. Voigt. Gemeint ist wohl der Professor der Botanik Friedrich Sigismund V., Bergrat und Hofrat, den Schiller (an Goethe Nr. 121) zu den „Kathederhelden" zählt. — Ulrich, Professor in der philosophischen Fakultät, der durch die Beteiligung an der gegen Fr. Schlegel inscenierten Chikane (Schiller an Goethe, den 16. März 1801) zur Genüge als Philister gekennzeichnet wird.

29.

1. Goethe auf dem Todbette. Mitte Februar packte ihn die Krankheit — Nierenkolik mit heftigen Krämpfen —, von der er sich erst Ende April erholte. Die Zufälle aber kehrten wieder bis in den März des folgenden Jahres. Doch fand sich nach Vossens Bericht an Abeken im J. 1806 (Gespr. 1488) die frohherzige Stimmung wieder ein, wie der launige Wunsch bezeugt: „Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz [2. Dezember 1805] gefallen sind." Vgl. über den Verlauf der Krankheit auch Goethes Briefe an Frau v. Stein (herausgeb. von Schöll-Fielitz), 2, 402 ff.

2. Stark. Leibarzt und Professor der Medizin in Jena. — wiedergeschenkt. Im Dezember 1797 erkrankte J. H. Voß an einer heftigen Hirnentzündung (s. Br. an Goethe, G.-Jb. 5, 43).

3. Luther. Wie hoch Goethe von Luther und seinem Werke gedacht hat, darüber können uns schon die Aeußerungen und Zeugnisse belehren, die Th. Vogel in der Schrift „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen, Leipzig, 1888" zusammengestellt hat, besonders aus den Jahren 1816 ff., wie Nr. 873—876. 878. 879. 883. 884. 892. Ueber seine Zugehörigkeit zum Protestantismus hat Goethe nie einen Zweifel gelassen. Nicht völlig gerecht aber wird der Dichter des Faust der Teufelsimagination des Reformators, aus der grade die Sage entsprungen ist, auf welcher seine gewaltigste Dichtung beruht. Bei aller geistigen Größe und sittlichen Kraft war Luther ein Kind seiner Zeit, deren ganzes Geistesleben eben von jener Teufelsimagination, gegen die Goethe wettert und flucht, beherrscht wurde. Luther übernahm, wie Erich Schmidt sagt, „die erschütternde Auseinandersetzung des mittelalterlichen und modernen Menschen"; ein wesentliches Stück der mittelalterlichen Weltanschauung aber war der Teufelsglaube. „Wie der Lieblingsapostel des Protestantismus, Paulus, von Faustschlägen des Satans berichtet, so faßte Luther seine inneren Kämpfe als ein Ringen mit dem Teufel auf." Und Luther widersteht allen Versuchungen und überwindet ihn durch Gebet. Vgl. J. Köstlin, Luthers Leben 1, 152. In der Geschichte der Farbenlehre (W. 36, 108) schließt Goethe eine Auslassung über Luthers Aberglauben mit den Worten: „Und doch ist und bleibt er, der er war, außerordentlich für seine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf die That an; er fühlte den Konflikt, in dem er sich befand, nur allzu lästig, und indem er sich das ihm Widerstrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüt nur desto lebhafter aufgeregt, dem Feindseligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen." Da haben wir vermutlich Anlaß und Inhalt jenes Gesprächs mit Voß. — Die Ohrenbeichte verwarf Luther an sich nicht, nur hielt er eine vollständige Beichte aller Missethaten („eine ganz reine Beichte") für unmöglich; denn kein Mensch könne Gewißheit haben, „wenn er ganz rein gebeicht habe". Vgl. J. Köstlin in Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 9, 64. — wie einem Beichtvater. Zu 3, 4 am Ende.

4. Cervantes (1547—1616), der Dichter des „Don Qui-

xote", schildert in den „Novellen", worin seine Meisterschaft als Erzähler besonders hervortritt, teils das spanische Volksleben, teils eigene Erlebnisse.

5. Schiller ... gefährliche Tage. Goethe gedenkt dieser schlimmen Tage, in denen ihre persönlichen Zusammenkünfte unterbrochen waren, in den Annalen: „Wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung." Am 22. Februar schreibt Schiller an Goethe, der, selber nur erst genesend, sich besorgt nach dem Befinden des Freundes erkundigt: „Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall [9. und 11. (?) s. Kalender] scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustand überfallen, daß mir ebenso zu Mute ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe eine gewisse Mutlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist." Was ihm in solcher Leidenszeit Lotte war, spricht er einmal schön gegen Körner aus: „Ihr Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit der Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter." — gewacht. Vgl. Br. 31, S. 247. Mitth. 40. 47.

6. Hain (1781—1851). Privatgelehrter in Weimar; er übersetzte Sismondis „Litteratur des südlichen Europas" und war Redakteur des Brockhausschen Konversationslexikons.

7. dem jugendlichen Schiller. Br. 30, S. 123.

8. Krause. Im Briefwechsel mit Jean Paul erscheint er öfter, so als Verfasser eines Buches über den Nachdruck (S. 9. 11), eine Frage, die auch Heinrichs Interesse erregte (an Truchseß 80 ff.). K. war eine Zeitlang Solgers Hausgenosse (s. Nachgel. Schr. 1, XVI. 140. 142 u. ö.) und starb 1826 als Justizrat in Berlin (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 121, Anm.).

30.

1. Wilhelm, Heinrichs Bruder (geb. 1781), studierte Medizin in Halle, Jena, Heidelberg und ging 1807 zu weiterer praktischer Ausbildung nach Berlin und nach Kopenhagen, wo er im gastlichen Hause Niebuhrs verkehrte. Er starb 1841 als Arzt in Eutin.

2. Heiligen ... Glorie. Mitth. 50. 63. Br. 31 S. 245. 246. 248. Zu 8, 41. — dieser Traum. Zu 8, 11.

3. Wasserelements. An Truchseß 75. Zeitgenossen 83.

4. Ich höre fern. Worte der Beatrix in der Braut von Messina bei ihrem ersten Auftreten.

5. Jüngling. Br. 29 S. 121.

6. Vater. Mitth. 51. Br. 31 S. 246. — cunning. Mitth. 38.

7. Haarlocke. Zu 8, 20.

8. Abschied. Zu 10, 9.

9. Wehmut. Aus Maria Stuart 2, 4.

10. Goethe lehrt mich. Wohl darf hier auf die schöne Ausdeutung des Goetheschen Entwurfs „Schillers Todtenfeyer" hingewiesen werden, die Suphan (Deutsche Rundschau, November 1894) geistvoll unternommen hat. Neben dem „er war unser", das den Schmerz und die Trauer linderte, wird Voß aus Goethes Reden auch als Trost vernommen haben, was freilich in anderm Sinne das Vaterland (S. 292) den Deutschen dort zuruft: Hier angesichts des „Regen" gilt es ein kräftiges Memento vivere auszusprechen. Euch stärke der Anhauch seiner Kraft! „Aufs Leben seid, nicht auf den Tod bedacht!"

> Nicht in das Grab, nicht übers Grab verschwendet
> Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Wert.

11. Ausgabe. Zu 28, 8. — Optik. Die Farbenlehre erschien 1810. Schillers Teilnahme auch an dieser Arbeit, von der ihm Goethe mit dem letzten Briefe „einige geschriebene Hefte" zugeschickt hatte, bekundete sich „in angestrichenen Stellen", die der Ueberlebende sich „in seinem Sinne deuten" konnte; „und so wirkte", sagt Goethe (W. 27, 116), „seine Freundschaft vom Totenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen sich

gebannt sah". Nach des Freundes Tod „suchte Goethe abzuschließen, sein litterarisches Vermächtnis zusammenzufassen, und geriet in neue Produktion" (s. die vorige Anm.). Scherer, Gesch. d. deutschen Litt. S. 580.

12. Kannegießer, K. F. L. (1781—1861). Seine Schrift „Ueber Goethes Harzreise im Winter", worin er das „abstruse" Gedicht (1777) zu entziffern suchte, bewog Goethen, dem er das Heft (im Dezember 1820) zugeschickt hatte, „die sonderbaren Bilder früherer Jahre aus den letheischen Fluten wieder hervorzurufen" und veranlaßte ihn zu den in einem längeren Aufsatze (W. 1, 147 ff.) gegebenen Aufschlüssen über jene ganze Epoche (W. 27, 276. 537). — Beaumonts und Fletchers. Die Dramen der beiden Zeitgenossen Shakespeares, übersetzt von K., erschienen (2 Bde.) 1808 in Berlin. Fletcher gehörte früher zu Heinrichs Lieblingen, und er übersetzte (1804) dessen „Seereise", um sich zu üben, überließ aber das Stück dann seinem Freunde K. (an Jean Paul S. 19 f.).

13. jugendlicher Zirkel. Dazu gehörten wohl außer Riemer und Kannegießer noch Bode (zu 27, 12), Hain (zu 29, 6), Stephan Schütze und Herr v. Jariges (s. G.-Jb. 5, 66), die er außer seinem Landsmann Martens, den er als Erzieher für Schillers Kinder empfahl, als seinen näheren Umgang in Weimar auch im Briefe an Riemeyer (Zeitgenossen S. 106) bezeichnet; mit seinen Kollegen lebte er in Frieden, aber Herzensfreunde hatte er unter ihnen nicht. Von den Genannten hat sich nur Joh. Stephan Schütze (geb. zu Olverstädt bei Magdeburg 1771, gest. 1839 zu Weimar) durch seinen „Versuch einer Theorie des Komischen" einen dauernden Namen erworben. In Gustav Schwabs Mustersammlung ist S. 325 ein Gedicht von ihm abgedruckt: „Die Braut im Walde."

31.

1. brachte Freud. Aus dem Neujahrslied von J. H. Voß

2. Schüler. Als Jenaer Student.

3. will euch meinen Geist. Vgl. Joh. 14, 26 und Hesekiel 36, 27; 37, 14.

4. Andreas. Sohn von Fr. L. Stolberg.

5. mit seinen Kindern. Mitth. 48. 55. Br. 30 S. 123.

6. Krankengeschäft. Mitth. 40. 45. 47.

7. Pfeife. Zu 8, 8. — Redoute. Mitth. 47. — Schokolade. Ernestine erzählt (Briefe III, 11), daß Heinrich in Eutin an schulfreien Nachmittagen Spaziergänge auf ein benachbartes Dorf gemacht habe, wo aus erspartem Taschengeld angeschaffte Schokolade gemeinsam gekocht wurde. — Bretterkrug. Nahe bei Eutin (Arch. f. Litt.-Gesch.).

8. Laubthaler. Ein französischer großer Thaler (seit 1726) mit einem großen Lorbeerkranz auf dem Revers.

9. Stehpult. Bei der Uebersiedelung nach Heidelberg mußte er es, da es sich nicht zerlegen ließ, zurücklassen; später kam es in den Besitz des Königs Ludwig I. von Bayern (Charlotte 3, 201). — Tabakspfeife. Zu 8, 8. 31, 7.

10. Tell. Zu 8, 26. Vermutlich wohnte auch Heinrich der ersten Aufführung des Tell (17. März 1804) in Weimar bei, zu der Schiller Ernestine Voß in seine Loge eingeladen hatte. „O wer Euren Tell, Euren neugeschaffenen Götz mit ansehen könnte!" klagt der wohl durch Krankheit zurückgehaltene J. H. Voß (an Goethe, 11. März 1804, G.-Jb. 5, 47). Noch im Jahre 1833 erinnert sich Ernestine mit Rührung an „Schillers unbeschreiblich heiteres Gesicht" während der Vorstellung (Briefe an J. H. Voß III, 2, 48). — Haare. Zu 30, 7.

11. Tabaksfleckchen. Mitth. 59. Durch den Druckereibesitzer Goepferdt in Jena läßt sich Schiller auf der Leipziger Messe nicht nur mit Zucker und „Coffee", sondern auch mit „Rauch- und Schnupftoback" versorgen. S. Schillers Geschäftsbriefe S. 330. 340.

12. Mädchen von 4 Jahr. Ein Versehen, das freilich nochmal begegnet (Karoline, geb. 11. Oktober 1799). — Karl und Ernst. Zu 9, 3.

13. Adolf, Schillers Neffe (geb. 1795), der Sohn von Karoline v. Wolzogen, die sich 1794 mit Wilhelm v. Wolzogen verheiratete, nachdem die Ehe mit Herrn v. Beulwitz gelöst war (s. Schiller und Lotte I, 4; III, 100 u. ö.; O. Brahm, Schiller II, 1 S. 132. 134). Adolf, ein Knabe von „herrlichen Anlagen", wurde eine Zeitlang mit seinen Vettern zusammen unterrichtet (Charlotte 3, 211 u. ö.). Als sächsischer Kürassier nahm er teil an den Freiheitskriegen und bestand glücklich alle Gefahren. Darauf

trat er in preußische Militärdienste, die er aber aus Gesundheitsrücksichten 1821 verließ; durch einen traurigen Zufall verunglückte er auf der Jagd in der Nähe von Arnstadt am 10. September 1825. Ergreifend sind die Tagebuchblätter der schwer geprüften Mutter im Litterar. Nachlaß 1, 73 f. (2. Aufl.). Vgl. zu 7, 19.

14. Philister. Zu 28, 21. — rufte. Die im Nhd. heute aufgegebene Form, die aber oberdeutsche Mundarten neben „rief" zum Teil noch bewahrt haben, ist (neben „rief") bei den Dichtern des vorigen Jahrhunderts, Klopstock, Goethe, Schiller u. a., nicht selten.

15. Worte des Geistlichen. Br. 30 S. 124.

16. Wolken entziffert. Mitth. 53.

17. Eltern ganz entzückt. Vier Wochen nach seiner Rückkehr aus Heidelberg (8. Oktober 1806) schreibt Heinrich an Solger (Arch. f. Litt.-Gesch. 11, 129): „Es war mir ein unbeschreibliches Gefühl, meine Eltern einmal ganz glücklich zu sehen, was wirklich in Jena nie der Fall war und die letzten 8 Jahre in Eutin auch nicht." Der sehnliche Wunsch nach einem eigenen Hause und Garten erfüllte sich ihnen hier. Vgl. Herbst II, 2, 14. 27 und 99. 283; Briefe von J. H. Voß III, 2, 29.

18. Wilhelm. Zu 30, 1. — Hans. Der vierte Sohn (geb. 1783), der Liebling und der schönste der Brüder, war das Sorgenkind der Eltern. Da er im Alter von drei Jahren durch eine Krankheit schwerhörig geworden war, lernte er anfangs das Tischlerhandwerk, ward aber später ein tüchtiger und geachteter Baumeister; er starb als Baurat 1849 in Freiburg i. B. — Abraham. Der jüngste Bruder (geb. 1785), benannt nach seinem Paten, dem Kapellmeister Schulz, dem Freunde des Vaters, den jener für den Rufnamen erst durch den schelmischen Hinweis auf den Wohlklang des dreifachen A gewonnen hatte. A., an dem die Mutter „des Vaters Festigkeit und Ausdauer" rühmte (bei Polle 16, 4. 5), studierte Philologie und ward 1810 Lehrer am Gymnasium zu Rudolstadt, 1821 zu Kreuznach; er starb 1847 in Düsseldorf.

32.

1. Truchseß. Mit Christian Truchseß von Wetzhausen (1755—1826) wurde Heinrich auf einer Reise, die er 1810 zur

Kräftigung seiner Gesundheit zu den schwäbischen Freunden unternahm, in Stuttgart bekannt. Von dem trefflichen Menschen, der „alle Schillerschen Gedichte fast auswendig" wußte und mit den bedeutenderen Werken der Litteratur vertraut war, rühmte er, daß er „außen Erz und innen Herz" sei. Wegen seiner „alten deutschen Biederkeit" erschien er seinem Freunde als der echte Edelmann, wie „ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutscher Herzlichkeit". „Glücklich sein und glücklich machen," lautet das Urteil der menschenkundigen Ernestine Voß, „das scheint der Wahlspruch seines Lebens zu sein." In der Nähe dieses Mannes, der mit ruhiger Heiterkeit seine körperlichen Leiden erträgt — es mangelte ihm der volle Gebrauch des Gehörs und Gesichts —, schreibt Heinrichs Mutter, fühlt man sich „so fern von allem, was dem Staube anhaftet, so durchdrungen von der Sehnsucht, gut und brav zu sein" (Charlotte 3, 196 ff.). Andere gleich warme Schilderungen dieses Ritters ohne Tadel führt Polle an (a. a. O. 6, 12, 5). Briefe von Truchseß an Karoline v. Wolzogen, in denen er der Freundin ein liebenswürdiger, aber ausdauernder Dränger und Treiber zur Biographie Schillers ist, finden sich im Litterar. Nachlaß (Leipzig 1849) 2, 387 ff.; vgl. 1, 70 (2. Aufl.).

2. dreizehn Jahr. Zu 31, 10.

3. Bredow. Gottfr. Gabriel B. (1773—1814), ein Schüler F. A. Wolfs, ward von Voß 1794 nach Eutin berufen und sein Nachfolger im Rektorat, 1804 Professor in Helmstädt. Seine schriftstellerische Thätigkeit war besonders der Geschichte (s. Goethe, Zahme Xenien, W. 2, 371) gewidmet. Da er wegen seiner schlecht verhehlten nationalen Gesinnung unter der französischen Knechtschaft zu leiden hatte, zog er 1809 nach Frankfurt a. O., wo er segensreich wirkte, wie auch seit 1811 in Breslau als Leiter des Schulwesens.

4. Haarlocke. Zu 8, 20.

5. diesen Sommer. S. 172.

6. Titan. Heinrichs Urteil über Jean Paul wechselte sehr. So kam er 1814 (an Truchseß S. 59), die Uebertreibung im Titan tadelnd, zu dem allgemeinen Ausspruch über Jean Paul: „Zur Goetheschen Einfachheit gelangt er nicht" (vgl. ebend. 76). Aber dennoch bekennt er (S. 77), daß „Siebenkäs" und „Titan" ihm von jeher am besten gefielen, weil sie ihm die reinsten schienen.

Zu Brief 7, Vorbemerkung (S. 73).

Neben einem ernsten Interesse für die Kunst und echter Begeisterung für die ungehobenen Schätze der älteren vaterländischen Dichtung war es der Gedanke der nationalen Erziehung, die Ueberzeugung, daß es möglich sei, durch eine Wiedererweckung des alten Volksepos „die Zeitgenossen zu alter Einfachheit und Kraft wieder aufzurichten", was in Chr. Niemeyer den Vorsatz zur Reife brachte, seinem Volke jene großartigste Dichtung aus der eigenen Vorzeit durch eine moderne Uebertragung zurückzugeben. In derselben Zeitschrift [1]), in der kurz zuvor (März 1805) H. v. d. Hagen die erste Probe seiner sogenannten „Erneuung" des Nibelungenliedes — ein widerliches Gemengsel von alter und neuer Sprache — veröffentlicht hatte, kündigte im April der Herausgeber begeistert eine andre Bearbeitung an vom „Prediger Christian N.", der sich unabhängig von v. d. Hagen schon seit mehreren Jahren jener Aufgabe gewidmet hatte. Im Mai erschien (S. 339—356) die Probe in reimlosen fünffüßigen Jamben, „schön, lebhaft und fließend", jedenfalls genießbarer und verständlicher als die des Rivalen. Wie N., hatten auch v. d. Hagen und der zu dieser Aufgabe berufenste, L. Tieck, der bereits im November 1804 seinen Freunden den Anfang seiner Uebersetzung vorgelesen hatte (G. Klee, Zu L. Tiecks germanistischen Studien S. 18), die strophische Form damals noch nicht erkannt. A. W. Schlegel empfahl für eine Uebertragung den Hexameter, der Herausgeber der Eunomia erklärte die Ottave für die geeignetste Form. In der Absicht, Heinrichs Urteil in dieser Frage herauszufordern, sandte N. vermutlich seine Probe auch an ihn, der den alten Freunden als bewährter Uebersetzer und einsichtiger Kritiker galt. Die Antwort auf N.s Frage liegt uns offenbar in dem nachfolgenden Brieffragmente (Zeitgenossen a. a. O.) vor, das allem Anscheine nach dem Briefe Nr. 8 (oben S. 82 ff.) angehört hat [2]). Wenn N. seinen Plan einer Ueber-

---

[1]) Eunomia. Eine Zeitschrift des 19. Jahrhunderts. Berlin 1801 ff.

[2]) Am Schlusse des undatierten Briefes erwähnt Voß eine Rezension, die am 12. und 13. August 1806 in der Jenaer A. L.-Z.

setzung des vollständigen Nibelungenliedes aufgab, so wird dies nicht der schnöde Ton, in dem v. d. Hagen von seinem Versuche sprach (Der Nibelungen Lied. Berlin 1807, S. 487), bewirkt haben, sondern die überzeugenden Ausführungen des Freundes, deren ceterum censeo wir ebenso entschieden bei Solger (Nachgel. Schr. 1, 97) vernehmen, bestimmten ihn, andern das Feld zu räumen.

Heinrich Voß schreibt an Niemeyer:

„In den Bezirken, worin Du jetzt mit Leib und Seele lebst, Biographie und altdeutschem Wesen, bin ich völlig fremd [1]) . . . Vor etwa anderthalb Jahren haben wir auf Goethes Zimmer (Riemer, Fernow und Meyer waren außer mir gegenwärtig) ein Stück aus den ‚Nibelungen‘ gelesen, das von Hagen, meinem Universitätsfreunde, herrührte. Es fehlt noch an Biegsamkeit des Ausdrucks, das war unser einstimmiges Urteil. Die Einleitung war sehr unverständlich, rauh, indexmäßig, mehr einer Relation als einer Darstellung gleichend. ‚Was auch noch zu tadeln sein mag,‘ fügte Goethe hinzu, ‚wir wollen diese Bemühung mit Dank hinnehmen.‘ [2]) Die Wahl des Hexameters will mir so wenig behagen, als die Stanze oder der à la Nicolay gereimte Jambus. Jede dieser Versarten wird notwendig einen andern Charakter mit sich führen. Der Hexameter ist außerdem ein so außerordentlich schwieriges Silbenmaß und erwirbt heutzutage wenig Dank, wenn er nicht in der höchsten Vollkommenheit erscheint. Mein Rat ist, man bleibe bei der Form des Originals und vertausche nur veraltete Ausdrücke mit verständlichern. An der Ausführbarkeit überhaupt zweifle ich nicht, da ich sehr hohe Begriffe von der Biegsamkeit unserer Sprache habe. Ich denke, jeder Stil, jede Form, jede Schattierung, Farbe und Tonart läßt sich in unserer Sprache ausdrücken; und wenn man uns peruanische Idyllen gäbe, die

---

Nr. 189 und 190 erschienen ist. Hiernach fand die erwähnte Vorlesung im Frühjahr 1805 statt.

[1]) Von arger Befangenheit zeugen die beschränkten Ansichten, die er später (an Truchseß, 20. September 1813) mit einer gewissen Dreistigkeit über „die sogenannte altdeutsche Poesie“ vortrug.

[2]) Ueber Goethes Verhältnis zum deutschen Altertum s. Lyon, Gespr. 9, 108 ff.

unter dem Himmelsstriche einer ganz andern Welt entstanden sind, sie müssen sich mit allen ihren specifischen Eigentümlichkeiten bis auf die feinsten Nüancen in unserer Sprache ausdrücken lassen. Halte — das ist mein Zuruf bei den ‚Nibelungen' — halte die Form heilig, welche der begeisterte Dichter während der Schöpfungsstunde auf göttlichen Antrieb wählte; sie ist zu innig vom Geiste der Dichtung durchdrungen, als daß der selbige Geist auch noch in einer andern Form sich ausdrücken könnte. Nimm den Geist der Rose; er gestaltet sich nur als — Rose. Verlange nicht von der Nelke, daß sie sich als Rose gestalten und zugleich Nelke bleiben soll; es ist unmöglich, unter allem Unmöglichen das Unmöglichste [1]). Ja, ich würde noch weiter gehen und das Umarbeiten der altdeutschen Epopöen ganz verbieten, wenn ich nicht einsähe, daß unsere Sprache von der echt altdeutschen gar zu sehr abwiche, nicht etwa wie der schwäbische Dialekt von dem holsteinischen, sondern etwa wie der dänische vom schwedischen. Es findet hier keine Modernisierung, sondern wohl eine wirkliche Uebersetzung statt..."

„Ich sehe," schließt er, „nur in der Form den Genius und bin eines Andern nicht fähig, wie ich auch in der vor 14 Tagen abgesandten Recension des Danzschen Aeschylos öffentlich bekannt habe." —

Zu S. 72 Anm. 2 sei hier die Vermutung nachgetragen, daß wohl N. selbst schon die dort erwähnten Briefe unter dem Titel „Eine Reliquie von Klopstock" (so in einem handschriftlichen Verzeichnis von N.s Schriften) in der Monatsschrift „Emma" (1819, Halberstadt), um die ich mich vergeblich bemüht habe, veröffentlicht hat.

---

[1]) S. Heinrichs Brief an Solger vom 15. Mai 1804 (zu 27, 7).





